

HEYNE
BÜCHER

Der neue
Erfolgsautor aus England!

James
Herbert

UNHEIL

Roman



JAMES HERBERT

UNHEIL

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/7974

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE FOG
Übersetzt von Walter Brumm

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREWARE
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Copyright 1975 by James Herbert
Copyright der deutschen Ausgabe 1990
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1990
Umschlagfoto: Bildagentur Mauritius/Raba, Mittenwald
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Werksatz Wolfersdorf GmbH
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin
ISBN 3-453-03676-X

I

Allmählich erwachte das Dorf aus seinem Schlummer und belebte sich — langsam, denn in diesem Teil Wiltshires nahm alles seinen gemächlichen Gang. Eine Stimmung von Zeitlosigkeit, die von den Dorfbewohnern im Laufe der Jahrhunderte sorgsam gepflegt worden war, beherrschte das Alltagsleben. Neu Zugezogene paßten sich bald dem geruhsamen Tempo an und begrüßten das Gefühl von Sicherheit, das damit einherging. Unternehmungslustige junge Leute hielten es nicht lange aus, vergaßen aber nie — und vermißten oft — die stille Geborgenheit des Dorfes. Gelegentliche Touristen, die es zufällig entdeckten, begeisterten sich für seinen verwitterten Charme, aber seine anheimelnde Schlichtheit war bald erforscht, und dann zogen die Reisenden weiter, seufzend bei dem Gedanken an den Frieden dieses Ortes, aber ein wenig in Furcht vor der Langeweile, die das Leben hier mit sich bringen mochte.

Jessie öffnete ihren Krämerladen pünktlich um 8.30 Uhr, wie sie es in den vergangenen zwanzig Jahren getan hatte. Ihre erste Kundin, Mrs. Thackeray, würde erst um 8.45 Uhr hereinkommen, aber eine Änderung der Öffnungszeiten kam darum nicht in Frage. Selbst als Tom, ihr Ehemann, gestorben war, hatte sie den Laden pünktlich um halb neun geöffnet, und zwei Tage später, als er beerdigt worden war, hatte sie nur die eine Stunde zwischen zehn und elf Uhr geschlossen. Jessie freute sich auf ihren Morgenschwatz mit Mrs. Thackeray, die immer herüberkam, ob sie etwas einkaufen mußte oder nicht. In der ersten Zeit nach Toms Tod waren ihre Besuche ein großer Trost gewesen, und seither hatte sie niemals unterlassen, ihre Tasse Tee mit Jessie zu trinken. Sie wurden ihrer Klatschgeschichten nicht überdrüssig, und es fehlte ihnen nie an Stoff; ein Thema konnte sie

zwei Wochen beschäftigen, und ein Todesfall im Dorf reichte für drei Wochen.

Sie winkte Mr. Papworth, dem Fleischer gegenüber, der aus seinem Geschäft gekommen war und das Pflaster fegte. Ein netter Mann, dieser Mr. Papworth. Viel netter, seit seine Frau ihn verlassen hatte. Das hatte im Dorf für Aufregung gesorgt, als sie nach sechs Jahren Ehe auf und davon gegangen war. Sie hatte sowieso nicht zu ihm gepaßt. Viel zu jung für ihn, zu flatterhaft; hatte das ruhige Leben nicht ausgehalten. Er hatte sie aus dem Urlaub in Bournemouth mitgebracht und hatte nach all den Jahren, in denen jeder ihn für einen überzeugten Junggesellen gehalten hatte, plötzlich verkündet, daß er sie heiraten wolle. Daß so etwas nicht von Dauer sein konnte, das war ihnen allen von Anfang an klar gewesen, aber er hatte es eben versucht. Doch das alles lag lange zurück. Immer häufiger kam er auf einen Schwatz zu ihr herüber, und das ganze Dorf wußte, was in der Luft lag — daß nämlich die Fleischerei und der Krämerladen eines Tages zu einem Familiengeschäft zusammenwachsen würden. Es hatte jedoch keine Eile damit; die Dinge würden schon ihren Gang nehmen.

»Guten Morgen, Mrs. Bundock!«

Der helle Gleichklang der zwei jungen Stimmen unterbrach ihren Gedankengang. Sie lächelte dem kleinen Freddy Gravies und seiner noch kleineren Schwester Clara zu.

»Hallo, ihr beiden. Unterwegs zur Schule?«

Freddie bejahte und reckte den Hals nach den Glaskrügen mit Süßigkeiten auf den Regalen hinter ihr.

»Und wie geht's dir, Clara?« Jessie lächelte wohlwollend der Sechsjährigen zu, die erst kürzlich eingeschult worden war.

»Gut, danke«, kam die schüchterne Antwort.

»Ich bin erstaunt, euch zwei heute zu sehen. Samstag ist doch sonst euer Taschengeldtag, nicht?«

»Ja, aber gestern haben wir Papas Schuhe geputzt, und dafür hat er uns extra was gegeben«, erwiderte Freddy nicht ohne Stolz. Ihr Vater war Polizist in der nächsten Stadt, ein bärbeißiger, aber herzensguter Mann, der seine beiden Kinder liebte, sie jedoch streng erzog.

»Nun, was wollt ihr kaufen?« fragte Jessie. »Macht schnell, sonst verpaßt ihr euren Bus.«

Clara zeigte auf die Kaugummis zu einem Penny, und Freddie nickte zustimmend. »Drei für jeden, bitte«, sagte er.

»Na, die Kaugummis sind Montags billiger. Für sechs Pence kriegt ihr heute jeder vier.«

Sie strahlten sie an, als sie den Glaskrug vom Regal nahm, hineinlangte und die Süßigkeiten herausnahm.

»Danke«, sagte Clara, steckte drei in die Tasche und wickelte das vierte aus. Freddy legte das Geld auf den Tresen, nahm seine vier und folgte dem Beispiel seiner Schwester.

»Wiedersehen, Kinder. Macht's gut!« rief sie den beiden nach, als sie hinausliefen. Freddy hatte Clara bei der Hand genommen.

»Morgen, Jessie.« Der Postbote lehnte sein Fahrrad vor der Tür an den Gartenzaun.

»Hallo, Tom. Etwas für mich?«

»Luftpost, wohl von deinem Jungen«, antwortete er und kam herein. »Das wird wieder ein schöner Tag, heute. Der schönste blaue Himmel.« Er gab ihr den Luftpostbrief mit dem blau- und rotgestreiften Rand und sah den Schatten von Traurigkeit über ihr Gesicht ziehen. »Bald ein Jahr, daß er eingezogen wurde, nicht?«

Sie nickte und betrachtete die Briefmarken auf dem Umschlag.

»Weißt du, Jessie, es war nicht anders zu erwarten. Ein junger Bursche wie er... So einer hält es nicht sein Leben lang in einem Dorf aus. Er muß hinaus, etwas von der Welt sehen. Dein Andy war immer auf Abwechslung aus, hatte

immer irgendeinen Unfug im Sinn. Da wird er jetzt auf seine Rechnung kommen, nehme ich an.«

Sie nickte wieder und seufzte, als sie den Umschlag aufriß.

»Ja, da hast du recht. Aber ich vermissе ihn doch. Er war ein guter Junge.«

Der Postbote wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen, dann hob er die Schultern. »Also, bis morgen, Jessie. Muß weiter.«

»Ja, bis dann, Tom.« Sie zog das dünne blaue Papier aus dem Umschlag, begann zu lesen und lächelte, als sie Andys natürliches Ungestüm zwischen den geschriebenen Worten verspürte.

Auf einmal fühlte sie sich schwindlig und mußte sich am Tresen festhalten. Sie legte die andere Hand an die Stirn, erschrocken über das seltsame Gefühl, das zugleich aus dem Magen zu kommen schien. Dann vernahm sie ein tiefes Grollen unter ihren Füßen. Der Boden erzitterte, auf den Regalen klirrten die Krüge und Flaschen. Das unterirdische Geräusch wurde lauter — ein tiefes Rumpeln, das ihren Kopf durchdröhnte. Sie ließ den Brief fallen und hielt sich die Ohren zu. Der Boden erbehte. Sie verlor das Gleichgewicht und brach in die Knie. Der ganze Laden schien in Bewegung zu geraten. Die Schaufensterscheibe zerplatzte, Regale stürzten um. Das Geräusch wurde ohrenbetäubend. Jessie rappelte sich auf und wankte schreiend zur Tür; kaum war sie auf den Füßen, warfen die heftigen Erdstöße sie wieder zu Boden. Sie kroch auf allen Vieren zur Tür, angetrieben von der Furcht, das Haus werde einstürzen und sie unter sich begraben. Die Erschütterungen waren so stark, daß sie ihren Körper durchschüttelten und das alte Haus über ihr in allen Fugen ächzte und krachte.

Mühsam erreichte sie die Türöffnung und sah hinaus auf

die Straße, die Dorfstraße. Sie traute ihren Augen nicht.

Der Postbote stand in der Straßenmitte und hielt mit beiden Händen sein Rad fest. Ein riesiger Riß erschien unter seinen Füßen, weitete sich rasch zu einer tiefen Spalte und verschlang ihn. Die Spalte durchlief die Dorfstraße, erreichte Freddy und Clara, die wie versteinert Hand in Hand standen, und kurz darauf Mrs. Thackeray, die unterwegs zu Jessies Laden war. Es schien, als sei das ganze Dorf plötzlich auseinandergerissen worden. Die Straße verschwand in dem klaffenden Spalt, der sich wie ein gigantisches, gähnendes Maul auftat.

Jessie blickte darüber hinweg und sah gerade noch, wie Mr. Papworth und die ganze Reihe der Häuser auf der gegenüberliegenden Seite von der Erde verschlungen wurden.

2

John Holman schaltete müde zurück, bevor er den Wagen durch die Biegung der schmalen Landstraße zog. Er war unrasiert, und seinen Kleidern haftete noch die Feuchtigkeit des Morgentaus an. Um nicht von den Militärpatrouillen entdeckt zu werden, die das große militärische Sperrgebiet auf der Ebene von Salisbury bewachten, hatte er die halbe Nacht mit dem Versuch, etwas Schlaf zu finden, in einem Dickicht verbracht. Das Sperrgebiet diente als Schießplatz und Manövergelände; unbefugte Eindringlinge hatten mit strenger Bestrafung zu rechnen, wenn sie gefaßt wurden. Ein zufälliges Betreten des Gebietes war ausgeschlossen, hohe Zäune und zahlreiche Warnschilder sorgten dafür. Die Einzäunung umschloß das gesamte Sperrgebiet, und eine dichte Abschirmung aus Bäumen und Sträuchern verbarg, was dahinter lag.

Es war widersinnig, dachte Holman, daß er die Gefahr und Unannehmlichkeit der Geheimhaltung auf sich nehmen mußte, obwohl er im Dienst derselben Regierung stand. Aber die Ministerien für Verteidigung und Umwelt konnten offenbar nicht Hand in Hand arbeiten, und das erstere hielt Informationen zurück und schirmte sich gegen Erkundigungen ab, als ob es ein Staat für sich wäre. Holman gehörte einer Abteilung des Umweltministeriums an, dessen Aufgabe die Feststellung von Umweltschäden und die Ermittlung der Verursacher war, von Schadstoffeinleitungen in Flüsse bis zum Ausbruch seuchenartiger Erkrankungen. Es war eine besondere Abteilung, weil nahezu alle Nachforschungen im geheimen ausgeführt wurden. Verdächtige man eine Firma, illegal gefährliche Abfallstoffe zu beseitigen, sei es durch Einleitung in Gewässer oder durch Abladen auf einer Deponie, konnte aber durch direkte Methoden kein Beweis gefunden werden, dann wurde Holman

oder einer seiner Kollegen mit weiteren Nachforschungen beauftragt.

Gewöhnlich arbeitete er allein und oft unter einem Deckmantel. Mehr als einmal hatte er manuelle Arbeit angenommen, um in eine Fabrik zu gelangen und die benötigten Informationen zu bekommen. Krankenhäuser, eine Heilanstalt — sogar eine Großmästerei; er hatte an vielen Orten gearbeitet, auch in Regierungsbehörden, um an den Ausgangspunkt vermuteter Verstöße heranzukommen. Sein größtes Ärgernis war, daß die Übertretungen, die er aufdeckte, nicht immer geahndet wurden. Wenn politische oder wirtschaftliche Interessen berührt wurden, waren die Aussichten einer strafrechtlichen Verfolgung der Verantwortlichen gering. Und mit zweiunddreißig war Holman noch jung genug, um sich über den offensichtlichen Mangel an Entschlußkraft zu ärgern, den seine Vorgesetzten zeigten, nachdem er große Risiken auf sich genommen hatte, um den Beweis zu erbringen, den zu liefern sie ihm aufgetragen hatten.

Er konnte jedoch auch skrupellos sein, wenn es galt, seine Ziele zu erreichen, und mehr als einmal hatte er selbst bestehende Gesetze übertreten und die wenigen Vorgesetzten beunruhigt, die in seine Aktivitäten eingeweiht waren. Sein derzeitiges Projekt war die Untersuchung von Übungsplätzen des Verteidigungsministeriums, die für militärische Zwecke, über die man keine Auskünfte erhalten konnte, genutzt wurden. Außer den bekannten Truppenübungsplätzen fielen darunter riesige Gebiete, die in einigen Fällen schon während des Napoleonischen Krieges, größtenteils aber erst im Ersten und Zweiten Weltkrieg durch Enteignung militärischer Nutzung zugeführt worden waren. Die meisten dieser militärischen Sperrgebiete lagen wegen einer befürchteten Invasion im Süden Englands. Holman wußte, daß vieles davon brach lag, Naturschönheiten, fruchtbarer

Ackerboden, der ungenutzt blieb. In einer Zeit, da guter Boden und unbebaute, offene Flächen immer knapper wurden, konnte nicht zugelassen werden, daß wertvolles Land zweckentfremdet wurde. Das Verteidigungsministerium verfügte über mehr als 750 000 Hektar, und sein Ministerium verlangte, daß wenigstens 30 000 Hektar der Öffentlichkeit zurückgegeben würden. Es gab gute Gründe, daß das Verteidigungsministerium einen Teil dieses Landes behielt, aber eigentlich war klar, daß nur ein Bruchteil davon wirklich benötigt wurde.

Da das Verteidigungsministerium die Beantwortung aller Anfragen unter Hinweis auf Sicherheitsbelange abgelehnt hatte, war Holman beauftragt worden, festzustellen, wieviel Land für militärische Zwecke tatsächlich genutzt wurde. Der Krieg zwischen verschiedenen Ministerien war in seinen Augen lächerlich, aber er mußte ihn als eine Tatsache akzeptieren.

Er hatte zwei anstrengende Tage damit verbracht, Militärpatrouillen auszuweichen, Aufnahmen zu machen und Informationen über das riesige Waldgebiet zu sammeln, das dem Verteidigungsministerium auf der Ebene von Salisbury gehörte. Hätte man ihn erwischt, so wären ernste Folgen nicht auszuschließen gewesen, aber er kannte das Risiko und genoß es sogar. Seine Vorgesetzten wußten es und nutzten diesen Charakterzug in ihm aus, der nach Risiko, einem Element von Gefahr, einem Glücksspiel verlangte.

Als er nun aus der Biegung in eine Gerade einfuhr, sah er vor sich ein Dorf. Eines der kleinen, wenig bekannten Dörfer, welche über die Ebene verstreut lagen. Vielleicht konnte er dort ein Frühstück bekommen.

Im Näherkommen bemerkte er plötzlich eine seltsame Vibration, die den Wagen durchlief, dann hörte er ein tiefes grollendes Geräusch, und das Fahrzeug hielt nicht mehr Spur, sondern versuchte auszubrechen. Als er das Dorf er-

reichte, war seine Sicht so eingeschränkt, daß er nicht weiterfahren konnte. Und was er sehen konnte, war ihm unbegreiflich.

Ein gigantischer Spalt erschien unmittelbar vor ihm, verlängerte und verbreiterte sich und kam in einer unregelmäßigen Linie rasch auf ihn zu. Er hatte gerade noch Zeit, zwei Kinder und eine Frau zu bemerken, und jenseits von ihnen einen Mann mit einem Fahrrad, bevor der Erdboden sich öffnete und sie in den schwarzen Abgrund verschwanden. Die Häuser zu seiner Linken stürzten ein und rutschten in den sich weitenden Spalt. Ein ungeheurer dumpfer Lärm erfüllte die Luft, als die Erde auseinandergerissen wurde, wie eine ununterbrochene Reihe von Donnerschlägen. Zu seinem Entsetzen merkte er, daß die Straße unter seinem Wagen aufplatzte. Er öffnete die Tür, aber zu spät — der Wagen kippte seitlich um und begann zu fallen. Die Tür wurde zugeschlagen, und Holman war im Inneren gefangen.

Für die Dauer eines Augenblicks steckte der Wagen fest, doch als die Kluft sich weitete, rutschte er weiter abwärts. Holman geriet in Panik, schrie vor Angst, aber es gab kein Halten; der Wagen stürzte steil abwärts, nur von den rauen Erdflanken der Spalte am freien Fall gehindert. Nach einer Ewigkeit, die tatsächlich nur ein paar bange Sekunden gewährt haben konnte, verkeilte sich der Wagen wieder, und er lag auf das Lenkrad gepreßt und starrte hinab in furchterregende Schwärze. Er war erstarrt, vom Schrecken gelähmt. Langsam begann sein Gehirn wieder zu arbeiten. Er mußte nahe dem Ende der Spalte sein, wo die Seiten nicht allzu weit auseinanderklafften. Weitete sie sich aber noch mehr, so würde der Wagen in die schwarze Tiefe abstürzen. Er versuchte, zur Straßenebene aufzublicken, konnte durch die wirbelnden Staubwolken aber nichts erkennen.

Die Angst trieb ihn zum Handeln. Er wollte sich aufrich-

ten, aber die jähe Bewegung ließ den Wagen einen weiteren halben Meter abrutschen. Holman zwang sich zur Ruhe. Während er versuchte, seinen stoßweise keuchenden Atem unter Kontrolle zu bringen, erfüllte der Lärm einstürzender Mauern, splitternden Glases und herabpolternder Erdbrocken seine Ohren. Vorsichtiger als beim ersten Versuch schob er sich über die Sitzlehne auf die rückwärtige Sitzbank, erstarrte, als der Wagen abermals in Bewegung geriet, doch diesmal blieb es ein unbedeutendes Nachgeben. Nachdem er einige angespannte Augenblicke gewartet hatte, begann er das hintere Seitenfenster herunterzukurbeln. Zwischen dem Wagen und dem Rand des Abgrundes war gerade ausreichend Raum, daß er sich durchzwängen konnte. Lockeres Erdreich fiel durch das offene Fenster herein und belastete das im labilen Gleichgewicht hängende Fahrzeug zusätzlich.

Er ließ alle Vorsicht fahren, krabbelte durch und suchte an der bröckelnden Wand aus Fels und Erde Halt, erwartete jeden Moment den endgültigen Absturz des Wagens in die Tiefe unter ihm. Volle fünf Minuten harnte er so aus, das Gesicht gegen die Erde gedrückt, verzweifelt an die trügerische Oberfläche geklammert.

Der Staub begann sich zu setzen, und er blickte angstvoll umher. Nach den unregelmäßigen Rändern der Spalte zu urteilen, hatte das Erdbeben den Boden in einer Länge von wenigstens fünfhundert Metern aufgerissen. Die abschüssigen Stellen schienen jetzt zur Ruhe gekommen zu sein, obwohl noch immer Gestein und Erdbrocken in die scheinbar bodenlose Tiefe hinabpolterten. Er spähte in die Dunkelheit unter seinen Füßen und erschauerte. Es war, als hätten sich die Eingeweide der Erde aufgetan; die Schwärze erschien unendlich.

Eine leichte Erschütterung ging durch den Boden, und Holman preßte Hände und Gesicht wieder in die Erde und

erwartete mit wildem Herzklopfen, daß die Griffe und Tritte unter seinem Gewicht ausbrechen würden.

Dann drang dünnes Jammergeschrei an seine Ohren und zwang ihn, die Augen wieder zu öffnen. Er spähte umher und sah eine kleine Gestalt auf einer schmalen, überschüssigen Kante in der gegenüberliegenden Erdwand, ungefähr zwanzig Meter entfernt. Es mußte eines der Kinder sein, die er vorher auf der Straße gesehen hatte. Das kleine Mädchen. Von dem Jungen, der bei ihr gewesen war, gab es keine Spur. Das Kind wimmerte und schrie zum Erbarmen.

Holman erkannte, daß sie sich an dem lockeren Steilhang nicht mehr lange würde halten können, wenn er ihr nicht zu Hilfe kam. Er rief zu ihr hinüber, aber sie reagierte nicht. Darauf hielt er Umschau und überlegte, wie er den Abgrund überqueren und zu ihr gelangen könnte. Sie war ungefähr drei Meter über ihm und zehn Meter unter der Straßenebene. Sie kletternd zu erreichen, konnte nicht allzu schwierig sein, vorausgesetzt, er ging mit der notwendigen Umsicht zu Werk. Die Abhänge der Spalte steckten voller Gesteinsbrocken und altem Wurzelwerk. Das Problem war, hinüberzukommen, ohne Zeit zu verlieren.

Ein neuer Gedanke ging ihm durch den Kopf: wie, wenn die Spalte sich von selbst schlosse? Die Vorstellung, wie in einem riesenhaften Nußknacker zerquetscht zu werden, spornte ihn zur Eile an.

Der Wagen mußte ihm als Brücke dienen. Zwei Schritte, und er würde auf der anderen Seite sein. Es war gefährlich, aber die einzige Möglichkeit, hinüberzukommen. Vorsichtig setzte er einen Fuß auf die Heckscheibe des Wagens und verlagerte langsam sein Gewicht. Der Wagen hielt. Ohne die Wand auf seiner Seite loszulassen, setzte er den zweiten Fuß nach, und seine Notbrücke hielt noch immer. Das Dach fiel steil neben ihm ab, und der Gedanke, auf der glatten Oberfläche abzurutschen, schreckte ihn. Bevor er weiter

darüber nachdenken und unschlüssig werden konnte, sprang er los und überwand den Abgrund mit zwei Sätzen.

Aber beim zweiten Schritt gab der Wagen unter ihm nach, rutschte abwärts und nahm Holman mit. Verzweifelt suchte er sich an die Steilwand vor ihm zu klammern und bekam im Sturz eine tote Baumwurzel zu fassen. Sie knackte und brach, aber ihre zähen Fasern hielten sie beisammen und bremsten seinen Fall.

Das Kind, durch den fallenden Wagen aufmerksam geworden, kreischte, als es den Mann an der Steilwand hängen sah. Rinnsale lockerer Erde rieselten unter seinen Füßen über die Kante und in die gähnende Tiefe. Die Kleine drückte sich schluchzend an die Erdwand und rief nach ihrem verlorenen Bruder.

Holman hing an der zerfaserten Wurzel und versuchte mit den Fußspitzen Tritte in die lehmige Erdwand zu stoßen. Als ihm das gelungen war, konnte er mit einer Hand einen fest im Erdreich verankerten Felsen fassen und sein Gewicht von der Wurzel verlagern. Während er nach Luft schnappte, hielt er nach dem kleinen Mädchen Ausschau.

»Es ist schon gut«, rief er ihm zu. »Halt dich ganz ruhig, bis ich bei dir bin!«

Er wußte nicht, ob sie ihn hörte oder nicht, aber es war klar, daß sie sich auf dem abschüssigen Sims nicht mehr lange würde halten können, und die Erkenntnis trieb ihn weiter. Er kletterte schräg aufwärts, jeden Griff und jeden Tritt vorsichtig prüfend, und allmählich kam er so bis auf drei Meter an sie heran. Er wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war; es mochten Stunden vergangen sein, wahrscheinlich aber nur Minuten. Sicherlich würde bald Hilfe kommen, jemand würde nachsehen, ob in der Spalte Überlebende gefangen waren.

Ein schmaler Riß führte von seinem Stammplatz durch die Steilwand bis zu einer Stelle eineinhalb Meter unter dem

Sims, auf dem das Mädchen kauerte. Wenn er mit den Füßen hineinstieg und mit den Händen oberhalb Griffe suchte, sollte es möglich sein, den Sims und das Mädchen zu erreichen. Ihr kleiner Körper wurde noch immer vom Schluchzen geschüttelt, aber sie blickte nicht auf.

Behutsam begann er sich weiterzutasten, ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen. Als er näherkam, hob die Kleine den Kopf und sah ihn mit einem Ausdruck nackten Entsetzens an. Gott, wie mußte er aussehen? Nach allem, was sie durchgemacht hatte, wurde ihr nun der Anblick dieser mit Schmutz und Staub bedeckten Gestalt zugemutet, die sich mit weit aufgerissenen, starren Augen an sie heranschoob.

»Es ist schon gut, es ist schon gut«, sagte er beschwichtigend. »Ich komme und helfe dir. Bleib, wo du bist.«

Das Mädchen wich zurück.

»Nein, nein, nicht bewegen!« rief er ihr zu.

Sie begann abzurutschen, erkannte die Gefahr und krallte sich, winselnd vor Angst, in die weiche Erde.

Holman riskierte alles und zog sich, einen Fuß noch im Riß, mit beiden Händen auf den Sims, ohne vorher dessen Festigkeit zu prüfen. Während das andere Bein im leeren Raum baumelte, streckte er sich und bekam mit einer Hand einen Felsvorsprung zu fassen, zog die Beine nach und konnte mit der freien Hand den ausgestreckten Arm des Mädchens ergreifen. Sie schrie vor Angst laut auf, denn durch die Bewegung hatten ihre Füße jeden Halt verloren und zappelten in der leeren Luft.

Holman hielt sie mit einer Hand, die andere am Felsvorsprung, und konnte nichts weiter tun. Er blickte in das ängstliche Kindergesicht und versuchte, in freundlichem Ton und ohne Panik zu sagen, sie solle still sein und sich nicht bewegen. Langsam ließ ihr Zappeln nach, und ihr kleiner Körper erschlaffte, als wäre sie eingeschlafen. Holman

zog sie auf den Sims zurück. Er empfand ihren schwächlichen Körper kaum als Gewicht, doch es war schwierig, weil er selbst nur eine Hand frei hatte und mit angezogenen Beinen auf dem bröckelnden Sims kauerte. Endlich hatte er sie bei sich und zog sie an seine Brust.

»Halt dich an mir fest, Kind«, sagte er in freundlichem Ton. »Leg die Arme um meinen Hals und bleib ruhig.«

Sie gehorchte stumm und wie betäubt, und er legte ihre Beine um seine Mitte, so daß sie auch dort besseren Halt gewann.

»Nun laß nicht los, dann wird alles gut«, flüsterte er ihr zu und richtete sich vorsichtig auf. Der Körper des Mädchens drängte ihn nach außen, und seine Muskeln waren steif von der Anstrengung, aber Zähigkeit und Ausdauer hatten ihn schon immer ausgezeichnet.

Endlich erreichte er erschöpft einen Standplatz auf festem Gestein, ließ sich auf die Knie nieder, ohne das Kind loszulassen, drehte sich behutsam zur Seite, bis er mit dem Rücken an der Steilwand lehnte und die schmerzenden Glieder ausruhen konnte.

Minutenlang registrierte sein Gehirn nur die Erleichterung nach äußerster Anstrengung, doch nachdem er merkte, wie seine Kräfte zurückkehrten und sein Atem ruhiger ging, begann er zu überlegen, was geschehen sein konnte.

Er erinnerte sich, daß sich der Boden unter ihm aufgetan hatte, als er in das Dorf eingefahren war. Zuerst ein Riß, der sich in unregelmäßiger Linie durch den Asphalt zog, dann das tiefe Grollen, die heftigen Erdstöße, und schließlich der unglaubliche Anblick des sich zu einem gewaltigen Spalt aufreißenden Erdbodens. Beide Seiten hatten sich innerhalb von Sekunden mehrere Meter weit voneinander entfernt, die Ränder waren abgebrochen und in die Tiefe gestürzt, Gott allein wußte, wohin. Der Anblick der beiden Kinder, des Mannes und seines Fahrrads — hatte er auch eine Frau

gesehen? —, wie sie in dem Spalt verschwunden waren. Die einstürzenden Häuser auf einer Straßenseite, und dann die gährende Öffnung vor dem kippenden, abrutschenden Wagen.

Alles war scheinbar im Zeitlupentempo abgelaufen, obwohl es in Wahrheit sehr schnell gegangen sein mußte. Er strich dem kleinen Mädchen übers Haar, versuchte, es zu beruhigen, murmelte, daß alles gut sein werde, aber das krampfhaftes Schluchzen des kleinen Körpers und die Rufe nach dem Bruder gingen ihm ans Herz.

Er blickte zur Erdoberfläche auf, hoffte Helfer zu sehen, Leute, die nach Überlebenden suchten. Überlebenden? Überlebenden wovon? Die Frage brannte sich in sein Bewußtsein. Ein Erdbeben? Es war unglaublich. Erdbeben hatte es in England auch früher schon gegeben, und leichte Erschütterungen waren häufig. Aber ein Erdstoß dieser Stärke? Das Unglaubliche war geschehen. In einer verrückten Welt war das Allerverrückteste geschehen. In Wiltshire hatte es ein Erdbeben gegeben! Er lachte bei dem Gedanken laut auf, zog den erhobenen Kopf des erschreckten Kindes wieder an seine Brust und tätschelte ihn begütigend.

Was hatte das Beben ausgelöst? Sicherlich war es nicht die Explosion einer Hauptgasleitung gewesen; nicht bei dieser Verwüstung. Der Spalt war zu tief, zu lang. Nein, es war mit Sicherheit ein Erdbeben gewesen, nicht so ernst wie jene, die in anderen Ländern Tausende von Opfern forderten, aber von vergleichbarer Größenordnung, weil es sich in England ereignet hatte. Warum? War auf dem nahegelegenen Militärstützpunkt ein unterirdischer Sprengsatz gezündet worden? Sein diskreter Wochenendbesuch hatte ihm Hinweise auf einige ziemlich seltsame Vorgänge geliefert, aber er konnte nicht recht glauben, daß sie mit diesem Ereignis etwas zu tun hatten. Eine Kettenreaktion vielleicht, von einem ihrer Experimente. Aber warum sollte das Militär in

England unterirdische Kernexplosionen durchführen, wenn es in Australien riesige unbesiedelte Wüstengebiete für Atomtests dieser Art zur Verfügung hatte? Eine natürliche Ursache war wahrscheinlicher, eine tektonische Spannung entlang einer Verwerfungszone, die sich seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden aufgebaut hatte. Und sich heute in einem Beben entladen hatte.

Dennoch blieben Zweifel bestehen.

Bei diesem Stand seiner Überlegungen bemerkte Holman eine Bewegung zu seinen Füßen. Zuerst glaubte er, es sei Staub, ein Rest der vom Beben haushoch aufgewirbelten Staubwolken, dann aber sah er, daß es von unten heraufkam. Es war wie ein Nebel, der sich langsam in träge wirbelnder Bewegung erhob, von leicht gelblicher Farbe, soweit sich das in dem Halbdunkel bestimmen ließ. Er schien sich in der ganzen Erdspalte auszubreiten und sie auszufüllen. Bald erreichte er Holman und das Mädchen. Es fing an zu husten und wimmerte stärker, und Holman schnüffelte argwöhnisch. Der Nebel roch bitter und säuerlich, unangenehm aber nicht erstickend. Er richtete sich auf und überlegte. Konnte es Gas sein? Aus einem geborstenen Rohr? Er bezweifelte es, denn Gas war im allgemeinen farblos, während dies hier Substanz hatte. Es war mehr wie - nun, wie Nebel. Es hatte die gelbliche Färbung, einen leichten, aber deutlichen Geruch und die undurchsichtige Beschaffenheit. Wahrscheinlich Dämpfe, die durch die Eruption freigesetzt worden waren, nachdem sie vielleicht jahrhundertlang in der Tiefe gefangen gewesen waren.

Der Nebel war ihm inzwischen über den Kopf gestiegen, und behinderte seine Sicht. Er ermahnte das Kind, sich fest an ihn zu klammern, und stand auf, um weiterzuklettern. Sobald er den langsam emporsteigenden Nebel hinter sich gelassen hatte, überkam ihn eine unvernünftige Angst. Aus unerklärlichem Grund war sein Schrecken vor dem Nebel

größer als vor allem anderen, was er gerade durchgemacht hatte. Vielleicht lag es an dem langsamen Aufsteigen, nachdem alles so schnell gegangen war und ihm kaum Zeit zum Überlegen geblieben war.

Und sicherlich spielte die Furcht mit, ohne ausreichende Sicht an diesem bröckelnden Steilhang hängen zu bleiben und weder vor noch zurück zu können. Überdies schien dem Nebel etwas Übles, Unheilvolles anzuhaften. Er wußte nicht, warum, aber er erfüllte ihn mit einem unerklärlichen Gefühl schlimmer Vorbedeutung.

»Hilfe! Ist jemand da oben? Kann jemand mich hören?« Er rief laut und mit fester Stimme, noch ohne Panik, merkte aber, wie sie allmählich in ihm aufstieg. Es kam keine Antwort. Vielleicht war es zu gefährlich, sich dem Rand der Spalte zu nähern. Vielleicht gab es dort oben ohnedies zu viele Verletzte.

»Ich muß dich jetzt huckepack auf den Rücken nehmen, Kind, und du mußt mir die Arme um den Hals legen«, sagte er und hob mit einem Finger das Kinn des Mädchens, daß er ihm ins Gesicht sehen konnte. »Wir müssen hinaufklettern.«

»Ich — mein Bruder«, wimmerte sie. Sie schien ihn zwar nicht mehr zu fürchten, aber voll vertraute sie ihm nicht.

»Ich weiß, liebes Mädchen, ich weiß. Aber deine Eltern werden oben auf dich warten.«

Die Kleine brach wieder in Tränen aus und barg den Kopf an seiner Schulter. Die dichte Nebeldecke hatte sie wieder erreicht. Er schob das Mädchen auf seinen Rücken, zog den Gürtel aus den Schlaufen und band ihre Handgelenke unter seinem Kinn zusammen, steckte ihre Füße in seine Jackentaschen und kletterte weiter.

Die Leute oben hörten den Hilferuf aus der Erdspalte, die das Dorf verwüstet hatte. Sie hatten angenommen, daß jeder, der dort hineingestürzt war, tot sein müsse, doch

nun flöste ihnen der Klang einer Stimme neue Hoffnung ein, und sie sahen eine Möglichkeit, jemanden zu retten. Der Polizeibeamte, dessen Kinder man schon verloren geglaubt hatte, wurde an einem Seil über den Rand der Spalte hinuntergelassen. Er wollte nicht aufgeben. Er hatte die Trümmer und die einsturzgefährdeten, halb zusammengebrochenen Häuser durchsucht, seine Kinder aber noch nicht gefunden.

Als sie ihn jetzt nach kaum fünf Minuten wieder heraufzogen, hielt er ein bewußtloses kleines Mädchen in den Armen. Er legte sie auf den Boden, damit der alte tüchtige Landarzt sich ihrer annehmen konnte, küßte sie und schämte sich nicht seiner Tränen, dann ließ er sich wieder in die Spalte abseilen. Als sie ihn diesmal heraufzogen, hatte er einen Mann gepackt. Einen Mann, der von Kopf bis Fuß mit Staub und Erde bedeckt war, der schrie und unverständliches Zeug hervorsprudelte und von vier Männern festgehalten und daran gehindert werden mußte, zurückzulaufen und sich in die nebelerfüllte schwarze Tiefe zu werfen. Einen Mann, der den Verstand verloren hatte.

Die Dorfbewohner sahen den Nebel aus der Erdspalte steigen. Er floß nicht über die Ränder hinaus, um sich zu verteilen, sondern stieg als dichte, gelbliche, ziemlich klar begrenzte Wolke, deren Mitte von schwachem Lichtschein erhellt schien — oder war es nur die durchscheinende Sonne? — hoch empor. Bald erinnerte die Form der Wolke an einen stark verkleinerten Atompilz. Sie war bald vergessen, als der Wind sie davontrug; nicht auflöste, sondern sie in einer großen, beinahe fest aussehenden Masse über den Himmel trieb, fort von den Ruinen des Dorfes.

3

Der Reverend Martin Hurdle wanderte mit schwerem Herzen über die Felder. Seine Gedanken weilten bei dem benachbarten Dorf, das unter dem großen Unheil gelitten hatte, dem friedlichen kleinen Dorf, das von dem Erdbeben nahezu zerstört worden war. Das Ereignis hatte die ganze Woche zu Schlagzeilen in den Zeitungen geführt. Der große Schock war, daß es in England geschehen war, nicht in irgendeinem fernen Land, von dem die Leute kaum je etwas gehört hatten. Dies war vor ihrer eigenen Türschwelle geschehen, und die Briten konnten es in Beziehung zu ihrem eigenen Leben bringen und dadurch wahres Mitgefühl empfinden, das sonst schwer zu wecken ist. Dies war ihresgleichen widerfahren, dann die Menschen dieses Dorfes waren Nachbarn, Verwandte, waren Landsleute. Deshalb sollte heute der Grundgedanke seiner Predigt sein: daß sie durch dieses tragische Ereignis jetzt vielleicht wirkliches Verständnis und Mitgefühl für das Los anderer Menschen und Völker in aller Welt aufbringen würden, denen das Unglück ein täglicher Begleiter des Lebens war. Die Menschen waren zu sehr auf ihre eigenen weltlichen Alltagsprobleme fixiert: Geldsorgen, Sorgen um den Arbeitsplatz, um Herzensangelegenheiten, Familienstreitigkeiten, Verdruß mit Nachbarn, Ärger über die Unerfülltheit des eigenen Daseins — im Grund alles unbedeutende Dinge, aber erst angesichts einer Katastrophe im richtigen Verhältnis zu sehen.

Dieses tragische Ereignis würde die Menschen zwingen, ihren Blick nach außen zu richten, zu sehen, was in der Welt um sie her geschah, zu erkennen, wie bedeutungslos ihre eigensüchtigen Wünsche und Sorgen waren. Er wollte versuchen, seiner Gemeinde anhand dieses Geschehens zu zeigen, wie das Leben eigentlich war, daß die Welt sich nicht um Individuen drehte, sondern daß der einzelne die Pflicht

hatte, sich teilnehmend und dienend der Gemeinschaft zuzuwenden. Jeder hatte die Pflicht, seinem bedürftigen Nächsten zu helfen. Daß die Katastrophe das Nachbardorf getroffen hatte, bewies, daß das Unheil jeden jederzeit und an jedem Ort treffen konnte; niemand, keine Gemeinde und kein Volk, war davor geschützt.

Seine Predigt hatte er in Gedanken bereits fertig. Er wußte, wie er sich an diesem Sonntagmorgen an seine Gemeinde wenden würde, wann seine Stimme beinahe zu einem Flüstern absinken, wann sie zu einem lauten, herzbewegenden Appell anschwellen mußte. Nach dreißig Jahren als Geistlicher kannte er die Wirkung einer guten Predigt auf seine Gemeinde, und mit fünfundfünfzig war er noch nicht ganz an der menschlichen Natur verzweifelt. Noch in den schlechtesten Menschen gab es Gutes, gradeso wie auch die frömmsten Gläubigen heuchlerisch und überheblich sein konnten.

Er zuckte hilflos die Achseln. Gewöhnlich hatte er an seinem Morgenspaziergang über die Felder Freude, fand die rechten Gedanken für seine Sonntagspredigt, aber heute lastete die Tragödie noch allzu schwer auf seiner Seele. Sobald er die Nachricht erhalten hatte, war er zu dem betroffenen Dorf gefahren, seine Hilfe anzubieten, den Sterbenden die Letzte Ölung zu geben und die Verletzten zu trösten. Der letzte Krieg war seine einzige Erfahrung von Tod und Zerstörung in diesem Ausmaß gewesen, und er hatte geglaubt, daß ihn nichts mehr erschrecken könnte, aber durch dieses Erlebnis wurden alte Erinnerungen geweckt und Narben, die er geheilt geglaubt hatte, waren neuerlich aufgebrochen.

Aufblickend bemerkte er, daß er in eine Nebelbank geraten war. Morgennebel waren ihm vertraut, aber dieser schien anders. Er hatte eine gelbliche Tönung und war ungewöhnlich dicht. Auch der Geruch war eigentümlich. Meine Güte, dachte er bei sich, ich sollte besser umkehren und aus

dieser Nebelbank herauskommen. Es wäre eine feine Geschichte, wenn ich mich verlaufen und zum Gottesdienst verspäten würde.

Er ging zurück in die Richtung, aus der er gekommen war, und wurde nervös, als sein beschleunigter Schritt ihn nicht aus dem dichten Nebel herausführte. Wie seltsam, an einem so schönen Sommermorgen in dichten Nebel zu geraten. Das war so schlimm wie die alte Londoner >Erbsensuppe<. Er blickte zum Himmel auf und konnte gerade die matten Umrisse der Sonne erkennen. Auf einmal überkamen ihn Zweifel, ob er den richtigen Weg einschlug.

»Großer Gott«, murmelte er, »habe ich mich doch verlaufen!« Aber was war das? Er bekam plötzlich Herzklopfen, als eine dunkle, undeutliche Gestalt auf ihn zukam.

Sie war groß, nicht so groß wie er, aber massiger. Und stumm.

Sie schien aufgehängt im Nebel auf ihn zuzutreiben und wurde im Näherkommen noch größer. Dann eine weitere - o Gott! Eine dritte kam hinzu, schien mit den zwei anderen zu einer riesigen undeutlichen Form zu verschmelzen, die sich immer mehr näherte, ihn zu überwältigen drohte. Es, was immer es war, wußte von ihm! Er wich zurück, öffnete und schloß den Mund, brachte aber keinen Ton heraus. Er beschleunigte seinen Rückzug, ohne sich umzudrehen, sondern rückwärtsgehend, da er die Augen nicht von den Gestalten abzuwenden wagte, die größer und größer vor ihm auf-ragten.

Plötzlich stieß er gegen etwas Festes. Er flog herum, verlor vor Schreck das Gleichgewicht und fiel auf die Knie. Eine weitere schwarze Gestalt stand vor ihm, stumm und bedrohlich.

Auf einmal mußte er lachen. Tränen der Erleichterung rannen ihm über die Wangen, und er schlug in beinahe hysterischer Heiterkeit mit der Faust auf den Boden.

Er war in eine Kuhherde geraten. Er schüttelte sich vor Lachen, bis er außer Atem war und schnaufend die dicke Luft in die Lungen sog, während die Kühe ihn mit dumpfer Neugierde betrachteten und von Zeit zu Zeit ein leises Muehen hören ließen.

Er brauchte volle fünf Minuten, um wieder zu sich zu kommen und tadelte sich selbst wegen seiner Einfalt. Sich von einer Kuhherde ins Bockshorn jagen lassen! Der alte George Ross, dem die Herde gehörte, würde vor Lachen brüllen, wenn er ihm die Geschichte erzählte. Kein Wunder, daß er gedacht hatte, die Gestalten schwebten über dem Boden; der Nebel war so dick, daß man die Beine der Kühe kaum ausmachen konnte!

Ja, er hatte heute eine Lektion gelernt. Das Unbekannte war meist erschreckender als die Wirklichkeit.

Er benötigte weitere zwanzig Minuten, um aus dem Nebel herauszufinden.

Der Mann kauerte tief in den Büschen, als ein Rascheln von Blättern an sein Ohr drang. Mensch oder Tier? Tom Abbot mußte vorsichtig sein. Wenn er sich wieder beim Wildern in Oberst Merediths Revier erwischen ließ, würde er in ernste Schwierigkeiten geraten. Letztes Mal hatte Oberst Meredith ihn auf frischer Tat ertappt und ihm eine >ordentliche Tracht Prügel< gegeben, wie der Oberst in der Dorfschenke zu prahlen beliebte, und ihn verwarnet, daß er ihn, sollte es noch einmal geschehen, >tout de suite< zum Polizeirevier abführen würde. Tout de suite! Er und seine aufgeblasene Sprache. Nein, er sollte ihn nie wieder erwischen. Letztes Mal war es nur geschehen, weil er wegen seines Jagdpechs in den frühen Morgenstunden zu lange im Revier geblieben war. Der Oberst hatte ihn in seinem Versteck in den Büschen ausgemacht, sich angeschlichen und ihm dann seinen dicken Spazierstock auf Kopf und Schultern geschlagen. Zu überrascht und bedrängt, um Widerstand zu leisten, hatte

Tom sich am Kragen packen und mit der Drohung einer Anzeige und einer >weiteren ordentlichen Tracht Prügel< bis an die Grenze des Landgutes treiben lassen, als ob er irgendwelches Gesindel wäre.

Nein, Oberst Meredith, du wirst den alten Tom nicht noch mal erwischen, sagte er sich selbst. Er ist zu schlau für dich und deinesgleichen, mit deinem feinen Haus und den großen Wagen und vornehmen Freunden. Einen hübschen kleinen Fasan habe ich hier, und bevor ich gehe, werde ich mir noch einen holen. Es ist früh genug, daß einer wie du noch in den Federn liegt und schnarcht, und mir bleibt eine gute Stunde, bevor du auf die Beine kommst. Drei Monate habe ich stillgehalten, damit du glauben solltest, du hättest mich abgeschreckt, aber nichts da! So leicht gibt der alte Tom nicht auf. Dieser Fasan wird einen hübschen Preis bringen, und niemand wird fragen, woher ich ihn habe.

Der Wilderer kroch vorsichtig weiter und spähte durch die Büsche, in Gedanken noch immer mit dem verfluchten Großgrundbesitzer beschäftigt. Dann erstarrte er in der Bewegung. Ja, da war etwas, aber kein Mensch. Er sank langsam nieder, vermied jede rasche Bewegung und wartete, daß es herauskäme, was es auch war. Wieder ein Fasan, wette ich, dachte er. Wald und Feld waren voll von ihnen, und alle standen unter dem Schutz des verdammten Obersten Meredith. Nun, Tom hatte Geduld; er konnte warten, bis das Tier sich zeigte. Er konnte noch fast eine Stunde warten, ohne auch nur mit einem Muskel zu zucken. Laß dir nur Zeit, mein Täubchen, Tom hat es nicht eilig.

Er hatte volle zehn Minuten bewegungslos an Ort und Stelle ausgeharrt, als er die Ausläufer eines gelblichen Bodennebels gewahrte, die sich ringsum durch Wald und Gebüsch schoben. Gott, das hat mir noch gefehlt, fluchte er stumm. Er wandte den Kopf und sah zu seiner Überraschung eine dichte Nebeldecke heranziehen, die ihn fast er-

reicht hatte. Seltsam, hier hatte er noch nie Nebel gesehen, nicht einmal im Herbst. Nun, er konnte noch eine Weile warten; vielleicht würde das Tier aus den Büschen kommen und sich zeigen, ehe der Nebel zu dicht wurde.

Bald hatte der Nebel ihn erreicht und hüllte ihn ein, und Tom fluchte in sich hinein. Wenn das Tier nicht bald zum Vorschein käme, würde er es nicht mehr sehen können. Alles blieb still, und der dichte Nebel zog weiter, und Minuten später war nicht einmal mehr der Busch zu sehen. Dann erst hörte er ein Rascheln und das Geräusch eines davonlaufenden Tieres. Diesmal fluchte er laut, stand auf und stieß mit den Stiefelspitzen ärgerlich in das modernde Laub vom Vorjahr.

Sei's drum, einer war besser als gar nichts. Er machte kehrt und ging tiefer in den Nebel hinein. Daß er keine fünf Schritte weit sehen konnte, störte ihn nicht: er kannte sich in dieser Gegend so gut aus, daß er den Weg mit verbundenen Augen gefunden hätte.

Der Reverend Martin Hurdle bereitete sich auf den Sonntagsgottesdienst vor. Als er seinen Meßrock anlegte, lächelte er beim Gedanken an die Panik, in die er vorhin im Nebel geraten war. Sonst ein erfreulicher Aspekt der Woche, war dieser frühe Morgenspaziergang beinahe zum Alptraum geworden. Wie groß war seine Erleichterung gewesen, als er wieder ins Sonnenlicht hinausgetreten war, befreit von dieser unheimlichen Wolke! Er hatte jetzt leichte Kopfschmerzen, doch ansonsten wollte er nicht mehr an das unerfreuliche Erlebnis denken und würde sicherlich schmunzeln, wenn er die Geschichte seinen Freunden erzählte.

Die Kirche war heute gut gefüllt, wozu das schöne Wetter sicherlich seinen Teil beigetragen hatte, wenn auch die Tragödie des Nachbardorfes in erster Linie für den guten Besuch verantwortlich war. Er begrüßte seine Pfarrkinder an der Kirchentür, als sie hineingingen, wechselte ein paar

Worte mit einigen, lächelte und nickte anderen zu. Als es Zeit war, mit dem Gottesdienst zu beginnen, betrat er die Kirche durch eine Seitentür, die ihn zuerst in die Sakristei führte, sprach mit seinen Meßdienern und folgte ihnen hinaus in die Kirche.

Der Gottesdienst nahm seinen gewohnten Gang, einigen zur Freude, anderen zum Überdruß, aber heute wegen der Tragödie für die meisten bedeutungsvoller als sonst. Einige Kirchenbesucher bemerkten, daß der Pfarrer gelegentlich die Hand an die Stirn führte, als ob er müde wäre oder Kopfschmerzen hätte, aber der Gottesdienst hatte darunter nicht zu leiden.

Sie setzten sich und sahen erwartungsvoll zu ihm auf, als er die Stufen zur Kanzlei hinaufstieg, und viele, die im Nachbardorf Freunde und Verwandte hatten, hofften in dieser Zeit der Trauer Trost in seinen Worten zu finden. Er blickte von der Kanzel herab in ihre emporgewandten Gesichter, die vielen Augenpaare, die zu ihm aufblickten.

Dann hob der Reverend Martin Hurdle, seit achtzehn Jahren Pfarrer von St. Augustine, seinen Meßrock, öffnete die Hose und urinierte über seine Gemeinde.

»Wo können diese verwünschten Kühe geblieben sein?« fragte sich George Ross im Selbstgespräch, und sein bereits von vielen Runzeln durchzogenes, verwittertes Gesicht bekam noch einige Falten mehr. »Müssen wieder bei der Lücke durch die Hecke gebrochen sein, die Teufelsbraten.«

Seine Kühe hatten die Gewohnheit, an einer lichten Stelle die Hecke zu durchbrechen, die ihre Weide umgab, und auf der benachbarten Wiese zu weiden, obwohl er die fragliche Stelle mit Draht gesichert hatte. »Als ob ich nicht genug zu tun hätte«, fuhr er in seinem zornigen Selbstgespräch fort, »ohne den ganzen Morgen hinter den Viechern herzujagen. Die sollen mich kennenlernen!«

Er erreichte die Lücke und sah, daß der Draht niederge-

treten war. Natürlich. »Nun, wo steckt ihr?« Er blickte umher, dann sah er mit offenem Mund die Nebelwand auf der anderen Seite seiner Wiese. »Schlag mich der Hagel! Woher kommt jetzt der Nebel?« Verdutzt kratzte er sich das stoppelige Kinn.

Er ging weiter auf die Nebelwand zu und grientete, als er seine Kühe herauskommen sah. »He da, ho!« schrie er ihnen zu. »Dachte mir's doch, daß ihr euch hier herumtreibt, Satansbande!«

Er blieb stehen, und während er auf die Kühe wartete, wunderte er sich über den Nebel. Diese verdammte Luftverschmutzung dachte er. »Kommt nur, meine Schönen!« rief er ihnen zu, als sie gemächlich näherschaukelten. Der Nebel trieb zum benachbarten Feld ab. Das Seltsame daran waren die scharfen Begrenzungen, wie ein massiver Block aus Rauch, der sich über das Land schob, ganz unähnlich den gewöhnlichen, weit auseinandergezogenen und unmerklich verlaufenden Bodennebeln.

Die Kühe waren herangekommen, und das Leittier ging an ihm vorbei.

»Vorwärts jetzt, zurück, wo ihr hergekommen seid!« rief er und zog einer der vorbeigehenden Kühe seinen Haselstecken übers Hinterteil.

Statt schneller zu gehen, machte sie halt und wandte ihm den Kopf zu. »Los, vorwärts!« sagte der Bauer und schlug wieder zu. Die Kuh stand still und sah ihn an. George Ross fluchte laut, dann wandte er den Kopf, um zu sehen, wo der Rest der Herde blieb. Sie waren alle stehengeblieben und hatten ihm die Köpfe zugewandt.

»Was ist los mit euch?« Aus einem unerklärlichen Grund verspürte er eine gewisse Nervosität. In dieser Herde war eine Spannung, die er nicht verstand. »Macht schon! Geht nach Haus!« Er fuchtelte mit den Armen und versuchte, sie dadurch in Bewegung zu setzen. Sie beobachteten ihn.

Dann kamen sie auf ihn zu.

Er erkannte, daß er von den Kühen umringt war, und sie drängten von allen Seiten näher heran. Was ging vor? Das bedrohliche Verhalten dieser einfältigen, sanften Tiere war ihm unverständlich. Plötzlich bekam er einen Stoß in den Rücken. Er wandte sich um und schlug mit dem Haselstücken nach der Kuh. Es war dieselbe, die er zuvor geschlagen hatte. »Zurück!« rief er. Die Logik sagte ihm, daß seine aufsteigende Furcht unvernünftig sei.

Er hörte ein Blasen und erhielt wieder einen Stoß in den Rücken, diesmal kräftiger. Er fiel zu Boden.

»Haut ab, verschwindet!« Er krabbelte auf allen Vieren und versuchte aufzustehen, aber jedesmal, wenn er hochkam, wurde er wieder zu Boden gestoßen. Plötzlich warf sich eine der Kühe herum und schlug mit den Hinterbeinen aus. Der Tritt traf seinen Brustkorb und preßte ihm alle Luft aus den Lungen. Er fiel hart auf den Rücken und schnappte nach Luft.

Weitere Tritte trafen ihn, und seine Flüche wurden zu Schreien. Die Kühe schienen abwechselnd anzugreifen, immer eine nach der anderen. Ein Tritt traf ihn voll ins Gesicht, brach ihm das Nasenbein und nahm ihm sekundenlang die Sicht. Als er wieder sehen konnte, war es, als öffnete er seine Augen einem bösen Traum.

Die Kühe sprangen im Kreis um ihm herum, ihre Augen quollen beinahe aus den Höhlen, Schaum und Schleim flogen ihnen von den Mäulern. Und immer wieder machten sie Ausfälle gegen ihn, schlugen mit den Hinterbeinen aus oder stießen mit den Schädeln. Wenn er sich aufrichten wollte, traten sie ihn nieder. Dann schnappten sie nach ihm, bissen ihm Finger ab, als er schützend die Arme hob. Ein Schrei erstarb in einem gurgelnden, würgenden Geräusch, als ein Tritt ihm den Unterkiefer brach und seine Kehle mit Blut füllte.

Als er schließlich halb bewußtlos im Gras lag, taten sie sich zusammen und trampelten mit den Hufen alles Leben aus seinem zerschlagenen Körper.

Der Wilderer beobachtete aus seinem Versteck im Unterholz das Haus. Er war aus dem Nebel herausgekommen, doch statt zu seiner baufälligen Kate am Rand des Dorfes zurückzukehren, war er die Zufahrtstraße entlang zum großen Landhaus des Obersten gegangen. Verstohlen hatte er sich am Rand der halbrunden Auffahrt entlanggeschlichen und im Gebüsch versteckt, das Haus durch die Blätter beobachtet und gewartet. Nach einer Weile löste er den starren Blick seiner seltsam glasigen Augen vom Haus und sah von links nach rechts. Er stand auf und schlich zur Rückseite des Gebäudes. Er wußte, wohin er ging, denn er hatte vor Jahren als Aushilfe für den Gärtner des Obersten gearbeitet. Daher kannte er den Besitz so gut, den Park, die Felder und den Wald, kannte die guten Verstecke und die besten Stellen zum Auslegen seiner Fallen. Am Ende des Wirtschaftsgartens stand ein hölzerner Geräteschuppen. Tom Abbot stieß die Tür auf. Seine Augen hatten einen stieren Blick angenommen, und er kümmerte sich nicht mehr um die Geräusche, die er machte. Mit ruhigen, kontrollierten Bewegungen ging er durch das Halbdunkel des Schuppens und griff nach einer Axt, rostig und unansehnlich von den Jahren, aber mit scharfer Klinge. Als er sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf einen Kasten mit dreizölligen Nägeln, wie sie zum Ausbessern von Zäunen verwendet wurden. Er nahm eine Hand voll heraus und steckte sie in die Tasche.

Darauf ging er in gerader Linie durch den Wirtschaftsgarten zurück zum Haus, ohne sich weiter zu verstecken. Als er die rückwärtige Tür erreichte, sperrte die Köchin der Merediths gerade auf, um Küchenkräuter aus dem Garten zu holen. Sie hatte das Frühstück für den Oberst und seine Frau bereitet, und das Dienstmädchen hatte es auf einem

Tablett hinaufgetragen. Nun mußte sie an die Vorbereitungen zum Mittagessen denken. Viele Gäste wurden erwartet, und es gab eine Menge zu tun. Sie hatte sich kaum Zeit für ihren Morgentee genommen.

Sie hatte keine Gelegenheit zu schreien, bevor die Axt sie traf, nur zu einem flüchtigen Blick in die Augen eines Verückten, und im nächsten Augenblick war sie tot.

Tom Abbot ging durch die Küche und stieg die Stufen hoch, die zur Eingangshalle führten. Er war nie zuvor im Herrenhaus gewesen, und nur der Klang der Stimmen führte ihn zum Speisezimmer. Er öffnete die erstbeste Tür, zu der er kam, und ging ohne Aufenthalt in ein großes Wohnzimmer, größer als die gesamte Grundfläche seiner Kate. In der Mitte dieses Raumes blieb er stehen und sah sich um.

Das Geräusch von Schritten, die an der offenen Tür vorbeigingen, veranlaßte ihn, umzukehren. Wieder hörte er die Stimmen und ging auf eine andere Tür zu.

Das Dienstmädchen kam summend die Treppe herab, in den Händen ein Tablett mit halb gegessenen Pampelmusen und Resten von Toastscheiben auf den Tellern. Sie hielt das Tablett hoch, um die Stufen vor ihren Füßen zu sehen.

»Stellen Sie den Kessel auf, Mrs. Peabody«, rief sie zur Küche, als sie den Fuß der Treppe erreichte. »Trinken wir eine Tasse Tee zusammen, solange die Herrschaften mit Schinken und Eiern beschäftigt sind.«

Die Küche war leer, und das Mädchen hielt neugierig Umschau. Der Kessel dampfte bereits. Sie stellte das Tablett ab und ging an den Gasherd, um ihn auszuschalten. Die Tür zum Gemüsegarten stand offen, und sie vermutete, daß die Köchin hinausgegangen sei, Essensreste in die Abfalltonnen zu tun oder Gemüse zu schneiden. Sie ging um den großen Mitteltisch zur Tür, um die Köchin hereinzurufen. Ein Schrei brach von ihren Lippen, als sie den Leichnam vor der

Schwelle liegen sah, den Schädel bis zur Nasenwurzel gespalten. Ehe sie ohnmächtig wurde, begriff sie, daß es die Köchin war, nur kenntlich an ihren Kleidern und ihrer Statur, denn das Gesicht war blutbedeckt, die Züge eine erstarrte Grimasse des Entsetzens, ohne eine Ähnlichkeit mit dem Gesicht, das sie kannte. Bevor es ihm schwarz vor den Augen wurde, vernahm das Dienstmädchen noch den anderen Schrei, den Schrei aus dem Obergeschoß, der die Morgenstille zerriß.

Als sie das Bewußtsein wiedererlangte, konnte sie sich nicht gleich besinnen, was geschehen war. Mit der Erinnerung kehrte das Entsetzen wieder, und sie sah die Tote, die sie beinahe mit dem Fuß berührte, und kroch schauernd davon. Sie wollte um Hilfe rufen, brachte aber keinen Laut über die Lippen. Irgendwie kam sie auf die Beine und wankte zur Treppe, zog sich am Geländer hinauf, brach schluchzend in die Knie und zog sich weiter, nur beseelt von dem Wunsch, von der Küche wegzukommen. Sie erreichte den Korridor und lief um Atem ringend zum Speisezimmer, wollte rufen und brachte doch nur ein heiseres Keuchen hervor.

Sie stolperte durch die offene Tür und prallte vor dem Anblick zurück, der sich ihr bot.

Ihre Herrin lag ausgestreckt in einer Blutlache am Boden, und nur wenige Sehnen und Fasern ihres Halses hielten ihren Kopf am Körper. Er lag bewegungslos neben ihrer linken Schulter. Der Oberst war mit langen Nägeln durch die Handflächen und das Fleisch seiner Waden auf die Platte des großen Eßtischs genagelt. Über ihm stand ein Mann mit einer bluttriefenden Axt in den Händen.

Starr vor Schrecken, mußte das Dienstmädchen mit ansehen, wie der Mann seine Axt ausholend über den Kopf hob und mit aller Kraft zuschlug. Sie trennte eine Hand ab und fuhr in das splitternde Holz darunter. Der Mann riß sie mit

einiger Anstrengung heraus und holte wieder aus. Als er die andere Hand abgehackt hatte, wurde der Oberst ohnmächtig. Als er beide Füße abgehackt hatte, war der Oberst tot.

Der Mann mit der Axt wandte den Kopf und sah das Dienstmädchen an, und nun löste sich endlich ihre Erstarrung, und sie begann zu schreien.

4

»Hallo, John.«

John Holman blickte zu dem Mädchen auf und lächelte.

»Hallo, Casey.«

»Wie fühlst du dich?«

»Gut.«

Er saß auf den Stufen vor dem Krankenhaus, wollte nicht drinnen warten. Er fand Krankenhäuser deprimierend.

Sie setzte sich zu ihm auf die Stufen. »Sie sagten, du würdest mindestens noch ein paar Wochen brauchen.«

»Nein, ich bin jetzt in Ordnung. Noch länger hier, und ich werde wieder verrückt.«

Seine Worte machten ihr die Erinnerung an ihren ersten Besuch im Krankenhaus wieder gegenwärtig, und sie verzog schmerzlich das Gesicht.

Die Nachricht von dem Erdbeben hatte die benachbarten Dörfer und Städte in Panik, das ganze Land in Bestürzung und die Geologen in Erstaunen versetzt. Sie hatte nicht einmal gewußt, daß Holman in dieser Gegend war, denn er sprach nicht viel über seine Arbeit; sie war nicht einmal sicher, in welcher Abteilung des Ministeriums er arbeitete. Sie hatte nur gewußt, daß er über das Wochenende >dienstlich verreisen< müsse, daß er ihr nicht sagen könne, wohin er fahren würde, und daß sie ihn keinesfalls begleiten könne. Sie hatte keine Ahnung, daß er in dem Dorf gewesen war, das vom Erdbeben zerstört wurde. Als sie am folgenden Tag sein Büro angerufen hatte, erklärte man ihr, warum er sich nach seiner Rückkehr nicht melden konnte; und daß er in der Gegend gewesen war. Auch im Ministerium hatte man seither nichts von ihm gehört und angenommen, daß er entweder nicht zurück könne, weil die Straßen um das Katastrophengebiet von Rettungsdiensten, Sanitätsfahrzeugen und Horden von Schaulustigen hoffnungslos verstopft wä-

ren, oder weil er geblieben sei, um zu helfen. Man verriet ihr nichts von der Sorge, daß er vielleicht im militärischen Sperrgebiet gefaßt worden sei und dort festgehalten werde, und daß man jetzt in ängstlicher Erwartung des Verteidigungsministers lebte, der sich jeden Augenblick wie ein ergrimmtter Rachegott melden konnte. Sie wurde gebeten, später wieder anzurufen, wenn man vielleicht mehr wisse, und mit dem guten Rat versehen, wegen der verstopften Straße und der geringen Wahrscheinlichkeit, ihn zu finden, von der Fahrt nach Wiltshire abzusehen.

Den Rest des Tages hatte sie in ängstlicher Beklommenheit verbracht. Sie rief ihren Chef an, einen Antiquitätenhändler, der ein exklusives Geschäft in einer der Seitenstraßen der Bond Street betrieb und sagte ihm, sie fühle sich zu krank, um zur Arbeit zu kommen. Er, ein geschäftiger Mann, der Frauen als ein notwendiges Übel zu betrachten schien, antwortete kurz angebunden, er hoffe, sie werde morgen gesund genug sein, ihre Arbeit zu tun. Den Rest des Tages wanderte sie unruhig und nervös in der Wohnung herum und traute sich nicht hinaus, weil während ihrer Abwesenheit jemand anrufen könnte. Sie aß kaum und schaltete das Radio ein, dessen Erdbebenberichterstattung nicht zu ihrer Beruhigung beitragen konnte.

Casey kannte Holman seit bald einem Jahr und wurde sich mehr und mehr bewußt, daß sie verloren sein würde, wenn er sie je verließ. Ihre Abhängigkeit von ihm war inzwischen stärker als die Abhängigkeit von ihrem Vater. Als ihre Eltern vor acht Jahren geschieden wurden, hatte sie sich dem Vater zugewandt, um den Trost und die Anleitung zu finden, die jedes Kind braucht, und er hatte diese Verantwortung mit außergewöhnlichem Geschick übernommen. Tatsächlich hatte er seine Sache zu gut gemacht, denn indem er den Verlust der Mutter überkompensiert hatte, verband ihn mit der Tochter eine besonders innige Beziehung. Holman hatte angefangen,

diese Bindung zwischen Vater und Tochter zu lockern, zuerst unbewußt, doch als er erkannte, wie stark die Bindung war, hatte er angefangen, Casey sanft, aber zielbewußt von ihrem Vater fortzuziehen. Er tat dies nicht so sehr aus Liebe zu ihr, sondern weil er sie als Persönlichkeit schätzte. Er wußte, daß sie intelligent war und einen eigenen Willen hatte, aber wenn diese Beziehung zu ihrem Vater sich weiterentwickelte, würde sie niemals imstande sein, ihr eigenes Leben zu führen. Außerdem verursachte ihm die enge Bindung zwischen Vater und Tochter Unbehagen.

Holman hatte versucht, Casey — ihr eigentlicher Name war Christine, aber er hatte den Spitznamen aus Gründen erfunden, die er ihr noch nicht verraten hatte — dahin zu bringen, daß sie bei ihrem Vater ausziehen und eine eigene Wohnung mieten würde. Dazu wäre sie auch bereit gewesen, wenn er ihr erlaubt hätte, bei ihm zu wohnen, aber davon wollte er nichts wissen. Nach zwei vorausgegangenen unglücklichen Affären hatte er beschlossen, sich nie wieder allzu eng an einen anderen Menschen zu binden. Dennoch war er wiederholt nahe daran gewesen und hatte einmal sogar einen Heiratsantrag gemacht, aber das Mädchen hatte abgelehnt, weil es wußte, daß er sie nicht liebte. Das war vor Jahren gewesen, und mittlerweile fragte er sich, ob er wahrer Liebe überhaupt fähig sei. Im Laufe der Monate seiner Bekanntschaft mit Casey hatte er in diesem Punkt allmählich seine Ansicht geändert. Noch kämpfte er dagegen an, begann sich aber mit der Einsicht abzufinden, daß er auf verlorenem Posten stand. Vielleicht wurde er alt und beugte sich der Tatsache, daß er eine Gefährtin brauchte, daß er zwar niemals ganz allein gewesen war, aber seit langer Zeit keinen vertrauten Menschen gehabt hatte, mit dem er Nöte und Sorgen teilen konnte.

Casey war dabei, diese Barriere zu überwinden, da sich das enge Verhältnis zwischen ihr und ihrem Vater allmäh-

lich lockerte. Der Prozeß ging langsam vor sich, und noch leisteten sie beide Widerstand. Sie wollte ihren Vater nicht ohne die Gewißtheit verlassen, daß jemand seine Stelle einnehme; er weigerte sich, dieser jemand zu sein. Der Auszug aus der elterlichen Wohnung müsse kommen, bevor sie die Garantie neuer Geborgenheit hätte. Holman war älter als Casey, wollte aber keine Vaterfigur werden. Im Augenblick war die Sache an einem toten Punkt angelangt.

Jetzt begriff Casey in ihrer Beklommenheit, daß sie auf seine Forderung eingehen würde. Es mußte ihren Vater sehr verletzen, aber schließlich war es nicht so, daß sie ihn nie Wiedersehen würde. Und wenn er merkte, daß sie sich zu diesem Schritt fest entschlossen hatte, würde seine eisige Reserviertheit gegenüber John auftauen. Wenn nicht, würde sie noch einmal die Qual der Wahl durchmachen müssen, aber diesmal endgültig. Ihr war klar, daß diesmal ihr Vater der Verlierer sein würde.

Sie wartete bis drei Uhr nachmittags, dann rief sie wieder im Ministerium an. Diesmal gab es Nachricht. Man entschuldigte sich, daß es unterlassen worden sei, sie zu verständigen, doch gehe in der Abteilung wegen des Erdbebens alles drunter und drüber. Auf solche Naturereignisse sei man in England nicht vorbereitet. Einen Mann, der als John Holman identifiziert worden sei und dessen Papiere auswiesen, daß er für das Umweltministerium arbeite, habe man in das Allgemeine Krankenhaus von Salisbury eingeliefert, weil er sich in einem extremen Schockzustand befunden habe. Als Casey, der das Herz im Halse klopfte, nach Einzelheiten fragte, antwortete man ausweichend, versicherte ihr jedoch, daß John keine körperlichen Verletzungen erlitten habe. Wieder erhielt sie den Rat, dem Katastrophenort fern zu bleiben, und zuletzt versprach man ihr, sie über die weitere Entwicklung auf dem laufenden zu halten.

Casey bedankte sich und legte auf. Dann rief sie das Kran-

kenhaus in Salisbury an. Die Frau in der Telefonvermittlung entschuldigte sich mit dem Hinweis, daß das Krankenhaus durch die vielen Nachfragen überlastet sei, und schlug vor, daß sie es später noch einmal versuche.

Sie hinterließ eine Notiz für ihren Vater, suchte die Stadt auf einer Straßenkarte heraus und lief hinunter zu ihrem hellgelben Wagen, einem Geschenk ihres Vaters. Sie vermied die Fahrt durch London, indem sie nach Norden fuhr und dann die Nordumfahrung wählte.

Sie umfuhr Basingstoke und Andover auf kleineren Nebenstraßen, da sie vermutete, daß der Verkehr sich in den Städten stauen würde. In den Außenbezirken von Salisbury kam sie dann doch in einen Stau, weil die Polizei eine Sperre errichtet hatte und alle Fahrer zurückwies, die nicht überzeugend darlegen konnten, daß ihre Fahrt notwendig sei und nicht etwa der Befriedigung perverser Neugierde diene. Als Casey an die Reihe kam, erklärte sie, was sie über John wußte, und durfte ihre Fahrt mit dem Vorbehalt fortsetzen, unter keinen Umständen zu versuchen, über die Stadt hinaus zum Katastrophengebiet zu fahren. Auf den Rat der Polizisten parkte sie den Wagen am Straßenrand und ging zu Fuß zum Krankenhaus, das einem Bienenhaus glich. Auf ihre Frage nach John Holman wurde sie gebeten, mit den vielen anderen Besorgten, Verwandten und Freunden zu warten, die zum Krankenhaus gekommen waren, um nach Angehörigen zu suchen.

Um acht Uhr abends schließlich, nach mehreren Versuchen, etwas über John zu erfahren, kam ein erschöpft aussehender Arzt herunter und nahm sie beiseite. Er sagte ihr mit gedämpfter Stimme, daß es besser wäre, wenn sie John Holman nicht sehen würde; er stehe noch unter Schock und habe sich eine Verletzung zugezogen, die, wenn auch nicht allzu ernst, eine Bluttransfusion erforderlich gemacht habe, und daß er außerdem starke Beruhigungsmittel bekommen

habe. Da er sah, daß das Mädchen in einem Zustand nervöser Erregung war, vermied er es, die Art von Holmans Erkrankung zu erläutern. Morgen, wenn sie zur Ruhe gekommen sei, würde es noch früh genug sein, ihr auseinanderzusetzen, daß ihr Liebhaber, Freund oder was immer er war, vollkommen verrückt geworden sei, und daß man ihn im Bett habe anschnallen müssen, damit er trotz der starken Dosis Beruhigungsmittel sich selbst und andere nicht verletzen könne. Es war seltsam, wie sehr der Mann darauf versessen war, sich selbst umzubringen. Schon im Krankenwagen hatte man ihn festbinden müssen, und nach seiner Ankunft im Krankenhaus hatte er sich losgerissen, ein Fenster eingeschlagen und versucht, sich einen langen, dolchartigen Glassplitter durch den Hals zu stoßen. Nur dem Eingreifen des stämmigen Ambulanzfahrers, der im anschließenden Kampf eine gebrochene Kinnlade davongetragen hatte, war es zu danken, daß Holman sich nicht zu tief geschnitten hatte. Der Mann gebärdete sich wie ein Rasender, und zwei Pfleger und ein Arzt waren verletzt worden, bevor es ihnen endlich gelungen war, ihn zu fesseln und ein Beruhigungsmittel zu spritzen. Selbst danach war er unruhig und mußte angeschnallt bleiben. Nein, befand der Arzt, dies war nicht der richtige Zeitpunkt, es ihr zu sagen. Morgen würde sie selbst sehen können.

Casey verbrachte die Nacht in einem Hotel, das überfüllt war mit Journalisten und Leuten, die in der Nähe des zerstörten Dorfes lebten und sicherheitshalber in größerer Entfernung vom Bebenherd die weitere Entwicklung abwarten wollten. Durch aufmerksames Zuhören erfuhr Casey weitere Einzelheiten. Mindestens ein Drittel der vierhundert Dorfbewohner war umgekommen, ungefähr ein weiteres Drittel mit mehr oder minder schweren Verletzungen davongekommen. Viele der alten Häuser, auch solche, die nicht in der Nähe der gewaltigen Erdspalte gestanden hatten, waren einge-

stürzt und hatten ihre Bewohner unter sich begraben. Die bemerkenswerteste Geschichte war die von dem kleinen Mädchen und dem Mann, die aus der Spalte geborgen worden waren. Man hatte sie lebend im Inneren entdeckt, und ein Polizist hatte sie herausgeholt, das Mädchen bewußtlos, den Mann in einem Zustand nervöser Überreizung, aber nichtsdestoweniger lebendig. Erst viel später wurde Casey klar, daß sie von John Holman gesprochen hatten.

Am nächsten Vormittag ging sie wieder zum Krankenhaus und erhielt den Bescheid, daß sie Holman später am Tag werde sehen können, sich aber darauf gefaßt machen müsse, daß er sie nicht erkennen werde. Der Arzt, der am Vorabend mit ihr gesprochen hatte, erläuterte nun, daß Holman nicht mehr der Mann sei, den sie gekannt habe, daß er unkontrollierbar und gemeingefährlich geisteskrank sei. Als das Mädchen zusammenbrach, beeilte er sich, hinzuzufügen, daß die Erkrankung vorübergehender Natur sein könne und daß mit größerem zeitlichen Abstand von dem traumatischen Erlebnis, das zu seiner geistigen Zerrüttung geführt habe, ein Prozeß allmählicher Selbstheilung einsetzen werde. Sie ging zurück zum Hotel und weinte sich durch den Tag, bis es Zeit war, wieder zum Krankenhaus zu gehen. Man riet ihr von dem Besuch ab, aber sie bestand darauf — und dann bedauerte sie es.

Der Arzt hatte recht — er war nicht der Mann, den sie kannte und liebte. Er war ein Tier. Ein schäumendes, mit den Augen rollendes, tobendes Tier. Breite Ledergurte fesselten ihn auf sein Bett, das in einem besonderen Zimmer ohne sonstiges Mobiliar stand; es gab keine Fenster, und die Wände waren mit einem weichen, kunststoffartigen Material gepolstert. Er konnte nur den Kopf, die Hände und Füße bewegen, und dies tat er mit einer beängstigend heftigen Motorik. Sein Kopf schlug ständig von einer Seite zur anderen, obwohl der Hals dick bandagiert war. In seinem Mund stak

ein dickes Polster, um zu verhüten, daß er sich selbst die Zunge abbiß. Die Hände öffneten und schlossen sich, die Füße wurden krampfhaft hin und her bewegt, aber das Schlimmste waren seine Augen. Sie würde niemals den glasig-stieren Blick in diesen aufgerissenen Augen vergessen. Während sie bei ihm stand, gelang es ihm, den Beißschutz im Mund zu lockern und herauszustoßen, und sofort begann er zu schreien und die unglaublichsten Verwünschungen und Obszönitäten auszustoßen. Es war ihr unerklärlich, daß ein menschliches Wesen solche Gedanken hegen konnte. Obwohl seine Augen sie ansahen, bemerkte er sie nicht. Eine Schwester eilte herbei und steckte ihm den Beißschutz wieder in den Mund, indem sie ihm die Nase zuhielt und geschickt seinen schnappenden Zähnen auswich.

Casey verließ das Krankenhaus in einem Zustand elender Benommenheit. In ihren Augen standen Tränen. Zuerst war sie nicht einmal sicher gewesen, daß es John war, der sich so verändert hatte, und nun wollte sie sich einreden, daß er es nicht gewesen sei. Aber es war nutzlos, sich etwas vorzumachen. Sie mußte sich den Tatsachen stellen, wenn sie ihm helfen wollte, zu genesen. Und wenn er nicht wieder gesund wurde? Konnte sie den tobsüchtigen Irren lieben, den sie gerade gesehen hatte?

Ihre Gedanken waren in Aufruhr, ihre Gefühle in Verwirrung. Tief in ihr begann ein Konflikt. Nach Stunden weinen der Verzweiflung und des Ankämpfens gegen den Abscheu, den sie angesichts seines Wahnsinns empfand, drohte sie den Kampf zu verlieren. Sie rief ihren Vater an. Er drängte sie, sofort nach Haus zu kommen, und am liebsten wäre sie sofort aufgebrochen; sie brauchte seinen Schutz, seine Trost Worte, und jemand, der ihr die Verantwortung abnehmen würde.

Aber nein. Sie war es John schuldig, bei ihm zu bleiben, solange eine Aussicht auf Besserung bestand, und sei sie

noch so gering. Die Krankheit durfte nicht zerstören, was gewesen war, die innere Nähe, die sie miteinander verbunden hatte. Sie sagte ihrem Vater, sie werde bleiben, bis sie so oder so Gewißheit über John bekommen werde. Sein Anerbieten, nach Salisbury zu kommen, lehnte sie ab und sagte, daß sie erst heimkommen werde, wenn sie sich überzeugt habe, daß John nicht mehr zu helfen sei.

Caseys Unglück verstärkte sich am Abend, als sie Holman wieder aufsuchte. Der Arzt meinte, sie solle wissen, daß das Kind, das mit Holman gerettet worden war, am Nachmittag gestorben sei, ohne aus dem ungewöhnlichen Koma zu erwachen, in dem es seit dem Erdbeben gewesen war. Man sei jetzt zu der Auffassung gelangt, daß das kleine Mädchen von einem durch das Erdbeben freigesetzten Gas vergiftet worden wäre, und es sei möglich, daß auch Holman etwas davon abbekommen habe, so daß man unter Umständen dieses Gas als die Ursache seiner Geistesverwirrung ansehen könne. Die nächsten Tage würden erweisen, ob der Hirnschaden irreparabel oder vorübergehend wäre. Oder ob die Auswirkungen auch auf ihn tödlich sein würden.

In dieser Nacht konnte sie kaum schlafen. Nun, da an Tod gedacht werden mußte, wurden ihre Empfindungen klarer; wenn er überlebte, würde sie ihn niemals verlassen, selbst wenn er geisteskrank bliebe. Freilich könne ihre Liebe in diesem Fall nicht dieselbe wie zuvor bleiben, sondern würde eine andere Art von Liebe sein müssen, geborgen aus seiner Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit von ihr. Sollte er aber sterben — sie zwang sich, die Vorstellung zu akzeptieren —, dann wollte sie die Kreatur vergessen, die sie an diesen zwei letzten Tagen gesehen hatte, und sich nur des Mannes erinnern, der er gewesen war, und was ihre Gemeinsamkeit ausgemacht hatte. In den frühen Morgenstunden sank sie schließlich in einen erschöpften und von Träumen geplagten Schlaf.

Als sie am Vormittag zum Krankenhaus zurückkehrte, Bangigkeit im Herzen, aber noch immer hoffnungsvoll, war Holman völlig vernünftig. Matt und aschfahl im Gesicht, aber ohne eine Spur geistiger Verwirrung. Und eine Woche später war er bereit, nach Hause zu gehen.

Casey setzte sich zu ihm auf die Stufen und nahm seine Hand. Holman küßte sie auf die Wange und lächelte ihr zu.

»Danke.«

»Wofür?«

»Daß du hier bist. Daß du nicht fortgelaufen bist.«

Sie schwieg.

»Die Ärzte und das Pflegepersonal sagten mir, wie ich mich aufgeführt habe«, sagte er. »Es muß erschreckend für dich gewesen sein.«

»Das war es. Sehr erschreckend.«

»Sie bemühen sich noch immer, eine Erklärung dafür zu finden, wie ein vollständig Wahnsinniger so rasch wieder normal werden konnte. Sie sagen, das Gas, was immer es war, müsse verantwortlich gewesen sein. Es habe zeitweilig die Gehirnfunktionen beeinträchtigt, dann aber an Wirkung verloren. Ich könne mich glücklich schätzen, denn das kleine Mädchen sei gestorben.« Er starrte auf den Boden, und der Kummer zeichnete scharfe Linien um seinen Mund.

Sie drückte ihm die Hand. »Bist du ganz sicher, daß es dir nicht schaden kann, so früh das Krankenhaus zu verlassen?«

»Ach, sie wollten natürlich, daß ich bleibe. Wollten weitere Untersuchungen vornehmen und herausbringen, ob Dauerschäden eingetreten sind. Aber ich habe genug. Ich mag kein Versuchskaninchen sein. Und dann die Reporter — die ganze Zeit sitzen sie den Überlebenden, denen es besser geht, im Nacken, und du kannst dir denken, daß ich ein lohnendes Ziel für sie bin. Gestern kam sogar Spiers hierher, um mich zu vernehmen.«

Spiers war Holmans direkter Vorgesetzter im Ministerium, ein Mann, den er zugleich bewunderte und haßte. Ihre vielen Streitigkeiten entzündeten sich meistens nach dem Abschluß einer Ermittlungsaktion, wenn Holman alle Beweise beigebracht hatte, die er in mühsamer und gefährvoller Arbeit hatte zusammentragen können, und Spiers dann nichts gegen die Verursacher unternahm. »Wir nehmen es zu den Akten«, pflegte er in solchen Fällen zu sagen. Was Holman verborgen blieb, waren die Kämpfe, die sein Vorgesetzter ausfocht, um behördliche Maßnahmen durchzusetzen. Aber auch sein Einfluß war begrenzt gegenüber der Macht von Kapital und Politik.

»Was wollte er wissen?« fragte Casey.

»Ob ich meinen Wochenendauftrag ausgeführt habe.« Er konnte ihr nicht sagen, daß Spiers gekommen war, um zu erfahren, ob er irgendwelche Hinweise gefunden habe, die das Erdbeben mit Experimenten in Verbindung bringen konnten, welche draußen im militärischen Sperrgebiet durchgeführt wurden. Holman hielt es für unwahrscheinlich und hatte auch keinerlei Beweise, die eine solche Vermutung stützen konnten.

»Diese fette kleine Kröte! Ich mag ihn nicht«, sagte Casey.

»Er ist im Grunde nicht schlecht. Ein bißchen kalt, ein bißchen hart — aber sonst ganz in Ordnung. Ich muß ihm morgen sowieso Meldung machen — « Er kam ihrem Protest mit erhobener Hand zuvor. »Nur, um die Ergebnisse meiner Wochenendarbeit zu erläutern, dann nehme ich eine Woche Urlaub.«

»Das will ich meinen, nach allem, was du durchgemacht hast.«

»Ja, aber ehrlich gesagt, fühle ich mich jetzt gut. Die Kehle ist noch ein bißchen wund, aber ich hatte Glück, daß der Schnitt nicht zu tief ging, und ich habe hier weiß Gott genug Ruhe gehabt. Komm mit, laß uns gehen, bevor ich wieder

den Verstand verliere.«

Er lachte über ihr Stirnrunzeln.

Kurz vor Weyhill kamen sie wieder in den Nebel. Die Straßen waren verhältnismäßig leer gewesen, das Wetter schön. Sie benutzten absichtlich die kleineren Landstraßen, weil sie es nicht eilig hatten, nach London zu kommen, sondern die Landschaft und die friedliche Wärme des Sommermorgens genießen wollten.

Als sie vor sich die dichte Wolke sahen, war sie ungefähr achthundert Meter entfernt, eine bedrückende, unheilvoll aussehende Nebelwand. Die äußeren Ränder waren ziemlich scharf begrenzt, aber die Oberseite hatte mehr das zerfließend-wattige Aussehen einer gewöhnlichen Nebelbank.

»Seltsam«, sagte Holman und hielt an. »Ist das Rauch oder bloß Dunst?«

»Für Dunst ist es zu dicht«, erwiderte Casey. »Es muß Bodennebel sein. Laß uns umkehren, John, es ist unheimlich.«

»Wenn wir umkehren, müssen wir einen weiten Umweg machen. Außerdem scheint es kein ausgedehntes Nebelfeld zu sein; wir werden es bald hinter uns haben. Komisch, es ist wie eine Wand, so gerade sind die Seiten.«

Sie fuhren beide zusammen, als eine Fanfare ertönte, und ein Bus in ihrer Fahrtrichtung vorbeibrauste. Aus dem Heckfenster schauten sechs kleine Jungen, schnitten Grimassen und streckten ihnen die Zungen heraus.

»Verdammter Dummkopf«, murmelte Holman. »Mit welchem Tempo der in den Nebel hineinfährt!« Sie sahen dem Bus nach, wie er mit kaum verringerter Geschwindigkeit auf die Nebelwand zufuhr und darin verschwand. »Er muß wie ein Blinder sein, wenn er in den Nebel kommt.«

Plötzlich bemerkten sie, daß die Nebelwand ihnen viel näher war als zuvor. »Kommt schnell näher«, bemerkte Holman. »Also los, fahren wir durch. Es wird schon gehen, wenn wir uns Zeit lassen.«

Er legte den ersten Gang ein und fuhr weiter, ohne zu bemerken, daß das Mädchen an seiner Seite plötzlich sehr nervös wurde. Sie konnte ihre Bangigkeit nicht rational erklären, aber es schien ihr, daß die dichte Wolke irgendwie unheilschwanger sei, wie die schweren dunklen Wolken kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters. Sie sagte Holman nichts, aber ihre Hände verkrampften sich in den Seiten ihres Sitzes.

Holman schaltete das Abblendlicht ein, und sie fuhren in den Nebel.

Er war viel dichter als Holman erwartet hatte. Die Straße war kaum zu erkennen. Er fuhr vorsichtig im zweiten Gang, beugte sich unwillkürlich zur Windschutzscheibe vor, um besser zu sehen, und schaltete wiederholt die Scheibenwischer ein, um das Glas freizuhalten. Zusätzlich kurbelte er das Fenster auf seiner Seite herunter, um besser hinaussehen zu können. Der Nebel schien gelblich eingefärbt, oder waren es nur die Reflexe der Scheinwerfer? Der etwas bittere, säuerliche Geruch weckte den Schatten einer Erinnerung in ihm. Er hatte etwas mit dem Erdbeben von vergangener Woche zu tun. Holman konnte sich nicht sehr deutlich an Einzelheiten erinnern — die Ärzte meinten, das sei völlig normal, ein bestimmter Teil seines Bewußtseins befinde sich noch im Zustand des Schocks —, aber irgendwie weckten der Geruch, die gelbliche Tönung und die dichte, drückende Atmosphäre etwas in ihm. Er merkte, daß ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat und hielt den Wagen an.

»Was ist los, John?« fragte Casey. Ihre Stimme klang ängstlich.

»Ich weiß nicht. Es ist bloß ein Gefühl. Der Nebel — es kommt mir bekannt vor.«

»John, in den Zeitungen stand, daß eine Wolke Staub oder Rauch aus der Erdspalte kam; manche halten es für die Folge einer unterirdischen Sprengung. Das ist kein norma-

ler Nebel. Könnte es dieselbe Wolke sein?«

»Nein, sicherlich nicht. Der Wind müßte sie längst aufgelöst haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie in einem großen Klumpen am Boden bleiben würde.«

»Woher willst du das wissen? Wenn sie aus unterirdischen Tiefen gekommen ist, können wir nicht wissen, wie sie sich verhält.«

»Gut, vielleicht ist es diese Wolke. Aber laß uns nicht hier sitzen und diskutieren; je eher wir weiterfahren, desto früher kommen wir wieder hinaus.« Er kurbelte das Seitenfenster hoch und hoffte, daß er sie damit nicht zusätzlich ängstigte. »Die Wolke zieht so schnell, daß es einfacher sein wird, weiter durch sie zu fahren, als umzukehren.«

»Richtig«, antwortete sie, »aber bitte sei vorsichtig.«

Er fuhr im Schrittempo weiter und spähte angestrengt in das trübe milchige Nichts. Auf diese Weise hatten sie ungefähr hundert Meter zurückgelegt, als sie auf den Bus stießen, der halb auf der Seite im Straßengraben lag. Beinahe wären sie in eine kleine Gruppe von Jungen hineingefahren, die beim Heck des Busses auf der Straße standen. Holman trat sofort auf die Bremse, und glücklicherweise waren sie so langsam gefahren, daß der Wagen fast augenblicklich zum Stillstand kam.

»Hierher, Jungs, ich habe euch *gesagt*, ihr sollt neben der Straße bleiben!« hörten sie eine Stimme brüllen.

Holman öffnete die Tür und stieg aus, nachdem er Casey gesagt hatte, sie solle im Wagen bleiben. Wieder störte ihn der leichte, aber unverkennbare Geruch des Nebels, als er die Tür hinter sich schloß.

»Ist jemand verletzt?« fragte er den geisterhaften Umriß des Mannes, den er für den Lehrer oder die Aufsichtsperson der Jungen hielt.

»Ein paar Prellungen da und dort«, antwortete der Mann im Näherkommen, »aber ich fürchte, unser Fahrer hat sich

bös den Kopf gestoßen.«

Als der andere auf zwei Schritte herangekommen war, sah Holman sich einem langen, hageren Mann mit einer Hakennase und tiefliegenden Augen gegenüber. Er hatte nur einen Arm, der rechte endete unter dem Ellbogen. Mit gedämpfter Stimme fuhr der Lehrer fort: »Wohlgemerkt, es war allein seine Schuld, der Idiot. Scherzte mit den Jungen und achtete kaum auf den Nebel, bis wir drinnen waren, und auch dann verlangsamte er kaum, obwohl ich ihn warnte.« Er warf einen Blick zu den Schülern, die ihn umdrängten. »Ich sagte euch, daß ihr am Straßenrand bleiben sollt, Jungs! Auf der Straße ist es im Nebel zu gefährlich. Der nächste, den ich auf der Fahrbahn erwische, bekommt eine Tracht Prügel. Los, bewegt euch!«

Sie liefen vergnügt davon. Inzwischen hatten sie den anfänglichen Schock überwunden und fanden ihren Spaß an der Sache.

»Sehen wir uns den Fahrer an«, sagte Holman. »Vielleicht kann ich helfen.«

Sie gingen um den Bus zum vorderen Ende, wo der Fahrer im Gras neben dem Straßengraben saß und sich mit beiden Händen den Kopf hielt. Er drückte ein blutiges Taschentuch an seine Stirn und ließ von Zeit zu Zeit ein Stöhnen hören. Eine Gruppe Jungen stand bei ihm und beobachtete ihn besorgt und mit neugieriger Scheu.

»Nun, Mr. Hodges, wie geht es uns?« fragte der Lehrer in einem Tonfall, der kaum eine Spur Mitgefühl erkennen ließ.

»Beschissen«, kam die undeutliche Antwort.

Die Jungen kicherten und versteckten ihr Grinsen hinter vorgehaltenen Händen. Der Lehrer räusperte sich und befahl seinen Schülern, nach hinten zu den anderen zu gehen und sich von der Straße fernzuhalten. »Ja, nun, Mr. Hodges, sehen wir uns die Verletzung einmal an. Vielleicht können wir Ihnen helfen.«

Holman bückte sich und zog die Hand mit dem blutigen Taschentuch von der verletzten Stirn. Die Platzwunde sah schlimmer aus als sie wahrscheinlich war. Er nahm sein eigenes Taschentuch, und sagte dem Fahrer, er solle es auf die Wunde drücken.

»Ich glaube nicht, daß es eine ernste Verletzung ist, aber wir sollten Sie besser gleich in ein Krankenhaus bringen.«

»In der nächsten Ortschaft gibt es eine Arztpraxis. Ich bin sicher, man wird sich dort um Mr. Hodges kümmern«, sagte der ungeduldige Lehrer. »Das einzige Problem ist, ihn dorthin zu bringen.«

»Wir werden ihn fahren und gleichzeitig die Polizei verständigen. Sie wird einen Abschleppdienst schicken und einen anderen Bus für die Jungen auftreiben. Sind Sie sicher, daß keiner von ihnen ernstlich verletzt ist?«

»Ja, ganz sicher, danke. Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen. Ich hoffe, wir werden nicht allzu lange warten müssen; dieser feuchte Nebel wird den Jungen nicht gut tun.«

Während sie dem verletzten Hodges zum Wagen halfen, erzählte der Lehrer Holman von der Busfahrt. »Wir sind vom Redbrook House, einem privaten Internat in Andover, und waren gerade auf der Rückfahrt von einem Wandertag, wissen Sie. Es war ein schöner Morgen, und die Jungen werden gegen Ende des Schuljahres so unruhig, da mußte ich sie an die frische Luft hinauslassen. Ich kann mir mit dem besten Willen nicht vorstellen, woher dieser Nebel kommt.«

Holman blickte besorgt umher. Nichts deutete darauf hin, daß der Nebel sich lichtete.

»Natürlich verlangten viele Eltern von mir, daß ich die Jungen nach Haus schickte, als sich dieses schreckliche Erdbeben ereignete«, fuhr der Lehrer fort, »aber ich bestand darauf, daß sie bleiben und das Schuljahr ordnungsgemäß beenden. Naturereignisse dieser Art, sagte ich ihnen, ge-

schehen nur selten, vielleicht einmal in einem Menschenleben, und Redbrook werde den Schulbetrieb nicht wegen einiger überängstlicher Eltern vorzeitig beenden. Einige wenigen bestanden natürlich darauf, und mir blieb nichts übrig, als ihre Sprößlinge gehen zu lassen - aber ich kann Ihnen sagen, jeder dieser Jungen bekam einen sehr förmlichen Brief mit nach Haus!«

Holman hörte lächelnd dem Schwatzen des einarmigen Lehrers zu. Sie gediehen immer noch, die unentwegten alten Traditionalisten unter den Lehrern, trotz der neuen Welle langhaariger, liberal gesinnter jüngerer Erzieher. Nun, es ließ sich über beide Seiten Gutes und Schlechtes sagen.

Als die drei sich dem gelben Wagen näherten, sah Holman Caseys weißes Gesicht ängstlich durch die Windschutzscheibe schauen. Sie öffnete die Tür und machte Anstalten, auszusteigen und ihm zu helfen.

»Nein, bleib im Wagen, steig nicht aus!« rief er ihr zu.

Sie hielt verwirrt inne und blieb, wo sie war, halb drinnen, halb draußen.

»Schließ die Tür«, sagte er ihr in weniger scharfem Ton. Sie gehorchte, blickte ihn aber befremdet an.

Er öffnete die Tür auf seiner Seite, klappte die Sitzlehne nach vorn und half dem verletzten Busfahrer, in den Fond durchzusteigen. Dann wandte er sich wieder dem Lehrer zu.

»Ich an Ihrer Stelle würde alle Jungen wieder in den Bus zurückschicken und die Tür und die Fenster geschlossen halten.«

»Aber wozu?«

»Sagen wir einfach, daß der Nebel nicht gut für sie sein kann. Ich werde Hilfe schicken, so bald ich kann, also warten Sie einfach ab.« Er stieg ein und ließ den Motor an. Bevor er die Tür schloß, wiederholte er seinen Rat. »Halten Sie die Jungen im Bus und schließen Sie alle Fenster.«

»Gut, Mister, äh...«

»Holman.«

»... Holman, aber ich bin ganz sicher, daß uns nicht frieren wird, und ein bißchen Nebel kann nicht viel Schaden anrichten.«

Wirklich nicht? dachte Holman, als er vorsichtig weiterfuhr. Das frage ich mich. Er hatte noch immer keine Erklärung für sein Unbehagen an dem Nebel. Die Ärzte hatten gesagt, sein Zusammenbruch könne durch Gas verursacht worden sein, das aus der Erdspalte entwichen sei. Es war eine ziemlich weit hergeholte Möglichkeit, aber dieser Geruch war ihm irgendwie bekannt vorgekommen, und er wußte, daß er ihn vor dem Erdbeben niemals wahrgenommen hatte. Ein Stöhnen hinter ihm unterbrach seine Gedanken.

»Gott, habe ich Kopfschmerzen!« ächzte Hodges.

»Wir fahren Sie zu einem Arzt«, versicherte ihm Casey und schaute widerwillig von der nebligen Straße weg, um den unglücklichen Busfahrer zu betrachten.

»Natürlich wird man mir die Schuld daran geben«, sagte der Busfahrer in kläglichem Ton. »Dafür wird Summers sorgen. Der elende Bastard. Oh, Verzeihung, Miß.«

Summers war vermutlich der Lehrer, den sie bei den Jungen zurückgelassen hatten.

»Konnte mich nie leiden. Ging ihm gegen den Strich, daß ich mit den Jungen gut konnte.«

»Ist er Direktor von Redbrook?« fragte Holman.

»Nein! Er ist bloß stellvertretender Direktor, aber wie er sich aufführt, könnte man meinen, er sei der Chef. Die Jungen nennen ihn Käpt'n Hook.« Er lachte und zuckte vor Schmerz zusammen. »Dabei war alles seine Schuld.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, ich fuhr so dahin und hatte ein bißchen Spaß mit den Jungen, wissen Sie, gab vielleicht ein bißchen an, und er fuhr mich an, als ob ich einer von den Jungen wäre. Nun,

ich schaue nach hinten, um ihm die passende Antwort zu geben, und schwupp — liegen wir im Graben. Kann von Glück sagen, daß ich nicht durch die Scheibe geflogen bin, wahrhaftig. Jedenfalls gehen bei mir die Lichter aus, und wie ich wieder zu mir komme, merke ich, daß mir das Blut übers Gesicht rinnt, und wissen Sie was? Er zieht immer noch über mich her. Ist nicht richtig, oder?«

Holman schmunzelte und sagte nichts. Seine Heiterkeit schwand schnell, als er bemerkte, daß der Nebel noch dichter wurde. Er schaltete auf den ersten Gang zurück, fuhr im Schrittempo und beugte sich über das Lenkrad, bis er mit der Nase an die Windschutzscheibe stieß.

»John, was ist das?« Casey faßte seinen Arm und blickte an ihm vorbei nach rechts.

Er schaute aus seinem Seitenfenster hinaus, sah aber nur den ziehenden Nebel. »Was? Ich kann nichts sehen.«

»Jetzt ist es weg. Vielleicht war es nichts, aber ich glaubte einen Lichtschein zu sehen. Etwas Weißliches, das durch den Nebel schien, aber es verschwand gleich wieder. Eine dichtere Nebelbank muß vorbeigezogen sein. Ich kann es nicht mehr sehen.«

»Vielleicht war es nur eine Aufhellung, wo die Sonne durchschien.«

»Ja, vielleicht.«

Ihre Aufmerksamkeit wurde wieder auf ihren Passagier gelenkt, der neuerlich zu fluchen begann.

»Gottverdammtes Wetter! Kaum scheint mal ein bißchen die Sonne, steckt man schon wieder im Nebel. Zeichen der Zeit.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Holman.

»Nun, wir hatten einen schönen friedlichen Sommer, nicht wahr, hätte nicht besser sein können. Und was geschieht? Ein verdammtes Erdbeben, ausgerechnet hier in Wiltshire!« Seine Stimme hob sich, und wieder verzog er in

Schmerzen das Gesicht. »Und dann gestern. Haben Sie gehört, was gestern war?«

Holman schüttelte den Kopf, ganz auf die Straße konzentriert. »Sie meinen die Axtmorde?« fragte Casey.

»Ja. Steht heute in allen Zeitungen. Passierte gar nicht weit von dem Erdbebendorf. Ein reicher Kerl, Oberst Soundso, wurde mit seiner Frau und allem Hauspersonal ermordet, Köchin und Dienstmädchen, glaube ich. Alle mit einer Axt erschlagen. Und der Kerl, den sie für den Täter halten, hackte sich selbst auf dem Handgelenk herum, bis er verblutete. Bekannte von diesem Oberst kamen zu Besuch und sahen die Leichen alle nur so herumliegen. Ich weiß nicht, was noch werden soll, es kommt alles Schlag auf Schlag.«

»Ja«, sagte Holman, »es ist, wie Sie sagten. Einen Augenblick sonnig, im nächsten dunkel.«

»Und nun werde ich wahrscheinlich meine Stelle verlieren.«

»Nein, sicherlich nicht«, sagte Casey in mitfühlendem Ton.

»Ah, Sie kennen den alten Käpt'n Hook nicht. Konnte mich noch nie leiden. Immerhin weiß ich ein paar kleine Geheimnisse über ihn.« Hodges stöhnte wieder. »Wie weit ist es noch?«

Noch weitere fünfzehn Minuten blieben sie eingehüllt in den dichten Nebel, dann kamen sie plötzlich hinaus ins schönste Sonnenlicht. Der Wechsel war so abrupt, als wären sie durch ein Tor gefahren.

»Gott«, murmelte Holman überrascht. Eben hatte er noch angestrengt in den Nebel gespäht und kaum Zeit gehabt zu bemerken, daß es etwas heller wurde, und nun fuhren sie auf einmal in hellem Sonnenschein dahin. Er und Casey blickten über die Schultern zurück zu der dicken gelblich-grauen Nebeldecke hinter ihnen. Hodges war zu sehr mit

seinen Schmerzen beschäftigt, um auf die Veränderung zu achten. Wie ein dunkles Bahrtuch, das über die Landschaft gezogen wurde, schien sich der Nebel von ihnen zu entfernen. Casey erschauerte, und Holman schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln, obwohl ihm nicht danach zumute war.

»Es ist unnatürlich«, flüsterte sie.

Holman schüttelte den Kopf, wußte aber keine Antwort. Er schaltete die Scheinwerfer aus und fuhr schnell weiter. Bald war das Dorf erreicht, und Hodges dirigierte ihn zum Polizeirevier. Er lief die Stufen hinauf und meldete, was mit dem Bus geschehen war. Der Polizeisergeant konnte Holmans Besorgnis nicht ganz verstehen, als er erfuhr, daß keiner der Jungen ernstlich verletzt worden war. Er war erstaunt und fast ungläubig, als Holman von dem dichten Nebel berichtete, im Dorf habe man jedenfalls nichts davon bemerkt, und er habe auch keine Meldungen aus der umliegenden Gegend. Nichtsdestoweniger werde er sich mit dem nächsten Abschleppdienst in Verbindung setzen und gleich einen seiner Männer hinausschicken. Er wies ihm den Weg zur Arztpraxis und dankte ihm für die Mühe, die er auf sich genommen habe.

Als Holman das Polizeirevier verließ, tat er es mit einem Gefühl leichter Unzufriedenheit. Vielleicht machte er mehr daraus als die Situation rechtfertigte; schließlich war Nebel in England ganz gewiß nichts Ungewöhnliches, wenn er zu dieser Jahreszeit auch ein wenig unheimlich war. Nun, da er im warmen Sonnenschein stand, fiel es ihm schwer, sich die bedrohliche Dichte der gelbgrauen Wolke wieder zu vergegenwärtigen. Der Nebel schien unwirklich, als hätte es ihn in Wirklichkeit nie gegeben. War es möglich, daß er noch nicht wiederhergestellt war? War sein Geist noch immer ein wenig >gestört<? Er wußte, daß auch Casey den Nebel als eine unheimliche, unerklärliche Bedrohung empfunden hat-

te, aber war das bloß eine Übertragung seiner eigenen Ängste auf sie gewesen? Es war ihm bekannt, wie leicht nervöse Spannung von einer Person auf eine andere überging, bis eine ganze Gruppe von Menschen angesteckt war. Er mußte sich entspannen. Die Anspannung der vergangenen Stunde hatte ihn erschöpft und zugleich aufgeregt und unruhig gemacht. Warum hatte er Casey nicht aussteigen lassen wollen? Glaubte er wirklich, daß dieser Nebel etwas mit seiner eigenen jüngsten Erkrankung zu schaffen hatte? Fest stand nur, daß er aus einem ungewissen Gefühl heraus hatte verhindern wollen, daß sie mit dem Nebel unnötig in Berührung käme. Vielleicht würde diese nervöse Anspannung vergehen, wenn er ausgeruhter wäre.

Sie fuhren den noch immer murrenden und ächzenden Hodges zur Arztpraxis, übergaben ihn in sachkundige und freundliche Pflege und fuhren dann weiter nach London.

Ein paar Stunden später, nachdem sie unterwegs in einer Wirtschaft gegessen hatten, erreichten sie Holmans Wohnung in der St. John's Wood Road, gegenüber von Lords Cricketplatz. Er parkte den Wagen im Vorhof, und sie nahmen den Aufzug zu seiner Wohnung im obersten Geschoß des alten, aber gepflegten Gebäudes. Seine Wohnung war spärlich möbliert, nicht vollgestopft mit Sachen und bequem. An den Wänden hingen ein paar Originalgemälde, doch gab es sonst nur ein Minimum an Ausstattung. In einem Winkel stand der hohe, lange Stamm einer Pflanze, die bis zum Wipfel völlig kahl war, aber dort einen üppigen Büschel dichten Blattwerks trug. Er behauptete lachend, daß sie über die Mauer des Londoner Botanischen Gartens geklettert und den Weg zu seiner Wohnung gefunden habe, weil sie jemand suche, den sie lieben könne. In Wahrheit hatte Holman sie eines Nachts vor vielen Jahren betrunken bei einem Einbruch im Botanischen Garten mit einigen gleichfalls bezechten Freunden gestohlen. Er hatte keine Ahnung von ihrem richtigen Namen, also nannte er sie George.

Sein Schlafzimmerfenster öffnete sich auf ein Flachdach, wo er viele friedliche Sommerabende damit verbracht hatte, über die Dächer hin und zu den Sternen aufzublicken. Dieser Hang zur Beschaulichkeit kontrastierte mit der Seite seines Wesens, die nach Aufregung und Gefahr verlangte. Der einzige Luxus, den er sich gönnte, war sein Bett. Wenn er schlief, wollte er durch eine Partnerin nicht beengt sein; und wenn er eine Partnerin liebte, wollte er nicht durch das Bett beengt sein. So war es logisch, daß sein Bett den größten Teil seines mittelgroßen Schlafzimmers einnahm. Als sie es zum erstenmal gesehen hatte, hatte Casey gekichert; als sie seine Bequemlichkeit mit ihm geteilt hatte, war sie auf Holmans Vergangenheit eifersüchtig geworden. Aber im Laufe

der Zeit hatte sie sich mit seinem offenbar bewegten Vorleben abgefunden.

Sie machte Kaffee, während er in einem Sessel hing und die Schuhe von den Füßen stieß. Sie brachte die Tassen herein, setzte sich zu seinen Füßen und stellte den Kaffee auf den Boden.

»Wie fühlst du dich jetzt, John?« fragte sie.

»Ach, ein klein wenig müde, das ist alles. Posthospitale Depression nennt man es, glaube ich.«

Sie rieb ihm zerstreut die Fußsohlen. »Ich habe mich entschlossen, Theo zu verlassen.« Sie nannte ihren Vater immer bei seinem Vornamen, eine weitere Gewohnheit, die Holman ungerechtfertigt irritierend fand.

»Du willst ihn verlassen?« Er setzte sich aufrecht hin und sah ihr in die Augen, als könnte ihre Miene die Feststellung bestätigen oder verleugnen.

»Ja. Als du im Krankenhaus warst, John, entdeckte ich vieles über mich selbst, vor allem, daß ich dich mehr liebe als ich vorher für möglich gehalten hätte. Mehr als Theo. Mehr als alles. Ich war nahe daran, aufzugeben, weißt du. Als ich dachte, dir sei nicht zu helfen, hätte ich dich beinahe verlassen.«

Er beugte sich näher zu ihr, nahm ihr Gesicht in die Hände und sagte nichts.

»Es ängstigte mich, wie du warst und was du in deiner Raserei sagtest«, fuhr sie fort. »Ich konnte nicht glauben, daß du es warst.«

»Ich war es nicht wirklich, Casey.«

»Ich weiß, John. Aber es war wie ein Alptraum. Nicht zu wissen, ob du jemals gesunden würdest, jemals wieder bei mir sein könntest. Ich ging ins Hotel und rief Theo an. Ich wollte abreisen und nach Hause fahren. Aber als ich mit ihm sprach, wurde mir klar, daß ich es nicht konnte. Und als ich am nächsten Tag wieder zum Krankenhaus ging und die

Auskunft erhielt, daß mit der Möglichkeit deines Todes gerechnet werden müsse — da wurde mir klar, daß ich ohne dich nichts sein würde. Mein Vater konnte mir nie wieder so viel bedeuten, konnte niemals deinen Platz einnehmen.«

»Casey...«

»Glaub mir, John.«

»Hör zu, Casey. Gib dir ein paar Wochen Bedenkzeit; entscheide nicht jetzt.«

»Ich brauche nicht zu entscheiden. Ich weiß es.«

»Gut, dann tue es für mich. Du hast in letzter Zeit zu viel durchgemacht. Ich möchte, daß du dir über deine Empfindungen absolut im klaren bist — um unseretwillen.«

»Und wie steht es mit dir, John? Bist du dir über deine Empfindungen im klaren?«

Er ließ sich in den Sessel zurückfallen. »Frag mich noch nicht. Zu viel ist mit mir geschehen, als daß ich mir im Augenblick über irgend etwas im klaren sein könnte.«

»Ist das der Grund, daß du mir eine Bedenkzeit empfiehlst — weil du mehr Zeit brauchst?« Sie biß sich auf die Lippe, seiner Liebe ungewiß.

»Zum Teil, ja. Ich muß auch mit mir selbst ins reine kommen.«

Tränen traten ihr in die Augen, und sie legte die Wange an sein Knie, um ihre Tränen zu verbergen. Er strich ihr übers Haar, und sie saßen eine Weile schweigend da. Dann blickte sie zu ihm auf und sagte: »John, laß mich heute nacht bleiben.«

»Was ist mit deinem Vater?«

»Ich sagte dir, darauf kommt es nicht an. Natürlich liebe ich ihn noch immer. Ich könnte das nie verleugnen, aber jetzt bist du die Hauptperson. Ich möchte dich nicht verlassen. Laß mich wenigstens heute nacht bleiben.«

»In Ordnung, Casey, warum sollte ich dich wegschicken?« sagte er in einem Versuch, die Stimmung aufzulok-

kern.

»Ich werde nachher Theo anrufen und es ihm erklären.« Sie kniete hin und beugte sich zu ihm. »Ich habe meine Entscheidung getroffen, aber ich kann warten. Ich möchte, daß auch du dir klar wirst, und solltest du feststellen, daß du mich nicht wirklich liebst — « sie zögerte, zwang sich zu den nächsten Worten »— werde ich fortgehen.«

Er küßte sie auf die Lippen und mußte plötzlich über ihr trauriges Gesicht lachen. »Abgemacht, Casey«, sagte er. »So machen wir es!«

Sie tranken ihren Kaffee und jeder hing seinen Gedanken nach, und allmählich begann Holman sich zu entspannen. Er schob die Erinnerung an das Erdbeben, den Nebel und Caseys Entscheidung weit von sich. Es war nicht seine Art, Problemen auszuweichen, aber bisweilen fand er es praktisch, sie zurückzustellen und sich später vorzunehmen. Seine Stimmungen wechselten so leicht wie die Lichter der Verkehrsampeln, eine Eigenschaft, die Casey manchmal schätzte, manchmal haßte und meistens verwirrend fand. Weil auch sie Erleichterung nötig hatte,- zeigte sie sich diesmal dafür empfänglich.

»Weißt du, eine Woche in diesem Krankenhaus, und davor hatten wir uns auch tagelang nicht gesehen...« Er sah sie lächelnd an.

»Ja?« Sie lächelte zurück.

»Also, ich komme mir schon ein bißchen wie ein Mönch vor. Zöbilat.«

»Das ist gut für dich.«

»Ich könnte blind werden.«

Sie lachte und sagte: »Ich dachte, du brauchtest Ruhe?«

»Ganz recht. Laß uns zu Bett gehen.«

»Versprich mir eins.«

»Alles.« Er begann ihr die Bluse aufzuknöpfen und wurde ungeduldig, als der zweite Knopf hängenblieb. Sie tat es für

ihn.

»Versprich mir, daß du morgen zurückkommen wirst, nachdem du mit Spiers gesprochen hast. Du wirst dir nicht gleich wieder einen Auftrag aufhalsen.«

»Du beliebst zu scherzen. Ich nehme mir den Rest der Woche frei, und wenn das ganze Land entzweigeht!«

Er zog ihr die Bluse aus dem Rock und umfaßte ihre Brust mit einer Hand, steckte einen Finger in das Spitzenmaterial ihres Büstenhalters.

»Was ist mit dir?« fragte er. »Du wirst dir nicht mehr freinehmen können, nicht wahr?«

»Und ob ich werde«, antwortete sie, als sie ihm das Hemd aufknöpfte. »Ich bin entlassen worden.«

Seine Hand kam zur Ruhe.

»Was?«

»Als ich den Chef anrief und ihm sagte, daß ich die Woche in deiner Nähe bleiben würde, antwortete er höflich, daß ich nicht wiederkommen solle; er würde mich ersetzen.«

»Der Bastard!«

Sie lachte. »In einer Weise ist es eine Erleichterung. Ich glaube, er war eifersüchtig, weil ich so beliebt war.«

Holman stand auf und warf sein aufgeknöpftes Hemd beiseite. »Ich glaube, du brauchst Trost«, sagte er, nahm sie bei der Hand und führte sie ins Schlafzimmer.

Holman schlenderte die Marsham Street entlang, freute sich über das geschäftige Treiben und war froh, nach der gedämpften Abgeschlossenheit des Krankenhauses wieder unter normalen, aktiven Menschen zu sein. Sie strömten in die Bürohäuser wie Ameisen in Spalten unter einem Stein, vertauschten bedauernd die helle Morgensonne mit dem künstlich-grellen Schein von Leuchtstoff röhren, und kamen nach der erzwungenen Passivität während der Fahrt zur Arbeit allmählich wieder in eine aktive Phase. Holman betrat

das Halbdunkel des weitläufigen Ministeriums und nahm den Aufzug zum achten Stock. Er begrüßte Mrs. Tribshaw, eine farbige Sekretärin mittleren Alters, die für ihn und einen Kollegen arbeitete, versicherte ihr, daß er nach seinem Mißgeschick mit dem Erdbeben bei bester Gesundheit sei, betrat sein Büro und schloß die Tür, um ihren aufgeregten Fragen nach dem Ausmaß seiner Verletzungen zu entgehen.

»Hallo, John.« Sein Kollege, ein munterer Schotte mit nur leichtem Akzent, blickte auf und begrüßte ihn mit verschmitztem Lächeln. »Was, zum Teufel, ist mit dir geschehen?«

»Das ist eine lange Geschichte, Mac. Ich werde sie dir bei einem Gläschen erzählen, wenn wir etwas Zeit haben.«

McLellan musterte ihn weiterhin mit vieldeutigem Lächeln. Sie hatten oft zusammengearbeitet und wußten, daß sie sich in kitzligen Situationen aufeinander verlassen konnten. McLellan war etwas älter als Holman, aber auch etwas idealistischer. Obgleich er vorgab, Holman um dessen Junggesellenleben zu beneiden, genoß er in Wirklichkeit sein Familienleben. Drei Kinder — zwei Jungen, ein Mädchen —, eine temperamentvolle, aber gutmütige rothaarige Frau, und eine Doppelhaushälfte im besseren Teil von Wimbledon; nicht sehr viel, mochte mancher einwenden, aber er war damit zufrieden. Die Arbeit war seine einzige Abwechslung. Während Holman als Junggeselle die riskanteren Aufträge erledigte, übernahm McLellan meistens diejenigen, die eine gewisse Raffinesse erforderten. Oft erklärte er Holman lachend, daß die Arbeit ihm Spaß mache, weil er, ein kleiner Mann aus Glasgow, mithelfen könne, die arroganten, geldgierigen, Giftmüll erzeugenden Kapitalisten zur Räson zu bringen. Oder daß er, ein bescheiden bezahlter, unterprivilegierter Staatsdiener, Fehler in den landzerstörerischen Plänen seiner eigenen Regierung finden könne.

Gewiß, nicht immer führten seine Informationen zu angemessenen Maßnahmen, tatsächlich blieben sie sogar, wie er zögernd einräumte, in fünfzig Prozent aller Fälle ohne Konsequenzen, aber wenn er Erfolg hatte, empfand er tiefe Genugtuung. Holman nannte ihn einen kommunistischen Infiltrator, und McLellan räumte lachend ein, daß es wahr sei, obwohl beide wußten, daß dies natürlich nicht stimmte. Wenn sie zusammenarbeiteten, genossen sie ihre kameradschaftliche Gemeinsamkeit, McLellan, weil er die Gelegenheit hatte, für kurze Zeit das Junggesellenleben zu führen, Holman, weil ihm der trockene Humor des Schotten gefiel.

»Spiers will dich sprechen«, sagte Mac schließlich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Holman wenigstens körperlich in Ordnung zu sein schien. »Er rief um halb neun an und wollte wissen, wo zum Henker zu steckst.«

Holman ging an seinen Schreibtisch und setzte sich, blätterte rasch die Briefe und Memoranden durch, die sich während seiner Abwesenheit angehäuft hatten.

»Nichts verändert sich, nicht wahr«, bemerkte er bei der Durchsicht eines Stapels grauer Berichtsblätter. »Du bist eine Woche fort und denkst, alles hätte sich in dieser Zeit verändert; du kommst zurück, fühlst dich wie ein Fremder, und innerhalb von fünf Minuten steckst du wieder in der alten Routine.«

»Ja, gut, ich an deiner Stelle würde in die alte Routine verfallen, sofort zu Spiers zu gehen.«

»Richtig. Wir sehen uns später, Mac, dann nehme ich den Rest der Woche frei.«

»Glückspilz«, grinste Mac, aber dann verging sein Lächeln. »Ich bin froh, daß alles mit dir in Ordnung ist, John. Spiers sagte nicht viel darüber, aber ich konnte daraus entnehmen, daß du eine harte Zeit durchgemacht hast. Laß es ruhig angehen.«

»Klar, Mac. Danke.«

Holman zwinkerte Mrs. Tribshaw zu, als er durch das Vorzimmer schritt, hob die Hand, um ihre besorgten Fragen abzuwehren, und stieg die Treppe hinauf zum neunten Stock, wo Spiers sein Büro hatte.

»Ist er da?« fragte er die Sekretärin, die erschrocken von der Schreibmaschine aufblickte.

»John! Geht es Ihnen besser?« Ihre offensichtliche Freude, ihn zu sehen, brachte ihn etwas in Verlegenheit.

»Es geht mir gut. Ist er da?«

»Wie? Ach ja, Sie können gleich hineingehen. Was ist passiert, John? Wir hörten, daß Sie in dieses schreckliche Erdbeben hineingeraten sind.«

»Ich erzähle es Ihnen später.« Er klopfte an und betrat Spiers Büro.

Spiers sah von seinen Papieren auf und musterte ihn durch dicke Brillengläser. »Ah, John. Fühlen Sie sich gut? Fein. Nehmen Sie Platz, ich habe gleich Zeit für Sie.«

Holman setzte sich und betrachtete die Glatze seines Chefs, als dieser sich wieder über seine Papiere beugte. Schließlich schob Spiers sie zusammen und legte sie in einem sauberen Stoß auf die Seite.

»Nun, John«, sagte er und sah Holman durchdringend an. »Ich habe Ihre Filme entwickeln lassen und die Kontakte überprüft. Es scheint da einige Unstimmigkeiten zu geben, aber sie betreffen uns nicht. Nun, die Aufnahmen von der Landschaft innerhalb des Sperrgebietes sind sehr interessant, aber darauf komme ich später zu sprechen. Zuerst möchte ich, daß Sie mir noch einmal Ihre Eindrücke von dem Erdbeben schildern, von Anfang an, ohne etwas auszulassen.«

Holman berichtete ihm, doch als er den Punkt erreichte, wo er das Mädchen gerettet hatte, ließ ihn sein Gedächtnis im Stich.

Spiers stützte sich mit den Ellbogen auf den Schreibtisch.

»John, versuchen Sie zu überlegen. Hörten Sie eine Explosion, bevor die Erde sich öffnete?«

»Nein, bestimmt nicht. Ich hörte das Grollen, wie von einem Gewitter, und dann das Bersten, als der Spalt sich öffnete, aber ich bin sicher, daß dem keine Explosion vorausging.«

Spiers ließ sich zurücksinken, nahm die Brille ab und bedrückt von der Zurechtweisung, nutzte die Pause, um nachzustoßen.

»Hauen wir sie in die Pfanne, ausnahmsweise! Wenn die Armee verantwortlich ist, darf es nicht vertuscht werden! Brechen wir ihr die Knochen, machen wir —«

Spiers schien die Fassung wiederzugewinnen und sagte: »Bewahren wir einen kühlen Kopf. Es ist nichts zu gewinnen, wenn —« Wieder verstummte er mitten im Satz.

Ohne in seinem Zorn die Veränderung zu bemerken, die in seinem Chef vorzugehen schien, wütete Holman weiter, bis es nicht mehr möglich war, den leeren, abwesenden Blick Spiers zu ignorieren.

»Was ist los?« fragte Holman. »Ist Ihnen nicht gut? Was —« Er brach ab, als Spiers sich aus seinem Bürosessel erhob und über Holmans Kopf hinwegstarrte. Spiers ging um den Schreibtisch herum zum Fenster; Holman war noch immer zu sehr in Gedanken und von Spiers seltsamer Geistesabwesenheit verwirrt, um etwas zu unternehmen. Spiers öffnete das Fenster und wandte sich um, schaute den verdutzten Holman an und für eine Sekunde verloren seine Augen ihre Ausdruckslosigkeit, und ein Zeichen von Wiedererkennen blitzte in ihnen auf, wich aber gleich darauf wieder einer merkwürdigen Starrheit.

Er wandte sich zurück zum Fenster, stieg auf das Fensterbrett und sprang hinaus, bevor Holman eine Bewegung auf ihn zu machen konnte.

Holman war wie betäubt. Er saß steif mit offenem Mund,

unfähig zu begreifen, wessen er gerade Zeuge geworden war. Dann stieß er Spiers Namen aus und stürzte zum Fenster. Er sah die zerschmetterte Gestalt neun Stockwerke tiefer auf dem Pflaster liegen; unter dem zertrümmerten Kopf breitete sich rasch eine Blutlache aus. Aus der Entfernung hatte es den Anschein als öffneten und schlossen sich die Finger einer Hand in reflexhaften Zuckungen. Dann krümmte sich der ganze Körper heftig zusammen und fiel ebenso plötzlich wieder zurück, um sich nicht mehr zu regen.

Holman atmete tief und bebend ein und lehnte sich an den Fensterrahmen. Unten auf der Straße liefen Passanten zusammen und umstanden den zerschmetterten Körper; andere blieben auf Distanz oder eilten mit abgewandten Augen vorbei. Er kehrte dem Fenster den Rücken und sah Spiers Sekretärin mit verschreckten Augen in der Türöffnung stehen.

»Er — er ist gesprungen«, brachte er endlich hervor.

Sie wich vor ihm zurück ins Vorzimmer. Die Tür hinter ihr sprang auf, und mehrere Leute platzten herein. »Was ist passiert?« verlangte einer der Männer zu wissen. »Wer war es?«

Holman ließ sich in den Bürosessel sinken, den Spiers Augenblicke zuvor noch besetzt hatte, und bemerkte mit Unbehagen, daß der Sitz noch warm war. Er antwortete den Leuten nicht, die ihn umdrängten; er saß bloß da und starrte auf die Schreibtischplatte. Was war geschehen? Warum war er gesprungen? Was hatte seinen Verstand so plötzlich verwirrt? Wieder überkam in das kribbelnde Gefühl, das er verspürt hatte, als sie in den Nebel gefahren waren. Es konnte nicht sein, es ergab keinen Sinn. Aber sein Gehirn brauchte keine verstandesmäßige Erklärung, das Gefühl reichte aus. Er sprang auf und bahnte sich den Weg durch die aufgeschreckten Leute im Büro. Er mußte zu Casey.

6

Das Internat stand auf einem weiträumigen Grundstück an einer der stilleren Straßen in Andover. Eine lange, kiesbestreute Zufahrt mit hohen Bäumen auf beiden Seiten verband es mit der Außenwelt und trennte es zugleich von ihr. Am Ende der Allee ragte mächtig der große Ziegelbau auf, einschüchternd für jeden jungen Neuankömmling, der hierher kam. Obschon lange vorher errichtet, war Redbrook House 1910 als private Internatsschule nur für die Söhne der privilegierten Klassen eröffnet worden. Es florierte bis in die Jahre der Weltwirtschaftskrise nach 1930, als es plötzlich die Gunst des Adels und der sehr Reichen verlor, die allmählich erkannten, daß einige der aufgenommenen Jungen nicht ganz so wohlgezogen waren wie ihre eigenen Sprößlinge, obwohl die Eltern offensichtlich wohlhabend genug waren, sich die exorbitanten Gebühren zu leisten, die das Internat verlangte; aber schließlich war Geld nicht mehr allein eine Sache der Vererbung. Im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre verlor das Internat an Format und Ansehen, bis ein eifriger, energischer und junger stellvertretender Direktor eingestellt wurde, dem es gelang, die alten Traditionen und Lehrmethoden, die seit Lord Redbrooks Tagen unverändert geblieben waren, abzuschaffen und neue, interessantere Wege der Erziehung zu gehen und einen lebendigeren Zugang zu den alten und oft langweiligen Lehrstoffen zu finden. Innerhalb von fünf Jahren hatte er es selbst zum Direktor gebracht und reformierte das Internat zu einer modernen, zukunftsorientierten Privatschule, die aber nicht mehr ganz so exklusiv war wie ihr Vorläuferinstitut. Sein Name war Hayward, und nun, nach mehr als dreißig Jahren, waren die von ihm eingeführten Methoden zu alten, ausgetretenen Wegen geworden.

Vor fünf Jahren hatte Hayward in der Hoffnung, der

Schule neues Leben einzuhauchen, einen stellvertretenden Direktor eingestellt, da er wußte, daß seine Methoden unmodern geworden waren, die alte Schule aber zu sehr liebte, um sie sich selbst zu überlassen. Und weil er nach all den Jahren Angst davor hatte, sie zu verlassen. Das Kuratorium der Schule hatte ihn während der letzten Jahre wiederholt gedrängt, in den Ruhestand zu gehen, empfand aber zu viel Mitleid und auch Dankbarkeit für den alten Mann, als daß es ihn hätte zwingen wollen. Die Kuratoriumsmitglieder hatten vorgeschlagen, daß er einen neuen Stellvertreter einstelle, nachdem der alte vor zwei Jahren gestorben und nicht ersetzt worden war. Hayward hätte gern einen viel jüngeren Mann für die Aufgabe ausgewählt, vielleicht einen tüchtigen Pädagogen Ende Zwanzig, denn so alt war er selbst gewesen, als er in die Schule eingetreten war, unverbraucht und voller Ideen und bereit, Experimente zu machen. Aber solche Lehrer waren für eine Schule wie diese schwierig zu finden. Ein teures Internat für die Sprößlinge reicher Familien mußte notwendigerweise eine konservative, elitäre Grundeinstellung vermitteln, wenn es Ruf und Ansehen als Privatschule bewahren wollte, aber der Zeitgeist brachte es mit sich, daß die jüngeren Lehrer andere Vorstellungen hatten. Sie interessierten sich mehr für moderne, experimentierfreudige Schultypen, wo weniger Wert auf die mühsame erzieherische Arbeit an den Schülern gelegt wurde. Und Mr. Summers war ihm von einem der Kuratoriumsmitglieder wärmstens empfohlen worden.

Summers hatte im Zweiten Weltkrieg als Hauptmann gedient und dabei einen Arm verloren. Er sprach nie über seine Verletzung oder wie es passiert war. Tatsächlich sprach er kaum jemals von seinen Kriegserlebnissen, und noch weniger von seiner Laufbahn als Lehrer. Obwohl Hayward von den engstirnigen erzieherischen Theorien seines Stellvertreters enttäuscht war. Von den Jungen wegen seiner

Strenge gefürchtet, war er jedoch mit Leib und Seele Erzieher, der Schule ein interessierter und hingebungsvoller Mitarbeiter, und würde zweifellos eines Tages seine Position als Direktor übernehmen. Nur sein Hang zu kleinlicher Kritik war oft schwer zu ertragen.

Summers hatte das Busunglück zu einer großen Affäre hochgespielt, Hodges voll verantwortlich gemacht und seine sofortige Entlassung verlangt. Die Schuld liege allein bei Hodges, hatte er den Direktor unterrichtet, weil er im gefährlichen Nebel viel zu schnell gefahren sei, um den Jungen zu imponieren. Er sei ohnedies zu freundlich zu den Jungen.

Als Hayward den unglücklich aussehenden Busfahrer, der zugleich Hausmeister, Gärtner und Mädchen für alles im Internatsbereich war, zur Rede gestellt hatte, hatte Hodges zugeben müssen, daß es so gewesen sei, hatte dem stellvertretenden Direktor dann aber in gehässigem Ton gewisse Neigungen unterstellt. Wegen dieser Andeutungen entschloß sich Hayward, Hodges zu entlassen, nicht wegen des Mißgeschickes im Nebel, das freilich auch ernstere Folgen hätte haben können. Er konnte nicht zulassen, daß der Mann herumging und diese unerwiesenen Behauptungen über ein Mitglied des Lehrkörpers verbreitete. Was Summers betraf, so war Hayward nicht gewillt, ihn zu befragen; es wäre für sie beide zu peinlich gewesen. Aber er beschloß, ihn im Auge zu behalten.

Und morgen wollte er Hodges die Kündigung aussprechen und ihn mit aller gebotenen Deutlichkeit auffordern, keine böartigen Verleumdungen auszustreuen, die ihn nur vor Gericht bringen würden. Er dankte Gott, daß der Unfall glimpflich abgegangen war; keiner der sechsunddreißig Jungen, die mitgefahren waren, hatte ernste Verletzungen erlitten. Ein paar blaue Flecken da und dort, mehr hatte es nicht gegeben. Nur der unselige Hodges hatte sich den Kopf auf-

geschlagen, doch schien sogar er, nach einer guten Nachtruhe, körperlich ganz wiederhergestellt. Es war ein Jammer, daß er den Mann entlassen mußte, dachte Hayward seufzend, da er eingearbeitet war und sich auskannte, aber gute Pädagogen waren schwerer zu ersetzen als Hausmeister.

Hodges saß auf dem zerbrochenen alten Armstuhl in dem Kellerlagerraum, den er sein Büro nannte, und schlürfte seinen dunklen Tee. Er goß etwas Scotch in die Blechtasse und verrührte ihn mit dem heißen Getränk. Mehrere Male grunzte er, bewegte die Schultern und schnalzte, während er in sein Gebräu starrte.

Damit hat er sich endgültig ins Aus manövriert, sagte er sich mit einem Grinsen. Dachte, er könnte mich in Schwierigkeiten bringen, wie? O ja, ich habe den Spieß umgedreht, nicht wahr? Plötzlich wieherte er laut und schlug sich auf den Schenkel. Dabei war er ganz und gar nicht betrunken; der Whisky im Tee war sein gewohntes Pausengetränk am Vormittag. Diesmal wird der alte Käpt'n Hook dafür bezahlen. Erkannte mich nicht, als er ins Internat kam, aber ich erkannte ihn sofort. Ich war damals bloß Gefreiter und er ein Klugscheißer von einem Hauptmann, aber in einer Kaserne spricht sich so was schnell herum. O ja, wir wußten über ihn Bescheid.

Er dachte zurück an die alten Tage: an den riesigen Kasernenkomplex von Aldershot, den rauhen Ausbildungsort für Tausende von Rekruten. Damals hatte Spannung in der Luft gelegen; der Krieg war in sein drittes Jahr gegangen, jede Woche wurden mehr und mehr Soldaten nach Nordafrika und Indien verschifft, und jede Woche schienen sie jünger und unerfahrener zu sein. Hodges war Gefreiter in der Mannschaftsküche und war froh, den Krieg auf einem gemütlichen Druckposten hinter sich bringen zu können. Er wußte von Hauptmann Summers, hatte die Gerüchte über ihn gehört und sich zusammen mit seinen Kumpeln das La-

chen verbeißen müssen, wenn er mit seiner Wespentaille an ihnen vorbeistolztiert war. Und sie hatten ihm mit dem gekrümmten kleinen Finger nachgewinkt, wenn er vorbei war und bevor sie die Hände von der Ehrenbezeigung heruntergenommen hatten. Natürlich war Summers nicht der einzige gewesen; in einem Kasernenkomplex dieser Größe, und mit so vielen unerfahrenen jungen Männern, war Homosexualität nicht allzu ungewöhnlich. Gewiß, die meisten hatten sie verhöhnt und verabscheut, aber viele hatten sich insgeheim den unerlaubten Freuden hingeegeben. Hodges hatte es selbst einmal probiert, aber für seinen Geschmack >zu sehr wie verdammt harte Arbeit< empfunden. Das, wie Gerüchte wissen wollten, >Bromid im Tee< schien nicht viel zu helfen. Oft hatte er während des Nachtdienstes bei dem Gedanken an all die heimlich zu den Sternen gereckten Schwänze überall in den Kasernen und Baracken schmunzeln müssen.

Summers hatte sich dann eines Tages an den falschen Rekruten herangemacht. Er hatte pausbäckig und mädchenhaft genug ausgesehen, aber zu spät hatte der Hauptmann entdeckt, daß er es mit einer Bande von ausgekochten jugendlichen Strolchen und Raufbolden aus Nordlondon zu tun hatte, deren Mitglied sein Auserwählter war. Dieser Junge, obschon nur einfacher Rekrut, hatte ihm frech ins Gesicht gesagt, wohin er gehen und was er mit sich selbst tun solle und sich nicht gescheut, Summers zu erpressen, um sich und seinen Freunden besondere Vergünstigungen und zusätzliches Taschengeld zu verschaffen.

Als der Junge nur wenige Wochen später erfuhr, daß er einem für Nordafrika bestimmten Ersatzbatallion zugeteilt worden war und argwöhnte, daß Summers hinter dem Arrangement stecke, hatten er und drei von seiner Bande dem Hauptmann eines Nachts an einem ruhigen Abschnitt der Zufahrtstraße aufgelauert, da sie wußten, daß Summers al-

lein auf seinem Fahrrad zum Kasernenkomplex zurückkehren würde. Er hatte oft Verabredungen mit jungen Männern in der Stadt oder traf sich dort mit Soldaten, stets kehrte er allein auf dem gebrauchten Fahrrad zurück, das er gekauft hatte, um nicht den Bus nehmen oder einen seiner motorisierten Offizierskameraden um Mitnahme bitten zu müssen. Die Gruppe wartete geduldig, trank Bier und brachte sich mit Schilderungen, was sie dem Hauptmann antun würden, wenn sie ihn erwischten, in Stimmung.

Und dann, nach einer Stunde, sahen sie ihn die dunkle Straße entlang auf sich zukommen. Sie warteten, bis er auf gleicher Höhe mit ihnen war, dann sprangen sie aus ihrem Versteck, stießen ihn vom Rad und fielen über ihn her. Wortlos begannen sie in brutaler Bössartigkeit auf ihn einzuschlagen, wobei sie darauf achteten, daß er keinen von ihnen erkennen konnte. Seine Schreckens- und Schmerzensschreie wurden durch einen Fußtritt in seine Kehle zum Verstummen gebracht. Er zog die Beine an und versuchte, seinen Kopf mit den Armen zu schützen, aber die ständigen Fußtritte und Faustschläge zwangen ihn zu dem Versuch, davonzukriechen. Auf einmal hörten sie durch das Stöhnen ihres Opfers das Motorengeräusch eines sich nähernden Lastwagens und sahen in geringer Entfernung die schmalen Lichtschlitze der verdunkelten Scheinwerfer. Summers nutzte die plötzliche Unterbrechung der Mißhandlungen, um sich aufzurappeln und über die Straße zu wanken. Auf der anderen Seite fiel er mehr über einen Zaun, als daß er ihn überstieg, bevor die Strolche merkten, was geschehen war. Mit einem Anfeuerungsschrei jagten zwei von ihnen ihm nach, während die beiden anderen es vorzogen, in die andere Richtung zu laufen und sich in den Büschen zu verstecken, bis der Lastwagen vorbeigefahren war. Der zur Versetzung vorgesehene Rekrut verfolgte ihn besonders hartnäckig; die Mißhandlungen, die er und seine Kumpane

dem Offizier zugefügt hatten, waren ihm noch nicht genug, und er dachte nicht daran, den Hauptmann so leicht davorkommen zu lassen.

Summers stolperte über das freie Feld, beflügelt von Panik. Die dumpfen Tritte der Stiefel im Gras hinter ihm verliehen ihm neue Kräfte, und ohne zu sehen, wohin er lief, rannte er in einen Stacheldrahtzaun. In der Dunkelheit konnte er die Warntafeln nicht sehen, die in regelmäßigen Abständen vor dem Stacheldrahtzaun standen, und hätte wahrscheinlich auch nicht auf sie geachtet — sein Schrecken war stärker als jede Vernunft. Er schrie, als der Stacheldraht ihm die Wange aufriß, hörte hinter sich erneut Rufe und Flüche, zwängte sich durch den Zaun, riß sich Uniform und Fleisch auf und rannte Hals über Kopf in das Minenfeld.

Der Junge hinter ihm sah die Warnschilder in seinem Jagdeifer ebensowenig, folgte ihm durch den Stacheldrahtzaun und zog ein Messer aus der Hosentasche. Er wußte, daß er seine Beute jetzt bald einholen würde. Sein Kamerad erkannte die Gefahr, blieb zurück und rief ihm eine Warnung nach, aber der Junge war Summers schon zu nahe. Der Hauptmann war gestürzt, hatte abwehrend einen Arm ausgestreckt und bettelte in undeutlichen Lauten um Schonung.

Der Junge grinste häßlich. Es spielte keine Rolle, daß der Schwule ihn erkannt hatte. Eigentlich hatte er gar nicht so weit gehen wollen, aber nun fiel ihm die Entscheidung leicht. Bald würde er in Nordafrika sein und wahrscheinlich in diesem elenden Krieg fallen, also mußte der Hauptmann dafür bezahlen. Kein Mensch würde wissen, wer es getan hatte. Er war als Warmer bekannt gewesen, und Warme lebten gefährlich. Es konnte jeder gewesen sein. Er hob das Messer zum Zustoßen so, daß der Offizier es deutlich sehen konnte und genoß den angstgelähmten Ausdruck im Gesicht seines Opfers. Grinsend kam er näher.

Die Explosion zerfetzte ihm die Beine und schleuderte seinen Körper in die Luft, als wäre er ein vom Wind davongetragenes Blatt. Der Hauptmann wurde vom Luftdruck zurückgeworfen, und als er versuchte, sich hochzustemmen, wollte der rechte Arm nicht gehorchen. Er sah nach und registrierte mit dumpfem Entsetzen, daß sein Unterarm nicht mehr da war.

Sie fanden ihn kurze Zeit später in der Nähe des zerrissenen Körpers des Rekruten; er saß mitten im Minenfeld und drückte mit der linken Hand die Arterie seines rechten Armes zu, von dem unterhalb des Ellbogens nur ein blutiger Stumpf geblieben war.

Im Kasernenbereich wußten bald alle, was geschehen war, obwohl die Angelegenheit nach den ersten Ermittlungen vertuscht wurde. Die Aufregung war groß gewesen, und Hodges hatte sie zusammen mit tausend anderen ausgekostet. Summers hatte seinen Abschied bekommen, aber aus medizinischen Gründen; ein einarmiger Hauptmann war schließlich nur begrenzt einsatzfähig.

Hodges war zu seinem Bedauern ein paar Monate später eingeschifft worden und hatte den Vorfall bald vergessen, da sein schwacher Verstand sich ganz aufs Überleben konzentrierte. Erst vor fünf Jahren, als er den neuen stellvertretenden Direktor in Mr. Haywards Arbeitszimmer gesehen hatte, war es ihm wieder eingefallen. Summers hatte ihn natürlich nicht erkannt, aber der fehlende rechte Arm, die dünne Gestalt, das nervöse Gehabe hatten die Episode in seinem Gedächtnis wieder wachgerufen. Er hatte überlegt, ob er den Direktor unterrichten sollte; schließlich gehörte solch ein Mann nicht an eine Jungenschule. Zu guter Letzt hatte er sich dagegen entschieden: das Wissen ließ sich vielleicht einmal zu seinem Vorteil nutzen. Nun, darin hatte er recht behalten — wie der heutige Tag bewies. Bisweilen hatte es ihm Spaß gemacht, Summers gegenüber anzudeuten,

daß er über seine Vergangenheit im Bilde sei. Nichts Direktes natürlich, bloß eine gelegentliche, scheinbar beiläufige Bemerkung über seine Militärzeit, den Krieg und die eigentümlichen Dinge, die man damals hatte erleben können. Seine Andeutungen waren so subtil wie ein Tritt in den Unterleib, aber Summers pflegte solche Bemerkungen nur mit einem verachtungsvollen Blick zu quittieren, als ob er, Hodges, etwas wäre, was der Hund am Wegrand zurückgelassen hatte.

Er trank den bräunlichen Tee aus, nahm noch einen Zug aus der Whiskyflasche, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und nahm die Gartenschere, um die Hecke vor dem vorderen Tor zu beschneiden. Bemüht, die Kopfschmerzen zu ignorieren, die er dem Busunglück am vergangenen Tag zuschrieb, stieg er die Kellertreppe hinauf.

Summers saß in seinem Arbeitszimmer bei der Abfassung eines Berichts über das Busunglück für das Schulkuratorium. Im wesentlichen wiederholte er seine bereits mündlich dem Direktor abgegebene Erklärung, daß der Fahrer, Hodges, wegen leichtsinniger Fahrweise trotz extrem schlechter Sichtverhältnisse voll für den Unfall verantwortlich sei. Als er geendet hatte, legte er den Stift aus der Hand, lehnte sich mit befriedigtem Lächeln zurück und überflog den Entwurf, wobei er da und dort ein paar Worte hinsetzte, einen Satz durchstrich und durch einen anderen ersetzte, bis er überzeugt war, daß er die Ereignisse knapp und doch so vollständig wie möglich dargestellt hatte. Niemand konnte ihm Vorwürfe machen. Schließlich war es die Idee des Direktors gewesen, mit der Klasse einen Wandertag zu veranstalten. Wäre es nach ihm gegangen, hätte er die Jungen zwanzigmal um das Spielfeld traben lassen, um jede >Unruhe< abzuarbeiten, die sich ihrer zum Ende des Schuljahres bemächtigen könnte. Er rieb sich die Augen und zwinkerte, als er die Hand wegnahm. Die verwünsch-

ten Kopfschmerzen! Seit er aufgestanden war, litt er unter einem stechenden Schmerz hinter den Augen, der in Intervallen wiederkehrte und äußerst unangenehm war.

Er ordnete die Seiten seines Entwurfs, um ihn von Miß Thorson, der Direktionssekretärin und Verwaltungsangestellten, tippen zu lassen. Nur der Umstand, daß der Direktor den Bericht gegenzeichnen würde, hinderte ihn daran, ein paar kritische Bemerkungen über die Leitung des Internatsbetriebes anzuführen. Aber die konnte er genauso gut verbal durch seinen Vertrauensmann dem Kuratorium zur Kenntnis bringen.

Und damit, dachte er bei sich, als er vom Schreibtisch aufstand und zum Fenster trat, ist über dich der Stab gebrochen, mein lieber Hodges. Dieser schleimige, widerwärtige Typ war ihm verhaßt. Hodges mußte ihn aus dem Krieg kennen, als er in der Armee gewesen war, da er aber an verschiedenen Orten gedient hatte, wußte er nicht, wo der Mann ihm über den Weg gelaufen war. Die plumpen Andeutungen des Hausmeisters, der bauernschlaue Ausdruck, der in sein dämliches Gesicht kam, wenn er den Krieg erwähnte, ließen keinen anderen Schluß zu. Bildete er sich ein, er könnte ihn in irgendeiner Weise einschüchtern? Was konnte Hodges von seiner Vergangenheit wissen? Nun, was immer der Mann wußte oder nicht wußte, er war mit seinen bald dummdreisten, bald schmierigen Anzüglichkeiten eine Erinnerung an die Vergangenheit. Und die Vergangenheit war etwas, was Summers zu verdrängen bemüht war.

Er hob den rechten Arm und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Fenstersims. Der längst vertraute Anblick des Armstumpfes weckte diesmal Erinnerungen an Schmerz und Erniedrigung. Kannte Hodges die ganze Geschichte? Wollte er ihm mit seinen schiefmäuligen Anspielungen zu verstehen geben, daß er von dem schrecklichen Vorfall und

seinen Hintergründen wußte? Nein, die Untersuchung war diskret geführt worden. Die wenigen Offizierskameraden, die von seiner Schwäche Kenntnis gehabt hatten — einige von ihnen hatten sie mit ihm geteilt —, waren einmütig für ihn eingestanden und hatten die Angelegenheit vertuscht, wie es nur der Korpsgeist der Armee vermochte. Er selbst konnte sich nicht genau an alle Geschehnisse jener Nacht erinnern, aber noch jetzt, mehr als dreißig Jahre später, war ihm der Alptraum aus Schrecken, Todesangst und Schmerz gegenwärtig. Und noch nach Jahren hatte er manche Nacht wachgelegen, weil der dumpfe, pochende Schmerz in dem nicht mehr vorhandenen Unterarm ihn nicht hatte schlafen lassen; ein Schmerz, der nicht vom ausgeheilten Stumpf herrührte, sondern von dem Unterarm, den es nicht mehr gab.

Tatsächlich war die seelische Verletzung viel schwerer gewesen als die bloße Verstümmelung seines Körpers. Der Knacks in seiner Psyche hatte ihm noch größeres Leid verursacht. Obwohl das Verlangen auch nach dem schrecklichen Erlebnis noch eine Weile fortbestanden hatte, war ihm bald klargeworden, daß der Körper seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen konnte. Die Entdeckung hatte ihn erschreckt und mit Verzweiflung erfüllt. Er hatte sogar mit dem Gedanken gespielt, sich das Leben zu nehmen. Schließlich hatte die Zeit, die alle Wunden heilt, auch ihn von seinen körperlichen und psychischen Verletzungen genesen lassen, und nach ein paar Jahren begann sogar das Verlangen zu schwinden, als ob sein Unterbewußtsein sich mit der Impotenz seines Körpers abgefunden hätte. Diese Entwicklung erfüllte ihn mit Dankbarkeit, denn heute verspürte er kein Verlangen nach den Jungen, die er unterrichtete, oder nach den jungen Männern, mit denen er in Berührung kam, obwohl er sie noch immer gern um sich hatte. Der Anblick jugendlicher Körper erregte ihn nicht mehr, aber er konnte ih-

re Schönheit bewundern, wie ein Mann ohne Geruchssinn auch weiterhin den Anblick einer Rose zu schätzen weiß.

Unten auf dem Hof kam eine sich schwerfällig fortbewegende Gestalt in Sicht, die den Weg zum Haupttor einschlug. Hodges. Die gebeugte, schlurfende Gangart war unverkennbar. Summers lächelte zufrieden — bald würde der Mann ihm nicht mehr auf die Nerven fallen. Er sah den Kopfverband heraufleuchten und dachte, daß dem dummen Kerl recht geschehen sei. Du hast Schlimmeres verdient, überlegte er, den Blick auf Hodges gerichtet, und diesmal wirst du es bekommen. Der alte Hayward war zu weich, aber diesmal konnte er nicht anders, er mußte Hodges entlassen. Der Bericht mußte dem Kuratorium vorgelegt werden, und das würde niemals die unverantwortliche Handlungsweise des Fahrer-Hausmeisters tolerieren.

Er wandte sich vom Fenster ab und blickte auf die Uhr — noch Zeit für einen Rundgang, bevor seine nächste Unterrichtsstunde begann. In seinen Freistunden unternahm er oft Rundgänge durch das Internat, da er es als seine Pflicht betrachtete, die Klassen während des Unterrichts zu inspizieren und sogar die leeren Schlafsäle zu besuchen, um sich zu vergewissern, daß die Jungen sie sauber und aufgeräumt zurückgelassen hatten, daß die Betten gemacht waren und die Kleider ordentlich in den Spinden lagen. Mancher Junge war bestraft worden, weil er sein Bett nicht ordentlich gemacht oder Kleidungsstücke hatte herumliegen lassen. Summers hatte ein heimliches Vergnügen daran, die Spinde zu kontrollieren und nach pornografischen Fotos oder Büchern Ausschau zu halten, die konfisziert werden konnten.

Die Jungen kannten seine Eigenheiten aus bitterer Erfahrung und waren sorgsam darauf bedacht, alle belastenden Beweismittel beseite zu schaffen. Einer war einmal so einfältig gewesen, die Zeichnung eines einarmigen Mannes in seinen Spind zu legen. Die ungelenkte Zeichnung hatte eine ge-

wisse primitive Ähnlichkeit mit Summers gehabt und ihn dargestellt, wie er kniend durch ein Schlüsselloch spähte. Darunter hatte er Junge geschrieben: »Gebt acht, gebt acht, des Käptn's Auge wacht.« Der Übeltäter war seiner Strafe nicht entgangen, wenn Summers auch darauf verzichtet hatte, den Direktor mit der Angelegenheit zu behelligen.

Er verließ sein Arbeitszimmer und verzog ein wenig das Gesicht, als der jähe Schmerz wie mit glühender Nadel durch seinen Schläfen stieß; trotzdem wollte er das Manuskript seines Berichts zum Sekretariat bringen. Als er durch den breiten Korridor ging, verhielt er bei jeder Tür und lauschte den Geräuschen, die aus den Klassenzimmern drangen, um gegebenenfalls bei zuviel Lärm einzuschreiten. Im Vorzimmer des Direktors angelangt, gab er sein Manuskript der geschäftigen Miß Thorson. Zufrieden mit ihrer Zusicherung, den Bericht noch vor dem Mittagessen zu schreiben, setzte er seinen Rundgang fort. Seine eigene Klasse mußte um diese Zeit in der Turnhalle sein, einem neueren Gebäude, das durch den Pausenhof vom älteren Hauptgebäude getrennt war. Die Jungen hatten sich von ihrem gestrigen Schock erholt und zeigten den anderen Schülern im Internat, die nicht am Wandertag teilgenommen hatten, stolz ihre blauen Flecken. Daß sie den Hergang des Geschehens gewaltig ausschmückten, verstand sich von selbst. Als Summers über den Hof ging, im Unterbewußtsein begierig, die Jungen bei ihren Turnübungen zu beobachten, sumnte er eine Melodie vor sich hin.

Hodges hatte das Haupttor beinahe erreicht, als er plötzlich stehenblieb. Er stand mehrere Minuten regungslos, bevor er auf die Knie niedersank, die Gartenschere fallen ließ und die Hände vor das Gesicht schlug. Er bewegte den Oberkörper schaukelnd vor und zurück, dann fiel er zu Boden. Unter ihm lag die Gartenschere und glänzte matt im Schatten seines Körpers. Schließlich erhob er sich wieder auf die Knie,

nahm die Handgriffe der Heckenschere und hob diese in Augenhöhe, um sie verständnislos anzustarren. Er öffnete und schloß sie, hörte den scharf zuschnappenden Laut, stand dann schwerfällig auf, machte kehrt und ging zurück zur Schule, die Heckenschere mit beiden Händen vor sich haltend, als wäre es eine Wünschelrute. Er betrat das Hauptgebäude und ging durch den Korridor, vorbei an der offenen Tür zum Vorzimmer des Rektorats. Miß Thorson blickte nur flüchtig von ihrer Schreibmaschine auf. Als er zum rückwärtigen Teil der Schule kam, sah er durch die offene Hoftür eine schwarzgekleidete Gestalt mit schnellen Schritten über den Pausenhof zur Turnhalle gehen. Die hagere Gestalt, der aufgesteckte Ärmel unter dem verkürzten rechten Arm verrieten ihm, wer der Mann war. Er ging ihm nach.

Die Jungen hatten mitten in der Gymnastik aufgehört und Osborne, ihren athletischen Sportlehrer, allein die Hampelmannübung machen lassen. Ein Junge hatte zuerst aufgehört zu springen, dann folgten alle anderen, als wäre es ein verabredetes Zeichen, seinem Beispiel. Sie standen still und starrten den energiegeladenen Lehrer an, ließen die Arme hängen und waren irgendwie, obwohl kein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, geistig aufeinander eingestimmt.

Endlich stellte Osborne seine Übung ein und funkelte die Jungen wütend an.

»Na, was ist?« donnerte er. »Wer hat euch gesagt, daß ihr aufhören sollt?«

Die Jungen starrten bloß zurück.

»Los, weiter!« Er begann wieder auf der Stelle zu springen, brach die Übung jedoch ab, als er sah, daß sie seinem Beispiel nicht folgten. Ärgerlich schritt er auf den am nächsten stehenden Jungen zu, außerstande, diese plötzliche Bockbeinigkeit zu verstehen und argwöhnisch, daß sie ihn

womöglich als das Opfer eines verabredeten Streiches aus-
ersehen hatten. Obwohl er ein großer, derber Mann war,
der gern brüllte und stets schnell und hart gegen jegliche
Form von Ungebührlichkeit durchgriff, war er bei den Jun-
gen beliebt und für einige sogar eine Art Held. Seine Tüch-
tigkeit auf allen Gebieten des Turnens und der Leichtathle-
tik hatte ihm den Respekt sogar seiner Lehrerkollegen ein-
getragen.

»Was ist los, Jenkins?« stellte er den Jungen zur Rede. Der
bewegte die Lippen, aber kein Laut kam aus seinem Mund.
Der Lehrer nahm sich den nächsten vor.

»Vorwärts, Clark, was hat dieser Unsinn zu bedeuten?«

Clark, wegen seiner guten sportlichen Leistungen einer
seiner Favoriten, sagte nichts und starrte den Lehrer an, als
hätte er ihn noch nie gesehen.

»Also gut, ihr habt euren kleinen Spaß gehabt, aber jetzt
ist Schluß — ich gebe euch fünf Sekunden, und wenn ihr
dann nicht weitermacht...« Er nahm wieder seinen Platz in
der Mitte ein. »Eins...«

Er bemerkte nicht, daß Clark, der jetzt hinter ihm stand,
zu einer der Bänke an der Wand der Turnhalle ging, wo ein
Kricketschläger lag.

»... zwei... ich warne euch, Jungs, das lasse ich euch
nicht durchgehen! Drei...«

Clark nahm den Schläger an sich und ging damit zurück
zu dem zornigen Lehrer.

»Vier. Das ist eure letzte Chance...«

Als sein Mund das Wort >fünf< formte, holte Clark mit
dem Schläger aus und ließ ihn mit aller Kraft auf Osbornes
Hinterkopf niedersausen. Das Holz traf den Schädel mit ei-
nem Klang, der von den Wänden der Turnhalle zurückge-
worfen wurde. Osborne taumelte vorwärts, hob beide Hän-
de zum Kopf und krümmte sich, beinahe blind vor
Schmerz. Er konnte sich aber wankend auf den Beinen hal-

ten, und als er sich halb zurückwandte, sah er den schweren Schläger wieder herabsausen. Er stieß ein erschrockenes Grunzen aus und sackte vornüber, noch bei Bewußtsein, aber gelähmt vom betäubenden Schmerz. Nach dem dritten Schlag lag er ausgestreckt auf dem Bauch, und Blut aus den Wunden am Hinterkopf rann ihm über den Hals und befleckte seinen blauen Trainingsanzug. Nun stürzten die Jungen auf den hilflosen Mann und stampften mit ihren Turnschuhen auf ihm herum. Sie rissen ihm die Hose des Trainingsanzugs vom Körper und wälzten ihn auf den Rücken, um ihm in den entblößten Leib zu treten, zogen Osborne auch das Oberteil des Trainingsanzuges über den Kopf, so daß er völlig nackt war, und schleiften ihn zu den Sprossenwänden. In gemeinsamer Anstrengung hoben sie ihn hoch und banden seine Handgelenke mit Sprungseilen hoch über dem Kopf an die obersten Sprossen. Dann wurden die Füße des Herabhängenden mit den Zehen durch die unteren Sprossen gestoßen.

Während einige den Unglücklichen bespuckten, traten,, mit Faustschlägen traktierten oder bloß verhöhnten, liefen andere in den Geräteraum und brachten weitere Kricketschläger, Sprungseile und Gymnastikkeulen herbei. Ein Junge schleppte einen schweren Medizinball heran. Ihr Gelächter und Geschrei brach ab, als sie in einem Halbkreis um die stöhnende Gestalt standen; Blut aus Osbornes Kopfverletzungen rann ihm über den Körper. Dann begannen sie, mit den Kricketschlägern, den hölzernen Handgriffen der Sprungseile und den Gymnastikkeulen auf ihn einzuschlagen. Clark nahm den Medizinball und warf ihn Osborne an den Kopf, der unter dem Aufprall gegen die Sprossen schlug. Alle Jungen zeigten den gleichen stieren Ausdruck geistiger Umnachtung, mit weit geöffneten, glasig wirkenden Augen, schlaff hängenden Unterkiefern, von denen der Speichel tropfte, und einer motorischen Unruhe, die sie

kaum noch menschlich erscheinen ließ. Alle bis auf einen. Ein kleiner Junge kauerte zitternd in einem entfernten Winkel, zu entsetzt, um davonzulaufen, aber unfähig, den Blick von dem unglaublichen Geschehen zu wenden. Ein Junge, der am Vortag nicht an Busfahrt und Wanderung hatte teilnehmen dürfen, weil er gerade erst von einer Krankheit genesen war. Er kauerte mit angezogenen Knien, umschlang die Beine mit den Armen, hatte die Nase zwischen die Knie gesteckt und hoffte und betete, daß die anderen ihn nicht bemerken würden.

Summers erreichte den Eingang zur Turnhalle und hielt inne; seine Kopfschmerzen verstärkten sich. Er tupfte sich mit dem Taschentuch Schweißperlen von der Stirn. Vielleicht hatte er sich einen Infekt zugezogen? Oder der gestrige Unfall hatte sich stärker als gedacht auf ihn ausgewirkt.

Nun gut, das Schuljahr näherte sich seinem Ende, und dann erwarteten ihn ein paar Monate Ruhe, und er konnte diese nervenaufreibenden Jungen für eine ganze Weile vergessen.

Er öffnete die Tür und blieb wieder stehen, diesmal vor Schreck. Sein Mund öffnete sich zu einem lautlosen Ausruf, seine Knie drohten nachzugeben. Die Jungen, größtenteils nackt, umdrängten etwas Rotes, Rosafarbenes, das von der Sprossenwand hing. Es sah wie ein blutiger Tierkadaver in einer Fleischerei aus — und dann erkannte er, daß es Osborne war. Offensichtlich war er tot; der Kopf hing ihm lose auf die Brust, die Hände hingen schlaff von den Seilen, die sie an die Sprossenwand fesselten. Im Näherkommen sah er, daß der Körper über und über mit Blutergüssen und Platzwunden bedeckt war. Er sah auch, daß die Füße einiger Jungen rot von der Blutlache waren, die sich am Boden gebildet hatte. Sie wandten die Köpfe und starrten ihn an, als er nähertrat, noch immer unfähig, ein Wort herauszubringen. Einige Jungen lagen zuckend am Boden, andere hielten sich

fest umschlungen. Er sah die Verletzungen, die sie dem schrecklich zugerichteten Osborne zugefügt hatten, die Spuren der unbarmherzigen Schläge, mit denen sie ihn ermordet hatten. Und er bemerkte, daß die Jungen ihn beobachteten, *seine* Jungen, so rein in ihrer Unschuld, so böse in ihrer Verirrung. Ja, sie standen vor ihm, prachtvoll in ihrer Nacktheit!

Plötzlich verspürte er eine Regung. Eine Regung, die er seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte. Er registrierte die Spannung und blickte an sich herab. Eine Wolke schien seine Sicht zu trüben, und er schüttelte ruckartig den Kopf. Dann erschien ein Lächeln auf seinen Lippen.

Er schritt auf die schweigenden Jungen zu.

»Ja«, sagte er mit gepreßter Stimme. »Ja, ja!«

Hodges ging über den Pausenhof, die Heckenschere noch immer in beiden Händen, den Blick nur auf die Tür zur Turnhalle konzentriert. Er erreichte sie und stieß sie auf. Sein Gesicht zeigte keine Reaktion, als sein Blick auf die bizarre Szene fiel, und selbst sein Gehirn konnte nur stumpf reagieren. Zwei Männer waren drüben auf der anderen Seite an die Sprossenwände gebunden; einer hing still und leblos, kaum noch als der Körper eines Mannes kenntlich, während der andere sich wand und zuckte und stöhnte, aber nicht vor Schmerzen, sondern im perversen Lustgefühl des Schmerzes. Ein Arm war mit dem Handgelenk an die oberen Sprossen gebunden, der andere zwischen Schulter und Ellbogen, weil er kein Handgelenk hatte. Die Füße steckten in den unteren Sprossen, die Knie waren halb eingeknickt, so daß der Unterkörper nach vorn hing. Beide Männer waren nackt, und Hodges konnte nicht übersehen, wie sehr der lebendige Mann sexuell erregt war. Die Jungen schlugen mit Holzstöcken und Sprungseilen auf ihn ein. Der Mann war Summers, und seine Augen glänzten vor Erregung, sein Kopf drehte sich in

Ekstase hin und her.

»Käpt'n Hooock«, stieß Hodges hervor.

Alle Blicke richteten sich auf ihn. Sogar Summers sah ihn an. Hodges tappte näher und klappte die große Heckenschere auf und zu. »Käpt'n Hook, Käpt'n Hook«, lallte er, und sein halb geöffneter, speichelnder Mund dehnte sich in einem bösen Lächeln.

Auch Summers lächelte, als Hodges sabbernd vor ihm stand. Sein Atem ging in kurzen, keuchenden Stößen, als er erwartungsvoll den Hausmeister ansah. Hodges Blick glitt an dem nackten Rumpf abwärts... Er gluckste kehlig und begann schrill zu lachen. Summers grinste zurück und nickte scheinbar sinnlos.

Hodges hob die Heckenschere dicht vor den Unterkörper des Lehrers.

»Ja, ja!« rief Summers, dessen ganzer Körper vor Erregung zitterte.

Die Jungen sahen schweigend zu, wie die Heckenschere zuschnappte. Ein Schrei gellte durch die Turnhalle.

Ungeduldig drückte Holman auf den Aufzugknopf. Er schnaufte angestrengt, denn er hatte das Taxi, mit dem er nach St. John's Wood zurückgefahren war, in einem der unvermeidlichen Staus verlassen und war zu Fuß weitergelaufen. Des Taxifahrers erstaunter und zorniger Blick hatte sich in einen Ausdruck von Zufriedenheit verwandelt, als Holman ihm hastig ein paar Pfundnoten in die Hand gedrückt hatte. Glücklicherweise war der Stau nicht allzu weit von Holmans Wohnung gewesen, durch den Lauf geriet er außer Atem und bekam schmerzhaftes Seitenstechen. Er drückte noch einmal auf den Knopf, obwohl er wußte, daß der Aufzug darum nicht eine Sekunde eher kommen würde; aber er war unfähig, passiv dazustehen. Endlich, als er schon erwog, die Treppe hinaufzulaufen, kam der Aufzug, und Holman drängte sich grob und wortlos an der älteren, blauhaarigen Frau vorbei, die herauskam. Sie schaute ihm entrüstet nach, als die Tür sich schloß, und sagte zu dem Pekinesen an ihrer Leine, daß unhöfliche junge Männer wie dieser mit Ruten gezüchtigt und gezwungen werden sollten, die Straßen zu kehren.

Holman schlug mit der weichen Unterseite seiner Faust gegen die Aufzugwand, als er langsam nach oben stieg. Er hoffte inständig, daß Casey gesund und wohlauf sein würde. Sie hatte sich während des Aufenthalts im Nebel nur ganz kurze Zeit der Außenluft ausgesetzt, so daß der Nebel vielleicht ohne Wirkung auf sie geblieben war. Und wie stand es um ihn? Er fühlte sich gut, dabei war er dem Nebel lange und ungeschützt ausgesetzt gewesen. Aber Spiers? Er hatte gesagt, daß er in Nebel geraten sei, als er nach Salisbury gefahren war, ihn zu besuchen. Konnte es derselbe Nebel gewesen sein? Wieder fiel ihm der etwas bittere Geruch ein, die gelbliche Färbung des Nebels; beides war ihm bekannt

vorgekommen, und nun begann er sich seines Erlebnisses in der Erdspalte zu erinnern. Der Nebel, der aus den Tiefen der Erde emporgedrungen war, war gelblich gewesen und hatte einen bitteren, etwas stechenden Geruch gehabt. War es derselbe? Hatte er seinen Wahnsinn verursacht? Oder war er noch immer wahnsinnig?

Der Aufzug kam zum Stillstand, und er gab der sich langsam öffnenden Tür einen Stoß und schlüpfte durch, sobald die Öffnung weit genug war. Den Schlüssel in der Hand, erreichte er die Tür seiner Wohnung, versuchte sich zu beruhigen, nur zu gern bereit, über sich selbst zu lachen, wenn sich herausstellen sollte, daß seine Befürchtung unbegründet war. Er sperrte auf, und ein Frösteln überlief ihn, als er sah, daß alles dunkel war. Vielleicht schlief sie noch und hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Vorhänge zuzuziehen. Er stand in der offenen Wohnungstür und rief ihren Namen, nicht allzu laut, um sie nicht zu erschrecken. Dann ging er weiter zum Wohnzimmer, dessen Tür halb offen stand. Er öffnete sie ganz, faßte hinein und schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Der Raum war leer. Alles war, wie er es verlassen hatte, nur die Vorhänge waren zugezogen. Er versuchte es mit der Küche. Leer. Leise ging er zur Schlafzimmertür, drückte auf die Klinke und öffnete sie vorsichtig.

»Casey?«

Stille.

Er konnte im Halbdunkel das Bett ausmachen, aber nicht genau erkennen, ob die durcheinander geworfenen Decken einen schlafenden Körper bedeckten. Er trat ein und ging näher.

Nur das rauh glucksende Lachen hinter ihm rettete ihn. Er flog herum, und die Bewegung bewirkte, daß das Küchenmesser, das Casey ihm in den Rücken stoßen wollte, abglitt und durch den Stoff seines Ärmels fuhr. Er schrie vor

Schreck und Schmerz auf, als die Klinge eine feine Linie über seinen Armmuskel schnitt, aber der Schreck bewirkte auch, daß er instinktiv zurückwich und so dem Messer beim zweiten Zustoßen entging. Sie stand vor ihm, vertraut, aber eine Fremde. Ihre Augen waren kalt, sie bleckte die Zähne, und das dunkelblonde Haar hing ihr strähnig ins Gesicht, als ob sie im Regen gewesen wäre. Lange Kratzer, die sie sich offenbar selbst zugefügt hatte, zeichneten ihre Wangen, und aus dem halb offenen, keuchenden Mund floß Speichel und glänzte auf ihrem zarten Kinn. Sie hielt das Messer zum Zustoßen bereit über dem Kopf, und wieder kam das rauhe Lachen aus ihrer Kehle. Sie sprang vor und stieß abermals zu, aber diesmal war Holman vorbereitet. Er trat zurück und versuchte, ihr Handgelenk zu packen, verfehlte es jedoch. Als das Messer wieder hochkam, zielte die lange, gefährlich aussehende Klinge auf seinen Magen. Bevor sie diesmal zustoßen konnte, bekam er ihren Arm zu fassen und drehte ihn seitwärts, während er heranging und sie mit dem anderen Arm um die Mitte faßte.

Ihre Köpfe waren nahe beisammen, berührten sich fast, und ehe er sich's versah, schlug sie ihm die Zähne in die Wange und biß kraftvoll und tief hinein. Er riß seinen Kopf zur Seite, fühlte das Aufplatzen der Haut, schien jedoch unempfindlich für jeden Schmerz. Sie fielen rücklings auf das Bett. Knurrende, zischelnde Geräusche entrangen sich ihrer Kehle, als sie um das Messer kämpften und die Fingernägel ihrer freien Hand versuchten, ihm das Gesicht zu zerkratzen. Er drehte ihr das Handgelenk herum, um sie zu zwingen, das Messer loszulassen, aber ihre Schmerzunempfindlichkeit war so unglaublich wie ihre Kraft. Er brachte den anderen Arm unter ihr Kinn, wollte ihr keine Schmerzen zufügen, wußte aber, daß ihm keine Wahl blieb. Er stieß vorwärts, zwang ihr den Kopf in den Nacken, dehnte ihren Hals, bis sie würgte. Als sie ein Winseln hören ließ, hätte er

sie beinahe freigegeben, besorgt, ihr zu große Schmerzen zuzufügen. Doch kaum hatte sie das leichte Nachlassen des Druckes gespürt, stieß sie ihm das Knie mit aller Kraft in den Unterleib. Er ächzte vor Schmerzen und krümmte sich, und sein Griff um ihr Handgelenk lockerte sich. Im Nu hatte sie sich losgerissen, sprang zurück und lachte triumphierend.

Während er nach Luft schnappte, kniete sie neben ihm auf dem Bett, und hielt das Küchenmesser mit beiden Händen über ihrem Kopf, bereit zuzustoßen. Der Anblick ließ ihn seine Qual vergessen, und er versetzte ihr einen Fußtritt in die Magengrube, daß sie rückwärts vom Bett fiel und schwer auf den Boden schlug. Er richtete sich auf und hielt nach ihr Ausschau. Beide schnauften angestrengt, und das Messer lag irgendwo im Halbdunkel, er konnte nicht sehen, wo. Sie rappelte sich auf, starrte ihn mit einem böartigen Knurren an und sprang auf ihn zu, um mit den krallenden Fingern an seine Augen heranzukommen. Er packte sie bei den Armen, als ihr Gewicht auf ihm landete, dann krümmte er den Körper, um sie abzuwerfen, doch gelang ihm das nur zum Teil. Sie wälzten sich auf dem Bett, verwickelten sich in das Bettzeug, das ihre Bewegungen behinderte. Sie spuckte ihn an, brennende Wut in den Augen, und dumpf knurrende Geräusche drangen aus ihrem Mund. Er wehrte sie ver- zweifelt ab, noch immer bemüht, sie nicht zu verletzen, doch mit der wachsenden Erkenntnis, daß er es würde tun müssen, wollte er verhüten, daß sie ihm und möglicherweise sich selbst Schaden zufügte.

Sie fielen zu Boden, rissen das Bettzeug mit sich und landeten in zappelnder, heilloser Verstrickung am Boden. Dann gelang es Casey, sich aufzurichten. Wieder griff er nach ihr und bekam ihre Bluse zu fassen. Sie riß auf, als Casey sich ihm zu entziehen suchte, und entblößte ihre kleinen Brüste. Der Anblick ließ Holman zögern, momentan in-

nehalten. Es war, als machte ihre plötzliche Nacktheit, der Anblick ihres weichen, wehrlosen Fleisches sie verletzlich. Hilflos.

Aber ihr Lachen genügte, um sich das Mitleid rasch aus dem Kopf zuschlagen: es war ein Lachen, das ihn frösteln machte, das leere Gackern einer Irren. Er sprang sie an.

Sie wich seinen Händen aus und rollte mit einer Beweglichkeit, die ihn überraschte, über das Bett. Er warf sich herum, krabbelte ihr nach, die Füße noch in den Bettlaken, und konnte sich im letzten Augenblick zur Seite werfen, als sie mit der Nachttischlampe nach seinem Kopf schlug. Sie traf seine bereits verletzte Schulter, und er sog schmerzhaft die Luft durch die Zähne ein, rief ihren Namen, als ob sie das zur Vernunft bringen könnte. Bevor er seine Füße aus den mitgezogenen Laken befreien konnte, versetzte sie ihm einen Fußtritt ins Gesicht, das seinen Kiefer traf und ihn benommen gegen die Seite des Bettes zurückwarf. Aber nun waren alle Hemmungen von ihm abgefallen. Er mußte sie bekämpfen, wie er einen Mann bekämpfen würde — oder einen tollwütigen Hund. Er sah sie nach etwas am Boden fassen und erkannte, daß es das Messer war. Als sie wieder auf ihn losging, sprang er vom Bett zurück, ohne sie aus den Augen zu lassen. Sie ging langsam gegen ihn vor, nicht mehr lachend, aber noch immer mit ihrer zähnebleckenden Grimasse, einem Ausdruck von Haß, der ihre Züge entstellte. Beider Bewegungen waren langsam, lauernd wie die Bewegungen zweier Raubtiere. Plötzlich sprang sie mit erhobenem Messer auf ihn zu, den Todesstoß zu führen, und ein rauher Schrei brach von ihren Lippen. Er konnte den herabstoßenden Arm wegdrücken und war hinter ihr. Sie fuhr blitzschnell herum, und er floh zur Schlafzimmertür, erreichte sie, rannte durch und warf sie hinter sich zu. Im nächsten Augenblick hörte er den Stoß des Messers, das sich in die Tür bohrte, gefolgt vom dumpfen Aufprall ihres

Körpers. Sofort stieß er die Tür mit aller Kraft wieder auf, so daß das Mädchen zurückgeworfen wurde. Sie fiel mit einem Schrei, der mehr ein Wut- als ein Schmerzensschrei war, rücklings zu Boden, daß ihr der Rock bis zu den Hüften hinaufglitt, und der Anblick erregte Holman trotz seiner mißlichen Lage. Er sprang auf sie und hielt sie mit seinem Gewicht nieder, aber sie kämpfte weiter. Ihre unverminderte Kraft setzte ihn in Erstaunen. In ihrem Bemühen, sich zu befreien, öffnete sie die Beine, und er lag dazwischen, sein Gesicht an ihrem, während er ihr die Arme hinter ihrem Kopf auf den Boden niederdrückte. Die Position verstärkte seine Erregung und lenkte seinen Sinn von der Gefahr auf den primitiven Drang seines Körpers. »Casey«, schnaufte er und rieb seinen Körper an ihrem. »Casey!«

Sie biß ihn tief und kraftvoll in den schon verletzten Hals, daß sein warmes Blut ihr über Lippen und Kinn floß. Er brüllte auf und versuchte, sich ihr zu entziehen, aber sie hielt mit den Zähnen fest, und ihr Kopf hob sich mit dem seinen. Ihre Zähne verbissen sich noch tiefer, und er mußte eine ihrer Hände loslassen, die sofort nach seinem Haar krallte, um mit der Faust auszuholen. Ein harter Schlag in ihre Rippen machte keinen Eindruck. Verzweifelt und halb von Sinnen durch den brennenden Schmerz, zog er ein Knie an, so daß es hoch zwischen ihren Beinen Halt fand, krümmte den Rücken, um Abstand von ihrem Körper zu gewinnen, und schlug ihr die Faust so hart er konnte in die Magengrube.

Ihr Kopf fiel zurück auf den Boden, und sie schnappte mit blutigen Lippen nach Luft, die Beine angezogen, die freie Hand auf den Magen gedrückt. Er gab ihr eine Ohrfeige, die ihren Kopf auf eine Seite warf, zog sie ein Stück vom Boden hoch und schlug noch einmal mit der Rückhand zu, daß ihr Kopf wieder zur anderen Seite gerissen wurde. Als er sie so liegen sah, stöhnend und wimmernd, verschwand sein

Zorn.

Er kniete neben ihr nieder, bettete ihren Kopf in seine Arme und wiegte sie zärtlich.

»Entschuldige, Casey, Liebling«, murmelte er. Ihre gefährliche Verrücktheit war vergessen, er dachte nur an die Schmerzen, die er ihr zugefügt hatte. Noch als er sie in den Armen hielt und hörte, wie ihre Atmung sich beruhigte, versteifte sich ihr Körper, und ihr Wimmern ging in ein kaum hörbares Murmeln über. Er blickte sich um und sah das am Boden verknäulte Bettzeug. In der Hoffnung, daß sie noch zu hilflos wäre, um einen neuen Angriff zu unternehmen, ließ er sie auf den Boden nieder, zog das Bettzeug heran und versuchte, ein Laken freizubekommen. Caseys Schultern begannen sich zu bewegen, aber nicht aus Atemlosigkeit, sondern in erneuerter Wut. Sie kam auf einen Ellenbogen und fauchte ihn an, und Holman stieß sie hastig zurück und wälzte sie herum, daß er ihr die Hände auf den Rücken ziehen konnte. Sie zappelte und trat mit den Füßen, aber er setzte sich auf sie und hielt sie dadurch hilflos am Boden. Als er ihr die Hände mit dem zusammengedrehten Laken auf den Rücken band, warf sie den Kopf von einer Seite zur anderen, ohne auf den Schmerz zu achten, wenn er auf den harten Boden schlug. Dann erschlaffte ihr Körper plötzlich, ihre Augen wurden glasig, als sei sie in einem tiefen Trancezustand, und von Holmans Blut rosa verfärbter Speichel rann von ihren Lippen auf den Boden.

Er wälzte sie wieder herum und wischte ihr besorgt Schweiß von der Stirn. Sie starrte geradeaus, als sähe sie nichts. Er hob sie behutsam auf, trug sie zum Bett und legte sie darauf, dann stützte er ihr Kopf und Schultern mit zwei Kissen. Er zog die Hälften ihrer aufgerissenen Bluse zusammen und bedeckte ihre Brüste und zog den Rock gerade, daß er ihre Schenkel bedeckte, die weichen Schenkel, die er so oft liebevoll geküßt hatte. Dann wischte er ihr mit einem

Zipfel vom Bettzeug Speichel und Blut vom Mund, zog sein Taschentuch hervor und hielt es an die Stelle seines Halses, die ihre Zähne aufgerissen hatten. Die Berührung ließ ihn vor Schmerz zusammenzucken, und als er das Taschentuch vom Hals nahm, war es voller Blut, aber er glaubte nicht, daß es mehr als eine Fleischwunde war.

Er saß im Halbdunkel auf dem Bett und starrte das Mädchen an, eine Hand mit dem Taschentuch an seinem Hals, die andere leicht auf ihrem Knie. Sie reagierte nicht, als er ihren Namen aussprach. Wie stark hatte das Gas, der Nebel - was es auch war — sie geschädigt? Würde sie jemals wieder normal sein, würde sie versuchen, sich selbst zu töten, wie Spiers es getan hatte? Selbst er, Holman, hatte versucht, sich in die schwarze Tiefe der Erdspalte zu werfen und wollte, als das verhindert worden war, sich mit zerbrochenem Glas die Kehle durchschneiden. Das kleine Mädchen war durch den Nebel gestorben. Es war, wie er selbst, im Inneren der Erdspalte den Nebelschwaden ausgesetzt gewesen, und ihr kindlicher Organismus hatte den Auswirkungen nicht widerstehen können. Seine einzige Hoffnung war, daß Casey nur einer geringen Dosis ausgesetzt gewesen war. Sie hatte sich die meiste Zeit im Wagen aufgehalten. Aber machte es wirklich einen Unterschied? Die nächsten Tage würden darauf eine Antwort geben. Jetzt kam es darauf an, sie zu einem Krankenhaus zu bringen, wo man sie in einem Bett anschnallen konnte, bis sie die Krise überwinden, oder — er verdrängte den Gedanken. Von den Ärzten im Krankenhaus wußte er, daß ihre Behandlung sich auf die Verabreichung von Beruhigungsmitteln beschränkt hatte, während in seinem Gehirn der Kampf getobt hatte. Würde Caseys Vernunft stark genug sein, allem zu widerstehen, was sie zerfraß?

Zehn Minuten später, als die Polizei an die Tür schlug, saß er noch immer im Halbdunkel des Schlafzimmers.

Er lief zur Tür, um Casey nicht zu lang allein zu lassen. Er war überrascht, die Polizei zu sehen, und vermutete als erstes, daß ein Nachbar, durch den Lärm aufgeschreckt, sie verständigt habe. Sie waren zu zweit, einer in Uniform, der andere in Zivil. Er wußte nicht, daß ein dritter im Erdgeschoß das Treppenhaus bewachte.

»John Holman?« fragte der Mann in Zivil ohne Vorrede.

»Ja. Gut, daß Sie gekommen sind...«

Der andere ließ ihn nicht zu Wort kommen, hielt ihm den Dienstausweis vor die Nase, steckte ihn gleich wieder ein und ging an ihm vorbei in die Wohnung. »Inspektor Barrow. Wir haben Anweisung, Sie mitzunehmen.«

»Was? Ach so, Spiers. Hören Sie, rufen Sie einen Kranken-«

»Wir wurden unterrichtet, daß Sie als einziger Zeuge zugegen waren, als sich vor kurzem ein, äh, Unfall im Gebäude des Umweltministeriums ereignete.« Der Kriminalbeamte war jung und Holmans Vorstellung von einem Kriminalbeamten unähnlich. Er trug ein wollenes Polohemd und eine lange Wildlederjacke; sein Haar, obgleich nicht eigentlich lang, wirkte ungepflegt und war jedenfalls nicht >hinten und an den Seiten kurz<, wie die Polizeivorschrift es verlangte. Er sah sich in der Wohnung um, offensichtlich erstaunt über die zugezogenen Vorhänge.

»Ja, das stimmt. Mein Chef beging Selbstmord, aber —«

»Warum verließen Sie das Gebäude?« Der Kriminalbeamte ging langsam hin und her, öffnete Türen und schaute in Nebenräume. Holman wandte sich dem vierschrötigen Polizisten zu, der in der offenen Wohnungstür stehengeblieben war. »Sehen Sie, wir müssen sofort einen Krankenwagen rufen«, sagte er, ohne die Frage des Kriminalisten zu beachten.

»Mein Gott!« hörte er, wandte sich um und sah den Kriminalbeamten im Durchgang zum Schlafzimmer stehen.

»Halten Sie ihn, Turner!« rief der Zivilbeamte über die

Schulter, als er im Schlafzimmer verschwand. Eine schwere Hand legte sich um Holmans Oberarm, als er dem anderen nachgehen wollte.

»Sie verstehen nicht«, sagte Holman zornig. »Wir müssen sie sofort in ein Krankenhaus bringen.« Er riß sich los und lief durch den kurzen Korridor. Der Kriminalbeamte saß auf dem Bett und befreite Caseys Hände. »Nein, warten Sie! Lassen Sie sie nicht frei — sie ist geistesgestört und gefährlich!« Es schmerzte ihn, das zu sagen, aber er mußte den beiden klar machen, wie es sich verhielt. Ein dicker Arm schloß sich um seine Kehle, und sein rechter Arm wurde ihm auf den Rücken und aufwärts gedreht.

»Sie verstehen nicht!« keuchte er.

»Oh, wir verstehen recht gut«, sagte der Kriminalbeamte und sah ihn kühl über die Schulter an. »Ihre Kollegen erzählten uns, Sie hätten in dem Punkt Schwierigkeiten gehabt. Machen Sie keinen Ärger, Freundchen. Ich bin gerade in der Stimmung für einen Scheißkerl wie Sie.« Er sagte es in ruhigem Ton, aber die Drohung war unverkennbar.

Holman entspannte sich, fürchtete die Drohung nicht, erkannte aber, daß er im Augenblick nichts tun konnte.

»Wie Sie meinen. Aber Sie müssen sie in ein Krankenhaus bringen«, sagte er, um einen ruhigen Tonfall bemüht. »Ich war letzte Woche in dem Erdbeben in Wiltshire. Dort wurde ein Gas freigesetzt, das schädlich aufs Gehirn wirkt...«

»Auf Ihres sicherlich«, sagte der Kriminalbeamte und half dem Mädchen auf die Beine. »Ich weiß nicht, was Sie mit ihr gemacht haben, aber sehen Sie sie nur an, diese Augen...«

»Nein, nein, ich war es nicht. Es war der Nebel. Spiers geriet auch hinein. Er greift das Gehirn an.«

»Soweit uns bekannt ist, gibt es keine Meldungen über, Gasausbrüche während des Erdbebens.«

»Aber ich war in der Erdspalte, wo das Gas war!«

»Ja, wir hörten, daß ein Mann und ein Kind gerettet wur-

den. Das Kind ist tot, wir wollen Ihnen glauben, daß Sie der Mann waren. Aber es gab keinen Hinweis darauf, daß noch jemand in der Spalte war.«

»Die anderen waren nicht dort.« Holman begann die Geduld zu verlieren, bemühte sich aber um Selbstbeherrschung, da er wußte, daß mit Aufregung und Geschrei nichts zu gewinnen war. »Das war später, zu einem anderen Zeitpunkt.«

»Na schön, Sergeant, schaffen Sie ihn hinaus, wir haben genug Zeit für Fragen.«

»Augenblick, da ist noch etwas!« Holman wehrte sich gegen den starken Griff des Polizisten, der ihn zur Tür hinauszog. »Die Schule! Hören Sie zu. Eine Busladung Schuljungen geriet in den Nebel. Ich kann mich nicht an den Namen der Schule erinnern, aber sie muß in Andover sein. Sie müssen die Schule ausfindig machen, und zwar schnell. Gott allein weiß, was dort inzwischen geschehen sein mag!«

Holman trommelte ungeduldig mit den Fingern auf die harte Tischplatte in einem von New Scotland Yards zahlreichen Vernehmungsräumen. Der Polizist, der mit steinerner Miene neben der Tür stand und ihn beobachtete, gelangweilt von seinem Dienst, sagte nichts, war aber bereit, beim leisen Anzeichen von Aggressivität seines Schützlings einzugreifen.

»Was haben Sie mit dem Mädchen gemacht?« fragte Holman ihn zum drittenmal. Wie zuvor, blieb er auch jetzt ohne Antwort. »Wenigstens das könnten Sie mir sagen!« Holman ließ sich gegen die Stuhllehne zurücksinken. Es war sinnlos, mit dieser Salzsäule zu diskutieren. Er wurde jetzt seit mehr als drei Stunden im Polizeihauptquartier festgehalten, wo er dieselben Fragen wieder und wieder beantwortete. Daß sie ihm nicht glaubten, war offensichtlich, und als sie ihn mit seinem Bewacher allein gelassen und ihm Zeit zum Nachdenken gegeben hatten, mußte er eingestehen,

daß er es ihnen nicht verdenken konnte. Er war allein mit seinem Chef gewesen, als Spiers aus dem Fenster gesprungen war, und man hatte ihn früher schon des öfteren mit Spiers streiten gehört; die Polizei hatte ihn mit einem gefesselten und geschlagenen Mädchen in seiner Wohnung überrascht; er war gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden, nachdem er einen nervlichen Zusammenbruch erlitten hatte. Die Tatsachen sprachen für sich, und sein Ärger über ihre wiederholten Fragen hatte ihre Meinung über seine geistige Gesundheit nicht eben gebessert. Sie hatten schließlich zugestimmt, die Schulen in Andover zu überprüfen; wenn es unter den Schülern Fälle von abnormem Verhalten gab, konnte seine Geschichte vielleicht eine gewisse Glaubwürdigkeit gewinnen.

Er blickte gespannt auf, als die Tür plötzlich geöffnet wurde und zwei Männer forschen Schrittes hereinkamen. Einer war der junge Kriminalbeamte, der ihn festgenommen hatte. Er blieb im Hintergrund und musterte Holman mit eisigem Blick, während der andere, ein älterer, umgänglicher aussehender Mann, sich ihm gegenüber an den Tisch setzte. Chefinspektor Wreford hatte Holman geschickt verhört und seinen jüngeren Kollegen die Rolle des Widersachers spielen lassen, während er selbst die des verständnisvollen und väterlichen Mahners übernahm. Holman hatte diese Schauspielerei bald durchschaut und erkannt, daß der freundliche, höfliche Beamte tatsächlich ein scharfsinniger und aufmerksamer Vernehmer war. Zunächst hatte Wreford versucht, festzustellen, ob Holman ein gefährlicher Irrer oder ein schlauer Lügner war, der aus vorerst noch obskuren, jedenfalls aber schlimmen Motiven gehandelt hatte. Bislang war er noch nicht sicher.

»Wir haben die Schulen in Andover überprüft...« Er machte eine Pause, um Holmans Reaktion zu prüfen.

Holman beugte sich vorwärts. »Ja? Und?«

»... und nichts gefunden.«

Holmans enttäuschter Ausdruck war zu natürlich, um gespielt zu sein.

»Es liegt jedoch eine Meldung über einen Brand in einer Schule am Stadtrand vor«, fuhr der Chefinspektor fort.

»Das muß sie sein! Das ist es!«

»Nun, noch gibt es keinerlei Gewißheit. Anscheinend entstand das Feuer in einer dem Schulgebäude benachbarten Turnhalle, und man glaubt, daß ungefähr dreißig Jungen dort eingeschlossen waren. Die Überlebenden stehen unter Schock und können noch nicht vernommen werden. Wir haben nicht alle Tatsachen, wissen aber zumindest den Namen der Schule.« Sein Blick wurde kaum merklich schärfer. »Die Schule heißt Craytons.«

Holman blickte stirnrunzelnd auf die nackte Tischplatte und versuchte, sich zu besinnen. »Nein, nein, ich glaube nicht, daß es das war. Der Lehrer sagte mir den Namen, aber ich kann mich einfach nicht erinnern. Ich erinnere mich jedoch, daß der Lehrer nur einen Arm hatte, aber das wird Ihnen nicht viel nützen.«

Der Chefinspektor beobachtete Holman eine Weile schweigend, dann sagte er: »Gut, das war nicht der richtige Name. Ich werde Ihnen eine Liste zeigen — sehen wir, ob Sie einen der Namen darauf wiedererkennen.«

Er übergab ihm ein Blatt Papier, und Holman überflog rasch die maschinengeschriebene Liste. Er schüttelte den Kopf und las sie wieder durch, diesmal langsamer. »Es hilft nichts«, sagte er schließlich. »Keiner der Namen sagt mir etwas. Einer oder zwei kommen mir bekannt vor, aber —« Wieder schüttelte er den Kopf.

»Der Name der Schule ist Redbrook. Redbrook House. Erinnern Sie sich?«

»Es hört sich richtig an, aber ich könnte es nicht beschwören.«

»Das glaube ich Ihnen gern«, warf der jüngere Beamte ein.

»Lassen Sie mich machen, Barrow«, sagte Wreford mit einiger Schärfe. Manchmal wurde er der Härte seines Untergebenen überdrüssig. Zwar verwendete er ihn oft als Gegengewicht gegen seine angenommene Milde, aber er fragte sich immer öfter, ob Barrow nicht zu viel Gefallen an der Rolle fand, die er zu spielen hatte.

»In Ordnung, Mr. Holman«, sagte er in geschäftsmäßigem Ton. »Wir werden Sie noch kurze Zeit festhalten müssen, während wir weitere Nachforschungen anstellen.«

»Soll das heißen, daß Sie einen Haftbefehl gegen mich erwirkt haben?«

»Gewiß nicht. Aber Sie müssen zugeben, daß die Umstände, gelinde gesagt, verdächtig sind.«

»Das mag sein. Aber was ist mit Casey? Sie wird mich brauchen.«

»Miß Simmons wird gut versorgt.«

»Wo ist sie?«

»Gegenwärtig liegt sie in einem Krankenhaus in Middlesex und schläft. Man hat ihr Beruhigungsmittel gegeben. Es scheint, daß sie noch unter dem Schock leidet.«

»Aber sehen Sie nicht, daß es an dem Nebel liegt? Es ist eine Reaktion darauf!«

»Ob es sich so verhält oder nicht, werden wir bald herausbringen. Und sagen Sie mir etwas, Mr. Holman: Wenn dieser Nebel durch das Land zieht und die Leute um den Verstand bringt, warum haben wir dann keine Meldungen darüber erhalten? Warum sind nicht alle in den betroffenen Landesteilen lebenden Menschen zu tobenden Wahnsinnigen geworden?« Ein Unterton von Ungeduld lag bei der letzten Frage in seiner Stimme.

»Ich weiß es nicht! Ich denke, daß es so ist, weil der Nebel kein sehr großes Gebiet überdeckt. Und vergessen Sie nicht,

es gibt dort viel offenes Land. Es mag sein, daß bisher noch nicht allzu viele Menschen damit in Berührung gekommen sind. Und es scheint eine verzögerte Reaktion zu geben. Wir kamen gestern damit in Berührung, Spiers am Tag davor. Es muß eine Weile dauern, bis die schädliche Wirkung als Geistesverwirrung in Erscheinung tritt.«

»Aber Sie erzählten uns, daß Sie verrückt gewesen seien, als man Sie aus der Erdspalte barg«, sagte Barrow, verdrießlich, daß sein Vorgesetzter sich solches Zeug überhaupt anhörte.

»Weil ich einer massiven Dosis ausgesetzt war! Ich war das erste Opfer!« Holman schlug zornig mit der Hand auf den Tisch.

»Dann verraten Sie uns, Mr. Holman«, sagte Wreford in ruhigem Ton, »warum Sie jetzt nicht verrückt sind. Oder sind Sie es?«

Plötzlich herrschte Stille in dem kleinen Raum. Drei Augenpaare sahen ihn aufmerksam an.

»Sehen Sie«, sagte er resigniert, »ich weiß es einfach nicht. Ich bin kein Arzt, kein Wissenschaftler — vielleicht kann Ihnen das Verteidigungsministerium weiterhelfen.«

Die beiden Kriminalbeamten sahen einander an. »Was wollen Sie damit andeuten?« fragte der Chefinspektor.

»Auf der Ebene von Salisbury gibt es ein ausgedehntes militärisches Sperrgebiet mit verschiedenen Einrichtungen. Dort werden im Interesse der Nation Experimente durchgeführt — gefährliche Experimente! Vielleicht haben sie dort Antworten.«

»Na, hören Sie mal...« begann Barrow mit höhnischem Lächeln, wurde aber von seinem älteren Kollegen unterbrochen.

»Wollen Sie damit sagen, das Verteidigungsministerium sei dafür verantwortlich? Daß es eine Art — « Wreford suchte nach Worten — »eine Art Nervengas freigesetzt hat?«

»Ich weiß es nicht, in Gottes Namen! Aber es ist eine Mög-

lichkeit!«

»Müssen wir uns das anhören, Sir?« Barrow sah aus, als hätte er sich am liebsten auf Holman gestürzt.

»Nein, wir müssen nicht. Wenn wahr ist, was Sie sagen, Mr. Holman, dann sollten wir es binnen kurzem erfahren. Bis dahin, fürchte ich, werden wir Sie festhalten müssen.«

»Gut, von mir aus. Aber sorgen Sie dafür, daß man sich um Casey kümmert. Sie muß ständig bewacht werden.«

»Sie ist in guten Händen, Mr. Holman, seien Sie dessen versichert.«

8

Herbert Brown sorgte sich um seine Tauben. Er trank seinen Whisky aus und blickte gedankenvoll in das leere Glas.

»Noch einen, Herby?« fragte der Barmann und nahm ein neues Glas vom Regal, da er wußte, daß dieser Gast nicht aus dem alten trinken würde.

»Ja, Harry. Und schenk dir auch einen ein.«

Harry wußte, daß dieses Angebot kommen würde, und es erklärte, warum er stets eifrig bestrebt war, Herbert zu bedienen.

»Danke. Werde mir ein kleines Helles genehmigen«, sagte er und lächelte durch lückenhafte, vom Rauchen bräunliche Zähne. Er war ein kleinwüchsiger, untersetzter Mann, uninteressant für die meisten seiner Gäste, von Herbert Brown aber immer gut behandelt.

»Nein, nimm 'nen Kurzen.«

»In Ordnung, Herby. Dann Gin und Tonic.« Er schenkte ein und nahm die Pfundnote von der Theke, wohin Herbert sie nonchalant gelegt hatte. Er kurbelte die Registrierkasse und kratzte rasch das Wechselgeld heraus, wobei ein Zehnpencestück den Weg in seine eigene Tasche fand.

»Da hast du, Herby. Prost.« Er hob sein Glas und schlürfte den Gin. Herby war ein guter Kerl. Immer bereit, einen zu trinken. Nie zählte er sein Wechselgeld nach. Mindestens drei Abende in der Woche verbrachte er in der Wirtschaft gegenüber seinem Laden in der Hackney Road, und an den meisten Tagen war er außerdem Mittagsgast. Herbert stand gewöhnlich früh auf, um fünf oder sechs, und fuhr zum Markt, um für sein Obst- und Gemüsegeschäft einzukaufen. Um elf war für ihn der Tag gelaufen, und auf einen Besuch beim Buchmacher folgte stets eine Einkehr in der Wirtschaft, während es seiner hart arbeitenden Frau überlassen blieb, im Laden zu verkaufen. Sie, hatte sich

längst mit der Tatsache abgefunden, daß Herbert sich nie ändern würde, dies hinderte sie jedoch nicht daran, ihn scharfzüngig auszuschimpfen. Und je mehr sie ihn schalt, desto mehr trank er. Und je mehr er trank, desto mehr wurde er gescholten. Es war ein Teufelskreis, aber keiner der beiden Ehepartner konnte es sehen. Für sie war es eine Lebensweise geworden.

«Ich an deiner Stelle würde mich nicht um sie sorgen, Herby. Sie werden schon auftauchen.» Harry lehnte sich über die Theke, einen falschen Ausdruck von Mitgefühl in den Zügen. Er konnte nicht begreifen, wie jemand sich um verdammte Tauben sorgen, geschweige denn sie züchten konnte. Er war einmal oben in Herbys Taubenschlag gewesen, einem Bretterverschlag auf einem Nebendach hinter seinem Laden. Das Haus selbst war groß, wie die meisten der Häuser an der Londoner Hackney Road, ihre Hinterhöfe lagen ein Stockwerk unter der Straßenebene, um die Keller Räume bewohnbar zu machen und die Mieteinnahmen zu verbessern. Die früheren Inhaber des Ladens hatten einen Anbau errichtet, der den größten Teil der Länge des Hinterhofes einnahm und bis zum zweiten Stock reichte. Das Flachdach des Anbaus war erreichbar durch das Fenster eines Treppenabsatzes, und Herbert hatte seinen Taubenschlag darauf errichtet.

Der Gestank in der Hütte hatte Harry Übelkeit verursacht, und Herberts betrunkenes Schnalzen und Glucken hatte ihn mit kaum verhohlenem Abscheu erfüllt. Es war ihm ein Rätsel, was Herby in den trippelnden, gurrenden Vögeln sah. Sie plusterten sich auf, verdreckten die ganze Hütte mit ihrem Kot und waren zu nichts zu gebrauchen — nicht einmal Taubenpastete wurde heutzutage noch gegessen. Harry wußte, daß Herby seine Tauben an Wettflügen teilnehmen ließ, aber er hatte nie etwas gewonnen. Wenn er den Punkt vorsichtig zur Sprache brachte, war die einzige Antwort, die

er bekam: »Hast du sie jemals fliegen sehen?« Genau die einfältige Art von einer Antwort, wie man sie von einem alten Säufer erwarten konnte. Immerhin, abgesehen von seinen stinkenden Tauben war Herby in Ordnung. Immer gut für ein paar Gläser und eine Nebeneinnahme.

»Sie hätten längst zurück sein müssen«, sagte Herbert mit Grabesstimme. »Brachte sie mit dem Lieferwagen hinunter nach Salisbury. Hab' ein paar neue, verstehst du, und mit denen muß man behutsam anfangen. Keine zu weiten Strecken, sonst finden sie den Heimweg nicht. Ein paar von den älteren waren bei ihnen, also hätte alles in Ordnung gehen müssen. Und Claude hat sich noch nie verflogen!«

Harry verbiß sich ein Grinsen, als er an die Taube mit dem lächerlichen Namen dachte, die Herberts Liebling war. Er hatte sie schon viele Jahre, ein struppiger alter Vogel, der immer aussah, als wäre er gerade den Krallen einer Katze entwischt. Herby behandelte ihn wie einen Säugling. Damals, als Harry oben im Taubenschlag gewesen war, hatte Herby das Tier an seine Wange gehalten und zu ihm gesprochen, als ob es jedes Wort verstehen könnte. Und nicht etwa Säuglingsgebabbel, sondern vernünftige Worte, von Mann zu Mann. Als Harry den Vogel gehalten hatte, hatte er ihm in die Hand geschissen.

»Sonntag hab' ich sie hingebracht«, fuhr Herbert mit leicht lallender Stimme fort. »Sollten inzwischen zurück sein. Das Dumme ist, sie brauchen die Sonne zur Orientierung, verstehst du.«

»Na, vielleicht sind sie zurückgekommen, seit du hier bist, Herby. Wirst sehen, wenn du nach Hause kommst, sitzen sie alle oben und warten auf dich.« Er fing den Blick eines anderen Gastes auf und blickte himmelwärts, gab aber acht, daß Herbert es nicht sah. Der andere Mann zwinkerte zurück.

»Willst du mich verarschen, Harry?« Herberts Ton war

herausfordernd.

Harry wußte, daß sein Freund nach ein paar Scotch bei der geringsten Andeutung von Ironie bössartig werden konnte. »Nein, nein«, sagte er schnell. »Ich meinte bloß, daß sie alle oben auf dem Dach sein und auf dich warten werden. Ganz bestimmt. Hier, es wird Zeit, daß ich dir einen spendiere.« Er nahm ein frisches Glas vom Regal und atmete auf, als er Herbert in seinem gefühlsduseligen Tonfall weiter von seinen Tauben reden hörte. Er wollte Herby nicht aufregen.

»Die Sache ist die, Harry, daß Vögel nichts von dir verlangen. Du fütterst sie, und damit hat sich's, sie gehören zu dir. Sie sind nicht wie Hunde oder Katzen, die um dich schleichen und betteln. Sie sind stolz, verstehst du. Sie kommen zu dir, weil du Futter und einen Unterschlupf für sie hast, und das ist alles. Fütterst du sie nicht, sind sie weg.« Er beugte sich über die Theke und zeigte mit dem Finger auf den Barmann. »Aber wenn du richtig für sie sorgst, kommen sie immer zu dir zurück. Sie sind treu, verstehst du. Unabhängig, aber treu.«

Er richtete sich wieder auf, zufrieden mit seiner Feststellung. Harry nickte zustimmend und stellte ihm den Whisky vor die Nase, war aber verdrießlich, daß er gezwungen gewesen war, ihm einen auszugeben. Der Wirt hatte Adleraugen, also konnte er mit der Ladenkasse nicht zu viel riskieren. Er würde dafür bezahlen müssen.

»Claude wird sie zurückbringen, das weiß ich.« Herbert leerte das Glas mit zwei Schlucken, und Harry verzog unwillkürlich das Gesicht bei dem Gedanken, wie die feurige Flüssigkeit in der Kehle brannte und ihm die Magenschleimhaut zerfraß. Herbys Innereien mußten aus Gußeisen sein.

»Kann nicht verstehen, warum sie so lange ausgeblieben sind«, murmelte Herbert, rutschte vom Hocker und stand leicht schwankend. »Ich geh', Harry.«

»Ist gut, Herby, bis morgen«, grinste der Barmann und fügte boshaft hinzu: »Richte der alten Dame meine Grüße aus.«

Beinahe bedauerte er seine Worte, als Herby sich zur Theke zurückwandte und ihn drei lange Sekunden beäugte.

Sein benebeltes Hirn war nicht sicher, wie es den Ton der letzten Bemerkung verstehen sollte.

»Scheiß drauf«, sagte Herbert schließlich und wankte auf wackligen Beinen hinaus.

Einmal draußen, lehnte er ein paar Augenblicke an der Hauswand. Er hatte das letzte Glas zu schnell gekippt und spürte, wie es ihm hochkam. Es war der Gedanke, daß seine geliebten Vögel auf ihn warten könnten, der seine plötzliche Eile verursacht hatte. Er überwand den Anflug von Übelkeit und tappte über die breite Hauptstraße, in deren Mitte er stehenbleiben mußte, um einen Bus der Linie 6 vorbeizulassen.

Seine Frau beobachtete ihn aus dem Schlafzimmerfenster über dem Laden.

Sie hatte es so viele Male getan, daß es ihr längst zur Gewohnheit geworden war. Lange, einsame Stunden hatte sie damit verbracht, aus dem dunklen Zimmer zur belebten Straße hinunterzusehen, nicht, um aufzupassen, wann er heimkäme, sondern aus Einsamkeit und Langeweile. Sie betrachtete die Passanten, die jungen Paare, die Kunden, die sie kannte, machte sich ihre Gedanken, wohin sie gingen, was sie tun würden, wenn sie dort wären. Die Fremden, wer waren sie, was taten sie in diesem Viertel? Manchmal schweiften ihre Gedanken in seltsame, oftmals häßliche Fantasien ab, wenn sie den Leuten nachsah. Es hatte eine Zeit gegeben, als der Anblick einer farbigen Person ihr Stoff zu aufgeregten Spekulationen geboten hatte, aber heutzutage war sie nur mit zorniger Empörung erfüllt. Sie konnte direkt in die hell beleuchteten Oberdecks der doppelstöckigen Busse schauen, die in regelmäßigen Abständen an ihrem

Fenster vorbeiführen. Obwohl die Eindrücke, die sie so gewann, sehr flüchtig waren, beschäftigten sie ihre Neugierde. Und verstärkten das Gefühl von Einsamkeit.

Seit die Jungen das Elternhaus verlassen hatten, blieb ihr zu viel Zeit für sich selbst, zu viel Zeit, um über ihre Ehe und die harten Jahre nachzudenken, die sie ihr gebracht hatte. Die Kinder hatten ihr eigenes Leben zu meistern, das stimmte, aber man sollte meinen, sie würden ihre Eltern öfter besuchen, selbst wenn sie beide jetzt ein bißchen weiter draußen wohnten. Sie freute sich so sehr, wenn sie die Kleinen sehen konnte, ihre Enkelkinder. Herbert war es, der die Jungen mit seiner Sauferei und seiner Streitsucht aus dem Haus getrieben hatte. Welche Zuneigung hatte er ihnen je gezeigt, welches Interesse entgegengebracht? Aber seine Tauben waren eine andere Sache. O ja, nichts war für seine verdammten Tauben zu gut! Wie besorgt er war, wenn er glaubte, sie hätten sich verflogen, wie unruhig hatte er die letzten Tage auf ihre Rückkehr gewartet. Was er nur an ihnen fand.

Man brauchte ihn bloß anzusehen, wie er in betrunkenener Stumpfheit mitten auf der Straße stand. Gott, wie sie sich wünschte, daß der Bus ihn überfahren hätte! Sie war diejenige, die das Geschäft zu einem Erfolg gemacht hatte; alles hing an der harten Arbeit, die sie hineingesteckt hatte. Zugegeben, er fuhr sehr früh am Morgen zum Markt, aber warum sollte ihn das für den Rest des Tages entschuldigen? Sie hätten es zu einigem Wohlstand bringen können, wenn er nicht jeden Penny im Wirtshaus und beim Buchmacher verschleuderte. Und nichtsnutzigen Wirtshausdockern und Tagedieben etwas zusteckte. O ja, seine sogenannten Freunde wußten, zu wem sie kommen mußten, wenn sie knapp bei Kasse waren! Der gute alte Herby — der Freund der Armen. Nun, sie hatte von den Einnahmen etwas beiseitegebracht; das mußte sie, andernfalls würden sie bald auf der Straße sitzen, wenn das Geschäft plötzlich nicht

mehr ginge. Es war kein Diebstahl; wie konnte man Geld stehlen, das man selbst verdiente? Aber er brauchte nichts davon zu wissen. Da, wie er über die Straße schwankte! Sie konnte nur hoffen, daß niemand von den Kunden ihn sah, den versoffenen alten Kerl.

Tränen glänzten in Lena Browns Augen, und es waren nicht Tränen des Selbstmitleids oder des Kammers, sondern Tränen des Hasses.

»Ich wünschte, du würdest verrecken«, sagte sie durch die Zähne, und ihr Atem brachte die Fensterscheibe zum Anlaufen. »Ich wollte, der Teufel würde dich holen.«

Herbert erreichte die Seitentür zu seinem Laden und fumelte nach dem Schlüsselbund. Einmal hatte seine Frau die Tür von innen verriegelt. Nur einmal, nie wieder. Wegen des Aufruhrs, den er veranstaltet hatte, war die Polizei gerufen worden, und danach hatte sie nie wieder gewagt, ihn aus seinem eigenen Haus auszusperren. Er fand den richtigen Schlüssel und hatte keine Schwierigkeiten, ihn in das Schlüsseloch zu stecken und umzudrehen. Mit einem zornigen Stoß öffnete er die Tür und warf sie hinter sich zu, ohne darauf zu achten, ob er seine Frau im Obergeschoß störte. Nicht, daß sie schlafen würde. O nein, sie wartete auf ihn, ganz gleich, wie spät es war. Man könnte meinen, ihr müßte mittlerweile vom Klang ihrer eigenen Stimme schlecht werden. Nun, von ihm aus konnte sie platzen! Sie war nicht wichtig.

Er tastete sich durch den dunklen Korridor und die Stufen hinunter zum Hinterhof, ohne das Licht anzudrehen. Er entriegelte die schwere rückwärtige Tür, trat hinaus in die kühle Nachtluft und sog sie tief ein. Er öffnete den Reißverschluß seiner Hose und urinierte auf den Hof. Das Geräusch, mit dem der gelbe Strahl auf den harten Beton spritzte, machte ihm Spaß. Er wußte selbst nicht, warum er es tat, die Toilette war direkt gegenüber, und es hatte ihn ein kleines Vermögen gekostet, die im Obergeschoß einbau-

en zu lassen. Es war eine der kleinen Freuden des Lebens, sagte er sich. Und erboste Lena.

Als der Strahl seinen Druck verlor und sich zu seinen Schuhen zurückzog, wurde ihm ein anderes Geräusch bewußt. Das Gurren von Tauben.

Er blickte zum Dach auf. Seine Tauben — sie waren heimgekommen, welch ein Glück! Er lachte laut und zog rasch den Reißverschluß hoch, wobei er nasse Finger bekam. Er wischte sich die Hände an der Jacke ab und schwankte zurück ins Haus, ließ die Tür weit offen. Mühsam tappte er die Treppe hinauf, fluchte, als er stolperte und gebrauchte beide Hände, um die Stufen vor ihm zu ertasten. Als er endlich den Treppenabsatz und das Fenster zum Dach erreichte, hörte er die Stimme seiner Frau aus dem Schlafzimmer.

»Du Saukerl, du dreckiger!« rief sie. »Du bist schlimmer als ein Tier! Warum benutzt du nicht die Toilette wie jeder normale Mensch?«

»Schnauze!« rief er zurück und hob mit Mühe ein Knie zum Fensterbrett. Jetzt mußte er achtgeben. Mehr als einmal schon hatte er hier den Halt verloren und war die Treppe hinuntergepoltert. Sie sagte immer, er würde noch einmal vom Dach fallen, und dann sei es nicht schade um ihn, aber er wußte, daß er sich niemals so betrinken würde, denn wenn er es täte, würde er nicht imstande sein, durch das verfluchte Fenster zu kommen.

Er arbeitete sich durch, indem er zuerst mit den Händen das Flachdach erreichte, den Oberkörper abstützte und dann den Rest nachzog. Noch immer konnte er aus dem Inneren des Hauses ihre Stimme hören, schrill und unangenehm. Aber er hörte auch das Gurren, viel lauter jetzt, und die flatternden und trippelnden Geräusche im Taubenschlag, die ihm anzeigten, daß die Vögel ihn gehört hatten und aufgeregt waren.

»Ich komme schon, meine Lieblinge«, rief er ihnen zu und

war sich sogar in seiner Trunkenheit des einfältigen Lächelns in seinem Gesicht bewußt. Er achtete darauf, daß er der Kante des Flachdaches nicht zu nahe kam; der Sturz auf den Beton zehn Meter tiefer war nicht nach seinem Geschmack. »Ich wußte, daß du zurückkommen würdest, Claude. Ich wußte, auf dich kann ich mich verlassen. Was ist geschehen, hattet ihr euch verflogen?«

Er fummelte am Riegel der Tür und bemerkte, daß einige der neueren Vögel noch auf dem Dach des hölzernen Taubenschlages waren. Sie brauchten immer eine Weile, bis sie lernten, wie sie wieder hineinkommen konnten. Aber bald würden sie dem Beispiel der anderen folgen. »Claude, wo bist du, mein Lieber? Komm zu mir.« Er schaltete die Fahrradlampe ein, die, von einer Batterie betrieben, in der Hütte hing, und der plötzliche Lichtschein erschreckte mehrere Vögel, die in Panik herumflatterten.

»Ist schon gut, ihr Täubchen, ich bin es bloß. Ich tue euch nichts.« Herbert schloß die Tür hinter sich, so daß keine der Tauben hinaus konnte. Er mußte sich bücken, da das geneigte Dach der Hütte nicht hoch genug war, um einen ausgewachsenen Mann darin stehen zu lassen. Rasch überprüfte er die Vögel, zählte sie, vergewisserte sich, daß keiner Verletzungen davongetragen hatte. Endlich machte er Claude aus, der hoch oben in einem Winkel seinen Ruheplatz gefunden hatte. Ein sanftes Gurren kam aus seiner Kehle.

»Hallo, alter Claude. Hast du mich vermißt?« Er tappte zu den älteren Tauben, bemüht, die anderen nicht zu beunruhigen. Er merkte nichts von der plötzlich eingetretenen Stille, und daß die Vögel alle ganz ruhig dasaßen.

»Na, Claude, was hast du mir zu sagen?« Er streckte die Hand nach der Taube aus und nahm sie behutsam auf. Er führte sie nahe an sein Gesicht und begann ihr den Kopf und die Brust zu streicheln und leise gluckende Geräusche zu machen. »Du weißt, wohin du gehörst, nicht? Du weißt,

wer sich um dich kümmert.«

Plötzlich machte der Kopf des Vogels eine ruckartige Bewegung, und sein Schnabel pickte in Herberts trübes Auge. Er schrie vor Schmerz auf, ließ den Vogel los und wankte rückwärts. Die ganze Hütte verwandelte sich im Nu in einen Wirbelwind kreischender, flatternder Körper, als die Vögel ihn von allen Seiten anfliegen. Er hob die Arme, sein Gesicht zu schützen, aber sie pickten böseartig an seinen Händen, bis dünne Rinnsale von Blut daran herabließen. Er schlug wild nach seinen Peinigern, daß ihre zerbrechlichen Körper gegen die Wände der Hütte schlugen und mehrere zu Boden fielen und nicht mehr aufliegen konnten, sondern in nutzlosen Versuchen, ihn zu erreichen, schwächlich die gebrochenen Flügel bewegten. Die anderen aber setzten ihre Angriffe fort, schlugen mit den Flügeln nach seinem Kopf, pickten, wo sie ungeschütztes Fleisch fanden und öffneten winzige Wunden in seiner Haut.

In Herberts Bewußtsein gingen Wut und Panik ineinander über, und er packte einen der gefiederten Körper und zerquetschte die feinen Knochen mit den Händen. Aber die Bewegung hatte sein Gesicht ohne Schutz gelassen, und sofort wurde es von drei Tauben angegriffen. Eine klammerte sich an seinem Kragen fest, die beiden anderen hackten nach Wangen und Augen. Er war bereits halb blind und fühlte nun einen stechenden Schmerz im anderen Auge, als er den toten Vogel fallen ließ und die Hände wieder zum Gesicht hob. Heulend vor Schmerz sprang er auf, schlug wild um sich, zerschmetterte die Vögel an den Wänden und zertrat sie mit den Füßen, als er verzweifelt zu der schmalen Tür wankte. Aber in dem Durcheinander der flatternden Körper und schlagenden Flügel, der Schnabelhiebe und seiner eigenen Flüche und Schmerzenslaute hatte er jedes Richtungsgefühl verloren und krachte gegen die Seitenwand der Hütte, daß er zu Boden fiel.

Als er benommen vom Sturz dalag, flatterten die Tauben auf seine angestrengt atmende Brust und setzten ihren vereinten Angriff fort. Er strampelte und versuchte sein Gesicht zu schützen, schluchzend vor Hilflosigkeit und Schrecken, und konnte sich in der Enge des Raumes endlich herumwälzen und die Vögel zerquetschen, die noch an ihm hafteten. Während die scharfen Schnäbel seinen Nacken und die Schultern bearbeiteten, zog er die Knie an und tastete, auf einen Arm gestützt, mit der anderen Hand umher. Seine Finger fühlten den Maschendraht an einem der Fenster, und er zog sich langsam in die Höhe, ohne die Taube zu beachten, die sich auf seinen Ärmel niedergelassen hatte und nach seinen abgeschürften Knöcheln pickte. Sein Orientierungssinn sagte ihm, wo die Tür im Verhältnis zu dem Fenster sein mußte, an dem er hing. Der Schmerz kam jetzt wellenförmig über ihn und er war fast besinnungslos vor Angst.

Laut stöhnend und am ganzen Körper zitternd, tastete er sich zu der niedrigen Tür. Seine fuchtelnde rechte Hand schlug die Fahrradlampe aus ihrer Befestigung, dann hatte er die Tür erreicht, stieß den Riegel hoch und stolperte aus dem Taubenhaus aufs Dach, blind und gepeinigt von Schmerzen, und noch immer umflattert von seinen Tauben.

Seine Frau starrte aus dem Treppenhausfenster zu ihm hinüber, die Hände am Fensterrahmen, das Gesicht weiß im Mondschein. Sie hatte das Rumoren im Taubenschlag aus ihrem Schlafzimmer gehört, sich anfangs aber nichts gedacht und es dem betrunkenen Gegröle ihres Mannes zugeschrieben. Aber bald waren ihr das Gepolter und sein wiederholtes Aufbrüllen unheimlich vorgekommen, und sie war aufgestanden, um nach dem Rechten zu sehen. Halb zornig, halb beunruhigt, war sie barfuß aus der Wohnung zum Treppenhausfenster gelaufen; doch was sie dort sah, kaum daß sie angelangt war, verschlug ihr die Sprache.

Eine Gestalt kam gerade aus dem Taubenschlag auf dem Dach des Anbaus, eine Gestalt, die im trügerischen Mondlicht kaum menschlich schien. Sie bewegte sich gebeugt und mit kurzen, taumelnden Schritten und war umringt von wild flatternden Vögeln. Lena stockte der Atem, als sie begriff, daß es ihr Mann war, der von den Tauben angegriffen wurde, die er liebte. Sie stand mit offenem Mund, außerstande, sich zu bewegen oder ihm zu helfen. Mit seinem nächsten Schrei war der Bann gebrochen, und sie mühte sich durch das Fenster, behindert durch ihren schweren Körper. Als sie halb durch war, die Hände auf dem Dach, das voluminöse Hinterteil hoch in der Luft auf dem Fensterbrett, blickte sie auf und sah ihren Mann auf die Dachkante zustolpern. Sie wollte ihn beim Namen rufen, brachte aber keinen Laut hervor. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich zweimal stumm, und erst als er ins Leere trat, fand sie die Stimme wieder.

»Herby!« kreischte sie, und der Schrei überdeckte den dumpf klatschenden Aufschlag seines Körpers auf dem Beton des Hofes zehn Meter tiefer.

Schluchzend und seinen Namen rufend, kroch sie zur Dachrinne und spähte in die Dunkelheit des Hofes hinab. Sein Körper war kaum auszumachen, ein dunkler Umriß, der völlig regungslos lag. Eine plötzliche kleine Bewegung gab ihr Hoffnung, aber sie sah, daß es das matte Geflatter eines sterbenden Vogels war, der mit ihm hinabgestürzt war.

Sie wußte, daß er tot war. Und obwohl sie sich seinen Tod ungezählte Male gewünscht hatte, weinte sie in echtem Kummer.

»Oh, Herby, mein armer Liebling«, schluchzte sie. »Armer Herby.«

Über ihr, auf dem Dach des Taubenschlages, hatten sich die Tauben versammelt. Sie blickten mit schiefgelegten Köpfen zu ihr herüber und waren still. Der Tauber namens

Claude gurrte leise.

Viel früher am selben Tag war Edward Smallwood angeln gewesen. Er war ein hochgewachsener, nervöser Mann, vorzeitig kahlköpfig und lebte mit fünfunddreißig noch bei seinen Eltern. Seine Nervosität war größtenteils der beherrschenden Persönlichkeit seines Vaters zuzuschreiben, eines Mannes, der viel kleiner war als er selbst, aber nach strengen Prinzipien und spartanischen Idealen lebte und sich nicht bemühte, seine Enttäuschung über den >Schwächling< zu verbergen, den er gezeugt hatte. Edwards noch kleinere Mutter liebte ihren Sohn zärtlich und versuchte, ihn in fehlgeleiteter Fürsorglichkeit gegen die Mißhelligkeiten des Lebens und die Strenge seines Vaters abzuschirmen. Nichtsdestoweniger liebten beide Eltern ihren schlaksigen, mit einem Rundrücken behafteten >Jungen< in ihrer verschiedenen und gleich schädlichen Weise. Sie beaufsichtigten sein Leben in einem so umfassenden Ausmaß, daß jeder Funke von Eigeninitiative, jede impulsive Neigung seiner Natur schon in sehr frühem Alter ausgetrieben worden war, nicht böseartig, sondern in einer freundlichen, fürsorglichen Art und Weise. Und weil es in Freundlichkeit getan worden war, wenngleich in einer strengeren Freundlichkeit von seiten seines Vaters, war die Wirkung dauerhafter. Sie hatten ihm mit sechzehn seinen ersten und einzigen Arbeitsplatz verschafft, einen Arbeitsplatz in der Bank, die von einem Freund der Familie geschäftsführend geleitet wurde; es war ein guter Arbeitsplatz, sicher und angesehen. Dort war er geblieben und hatte sich mehr durch Fleiß und Beharrlichkeit als durch natürliche Fähigkeit zur Position eines stellvertretenden Direktors emporgearbeitet. Er hatte alle Versetzungen, die ihm von Zeit zu Zeit angeboten worden waren, ohne langes Überlegen abgelehnt, da er die geschäftige, aber freundliche Kleinstadt Ringwood am Rande des New Forest nicht verlassen wollte und außerdem wußte, daß sei-

ne Eltern es sowieso nicht erlauben würden. Er war keineswegs enttäuscht gewesen, als der Direktor, der Freund seiner Familie, vor zwei Jahren gestorben war, und man ihm die freigewordene Position nicht angeboten hatte. Es war ihm nicht einmal in den Sinn gekommen, daß er die Stellung hätte anstreben sollen, und er wunderte sich über den Unmut seines Vaters in dieser Sache.

Edward hatte bis dahin niemals wirklich jemanden gehaßt; nicht gemocht, sicherlich, gefürchtet, ganz gewiß, aber Haßgefühle gab es bisher nie in seinem Leben. Norman Symes, der neue Bankdirektor, hatte jedoch Leidenschaften in ihm entfacht, von deren Existenz er bislang nicht einmal geahnt hatte. Symes Lebensphilosophie ließ sich auf einen Satz bringen: Wenn ich jeden Tag ein wenig Unglück in Edward Smallwoods Leben bringen kann, dann ist dieser Tag nicht umsonst gewesen. Edward hatte es nur einmal vor seinen Eltern erwähnt, und die Schelte seines Vaters und das aufgeregte Mitgefühl seiner Mutter hatten ihn daran gehindert, es ein zweites Mal zu tun. Und so hatte er das Elend allein getragen, ein Elend, das er zuvor nur in seiner Schulzeit erfahren hatte. Er merkte wohl, wie andere Angestellte ihr Vergnügen an seinem Unbehagen in der Gegenwart des Direktors hatten, und daß auch dieser es genoß und sich keine Gelegenheit entgehen ließ, ihn vor den anderen zu demütigen, als ob sein Prestige durch die gehässigen Bemerkungen vermehrt würde. Edward seufzte bei dem Gedanken an die kleinen, aber unangenehmen Drangsalierungen, die der Tag wieder bringen würde. Mit etwas Glück würde Symes an diesem Tag zu einem seiner Treffs mit den örtlichen Geschäftsleuten gehen, und sie würden nicht viel voneinander zu sehen bekommen.

Edward schlug die Decke zurück und tastete nach seiner Brille, die irgendwo auf dem kleinen Nachttisch versteckt lag. Dabei stieß er die halb leer getrunkene Tasse mit schwachem

Tee um, die seine Mutter ihm vorher gebracht hatte und machte ein unglückliches Gesicht. Der Tag war ihm schon durch den Nebel ruiniert worden, der plötzlich über ihn hergebrochen war, als er um sechs Uhr früh an einem abgelegenen Uferstreifen des Flusses Avon geangelt hatte. Zweimal in der Woche fuhr er mit dem Rad hinaus zu seinem Lieblingsplatz, um zu angeln, ein Vergnügen, das sogar seine Eltern billigten. Sein Arzt empfahl ihm jeden Morgen frische Luft, um seinen chronischen Katarrh zu bekämpfen, ein Leiden, das ihn zwang, den ganzen Tag zu schnupfen. Er hatte nicht viel von der hilfreichen Wirkung der frischen Morgenluft gemerkt, aber großes Vergnügen an der stillen Einsamkeit des Flußufers gefunden, und das half ihm, sich gegen die Widrigkeiten des bevorstehenden Tages zu stählen. Er bedauerte sogar die Fische, die er fing, und versah seinen Angelhaken selten mit einem Köder. Dann und wann aber mußte er es tun, um die ernsthaften Erkundigungen seines Vaters zu befriedigen, aber es bereitete ihm stets Kummer, wenn er ein Leben aus seinem wässrigen Element zog.

Doch an diesem Morgen, vertieft in seine Gedanken, hatte er auf einmal bemerkt, daß er kaum noch das Ende seiner Angelleine sehen konnte, so unbemerkt war der gelbliche Nebel ringsum herangekrochen und hatte ihn eingehüllt. Ein wenig erschrocken über diese plötzliche Erscheinung, hatte er eilig sein Angelzeug eingepackt und sich auf den Rückweg zur Straße gemacht. Das hatte ihn gute zehn Minuten gekostet, weil seine Brille im Nebel immer wieder beschlagen war, und er in niedriges Gesträuch geriet und an Bäume stieß. Glücklicherweise erstreckte der Nebel sich nicht bis zur Hauptstraße, und mehr durch Glück als durch Orientierungssinn sah er sich bald wieder in hellem Sonnenschein. Seine Mutter war wie gewöhnlich übermäßig fürsorglich und mitfühlend, als er nach Hause kam, und steckte ihn für eine zusätzliche Ruhestunde ins Bett, bevor

er zur Arbeit ging. Hinterher war er überrascht, daß er während dieser Stunde tatsächlich eingeschlafen war. Der Nebel hatte jedenfalls einen ekligten Geschmack in seinem Mund zurückgelassen, den der schwache Tee seiner Mutter kaum zu beseitigen vermochte.

Er fand die Brille und rieb sich die Augen, bevor er sie aufsetzte. Stirnrunzelnd registrierte er, daß er Kopfschmerzen hatte. Er ging zum Badezimmer, wünschte seinem Vater einen guten Morgen, als er an seiner Tür vorbeikam. Ohne hineinzusehen, wußte er, daß der alte Herr im Bett sitzen, den *Telegraph* lesen, Toast essen und Tee schlürfen würde.

»Guten Morgen, Edward!« kam die muntere Antwort, und Edward wiederholte sein »Guten Morgen, Vater.«

Nach einer zweiten und gründlicheren Morgentoilette kehrte er zurück in sein Zimmer und zog die Kleider an, die seine Mutter am Abend vorher sorgsam bereitgelegt hatte. Er ging die Treppe hinunter, küßte die ihm dargebotene Wange der Mutter und setzte sich an den Tisch. Trotz seines Morgenausfluges fühlte er sich nicht sehr hungrig. Er versuchte etwas zu essen, mußte den Teller aber nach ein paar Bissen unberührt lassen. Seine Mutter sah, daß er von dem Schinken und den Eiern kaum etwas gegessen hatte und blickte ihm besorgt ins Gesicht.

»Fühlst du dich nicht gut, mein lieber Junge?« fragte sie.

»Es fehlt mir nichts, Mutter, ich habe bloß keinen großen Appetit, das ist alles.« Er schlürfte seinen Tee und blickte dabei in die Tasse statt in ihr besorgtes Gesicht.

»Wahrscheinlich ist es dieser böse Nebel; er ist dir auf die Brust geschlagen.«

»Nein, das glaube ich nicht, Mutter.«

»Du weißt, wie schwach deine Brust ist«, fuhr sie fort, ohne seinen Einwand zu beachten. »Vielleicht solltest du doch nicht so früh am Morgen draußen in der kalten Luft sein.«

Er zog den Kopf zurück, als sie die Hand nach seiner Stirn

ausstreckte.

»Nein, wirklich, Mutter, es ist gar nichts. Ich habe bloß keinen Appetit, das ist alles.«

»Bist du zur Toilette gewesen?«

»Ja, Mutter.«

»Laß dir ein paar von den Abführpillen geben, die dein Vater nimmt.«

»Nein, Mutter, ich bin gewesen.«

»Nun, wo tut es dann weh, Lieber?«

»Es tut nicht weh. Ich habe einfach keinen Hunger.«

»Es ist nicht nötig, bissig zu werden, Edward. Ich versuche bloß...«

»Ich bin nicht bissig, Mutter!«

»Daß du dich nicht gut fühlst, ist kein Grund, deine Mutter schlecht zu behandeln.«

»Aber ich fühle mich gut, Mutter. Mir ist nicht nach Frühstück, das ist alles. Ich habe etwas Kopfschmerzen.«

»Na also, warum hast du es nicht gleich gesagt? Ich hole dir ein paar Kopfschmerztabletten, die werden es bald beheben.«

»Nein, so schlimm ist es nicht...« Aber sie war schon fort und kam Sekunden später mit zwei weißen Tabletten in der Hand zurück.

»Nun, nimm die mit deinem Tee, und du wirst dich bald besser fühlen.« Sie hätte ihm die Tabletten tatsächlich in den Mund gesteckt, wenn er sie nicht genommen und schnell geschluckt hätte. »Dein Vater meint, es wäre vielleicht nicht verkehrt, wenn du heute daheimbleiben würdest, falls dein Zustand sich verschlechtern sollte.«

»Du meine Güte, Mutter, es ist nur ein leichter Kopfschmerz!« Edward stand vom Tisch auf. Sein Gesicht wurde vor Zorn fleckig rot.

»Setz dich, Edward.«

»Ja, Mutter.« Er setzte sich.

»Du weißt, wie schrecklich du aussiehst, wenn du wütend wirst.«

»Ich bin nicht wütend geworden«, versetzte er mißmutig.

»Es ist nicht nötig, daß du andere leiden läßt, nur weil du dich nicht gut fühlst.«

Er saß jetzt in brütendem Schweigen, da er wußte, daß weitere Worte von ihm das Gespräch nur verlängern würden, und daß seine Mutter schließlich anfangen würde, über seine Undankbarkeit zu schimpfen und sich die Augen zu reiben.

»Gut, Edward, du kannst zur Arbeit gehen, aber bitte komm heute mittag nicht mit Klagen nach Haus, daß es dir schlechter gehe.«

»Nein, Mutter.«

»Versuch in der Teepause etwas zu essen.«

»Ja, Mutter.«

»Ein paar Kekse oder was.«

»Ja, Mutter.«

Der elende Ausdruck im Gesicht ihres Sohnes erweichte Mrs. Smallwoods Herz. Was sollte er tun, wenn sie nicht länger da wären, für ihn zu sorgen? Er war so abhängig von ihnen, brauchte sie so sehr. Sie glaubte, daß sie zuerst sterben würde, und Vater verstand den Jungen wirklich nicht allzu gut. Wer würde Edward trösten, wenn sein Vater ihn schalt? An wen sollte Edward sich wenden? Tapfer unterdrückte sie Tränen des Mitleids, streckte die Hand aus und tätschelte seinen Kopf.

»Dann geh jetzt, Edward, oder du wirst dich verspäten.«

»Ja, Mutter.« Wieder stand er vom Tisch auf, zwang sich zu einem Lächeln und versuchte, den Kummer zu verbergen, den sie fühlte. »Wir lieben dich, mein Junge«, sagte sie.

»Ja, Mutter«, antwortete er.

Das dumpfe Pochen in seinem Kopf verstärkte sich, als er durch die Stadt zu seiner Zweigstelle der Midland Bank

ging. Mehrere Leute, die ihn kannten, wünschten ihm einen guten Morgen, und er erwiderte ihre Grüße mit einem höflichen, aber angestrengten Lächeln. Er liebte seine Eltern von Herzen, wünschte aber, sie würden nicht soviel Aufhebens von allem machen, besonders Mutter. Wenn sie nicht lernte, sich weniger um ihn zu sorgen, würde sie sich noch vorzeitig ins Grab bringen. Der Gedanke würgte ihn. Himmel, ja, er mußte daran denken, ihr auf dem Heimweg eine Schachtel Pralinen zu kaufen, um seine Heftigkeit gutzumachen. Er wußte, daß sie den Rest der Woche beunruhigt sein würde, wenn er es nicht täte. Er dachte an seinen Vater und wie er seit seiner Frühpensionierung womöglich noch herrischer geworden war, als hätte die Aufgabe, ihr Leben zu dirigieren, die Leitung seines alten Büros bei der Versicherungsgesellschaft ersetzt. Immerhin wußte Edward, daß dem Vater seine Interessen am Herzen lagen.

Als er von der Bordsteinkante trat, schreckte ihn das Hupen eines Wagens in die Wirklichkeit zurück. Er sprang rückwärts, blieb mit den Fersen am Bordstein hängen und setzte sich schmerzhaft aufs Pflaster, wobei es ihm gelang, die Aktentasche festzuhalten. Verdutzt starrte er dem Wagen nach und sah, wie der Mund des Fahrers sich hinter dem geschlossenen Fenster heftig bewegte. Die Hupe plärrte noch einmal zornig, als das Fahrzeug davonbrauste. Er hörte Passanten lachen, während er dasaß, die Knie zusammen, die Füße von sich gestreckt, die Aktentasche auf dem Schoß. Als er zu ihnen aufblickte, wandten sie sich ab; keiner machte Anstalten, ihm auf die Beine zu helfen. Er stand auf, wischte sich mit einer Hand den Hosenboden ab, und eine tiefe Röte schoß ihm ins Gesicht bis hinauf zum kahlen Scheitel. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Straße frei war, überquerte er sie; die Verlegenheit beschleunigte seine Schritte.

In Jahren angestauter bitterer Groll wallte in ihm auf. Hol

sie der Teufel, fluchte er in sich hinein. Die einen, weil sie mich auslachen, den anderen, weil er mich beschimpft hat! Zum Teufel mit der ganzen Stadt. Mit der Midland Bank! Und zum Teufel mit Symes!

Ein kurzes Stück weiter standen zwei Männer mit einem Hund und unterhielten sich. Einer bückte sich und tätschelte den emporgewandten Kopf des Hundes. Edward schritt energisch auf ihn zu und versetzte dem dargebotenen Hintern einen herzhaften Fußtritt. Der Mann fuhr mit einem verblüfften Ausruf hoch, und der Hund biß ihn vor Schreck in die Hand. Der Mann quiekte, wandte sich wieder dem Hund zu und schlug ihm die andere Hand auf den Kopf.

Edward marschierte weiter und ignorierte das verwirrte Bel-len und Rufen hinter ihm. Ein Ladenbesitzer kam aus seinem Geschäft, um zu sehen, was die Aufregung zu bedeuten habe, und als Edward vorbeiging, fuhr er schnell herum und versetzte dem neugierigen Ladenbesitzer einen raschen Tritt in den Hosenboden.

Der Mann drehte sich um, beide Hände instinktiv am schmerzenden Hinterteil, und starrte dem davonmarschierenden stellvertretenden Bankdirektor nach, ohne recht zu wissen, was geschehen war. Edward ging weiter die Straße entlang, trat wahllos Leute in den Hintern, und seine Opfer waren allesamt zu verblüfft, um mehr zu tun, als seiner langen, Fußtritte verteilenden Gestalt nachzustarren. Er kam um eine Ecke und sah das ausladenste Gesäß, das er bei einem Mann je gesehen hatte, vor sich den Bürgersteig entlangwatscheln. Es gehörte einem gut gekleideten Geschäftsmann, dessen Specknackten aus einem fleckenlosen weißen Kragen quoll. Er war der Besitzer eines der besseren Hotels in Ringwood, ein wichtigtuerischer Mann und ein Perfektionist in seinem Gewerbe; heute morgen war er unterwegs zum Eigentümer der Großschlachtereier, die die meisten Hotels der Gegend mit ihrem Frischfleisch belieferte, um sich

über die Qualität des gestrigen Lammfleisches zu beschweren.

Der energische Tritt in sein Hinterteil ließ ihn aus seinen zornigen Gedanken aufschrecken. Rasch wandte er sich um und entdeckte den Ursprung dieser derben Überraschung, einen lang aufgeschossenen, bebrillten Mann, der ihn herausfordernd anfunkelte.

Der Dicke war zu verblüfft, um besonderen Nachdruck in seine empörte Frage zu legen: »Was fällt Ihnen ein?«

Statt einer Antwort, holte Edward mit dem Bein aus und versuchte mit einwärts gedrehtem Fuß um die Hüfte des dicken Mannes herum dessen breites Hinterteil zu treffen.

»Halt, lassen Sie das!« Der Mann wich nervös zurück.

Edward manövrierte sich in eine günstigere Position, um das Hinterteil des anderen zu erreichen.

»Hören Sie auf!« Aber der Tritt hatte bereits getroffen. Auch der Hotelbesitzer rieb sich nun instinktiv mit beiden Händen den Hintern. »Ich werde Anzeige erstatten! Was bilden Sie sich —« Er wandte sich halb zur Seite, um davonzuwatscheln, eingeschüchtert durch den Glanz in Edwards Augen. »Verschwinden Sie!« blubberte er, und seine fetten Beine beschleunigten ihren Schritt, gingen schließlich in einen schwerfälligen Lauf über. Edward folgte, und seine längeren Beine machten es ihm leicht, mit seinem Opfer Schritt zu halten und dem großen, wackelnden Ziel weitere Tritte zu versetzen.

Sie hinterließen eine Fährte von verdutzten Passanten, die ihnen nachstarrten und einander dann vergnügt zuschmunzelten. Das gab eine feine Komödie ab, und die gegensätzlichen Gestalten der beiden — einer lang und dünn, der andere kurz und dick — verliehen dem lächerlichen Geschehen eine umwerfende Komik.

Der Hotelbesitzer geriet außer Atem, sein Hinterteil schmerzte mehr und mehr. Seine Hilferufe wurden von den

Leuten, an denen er vorbeikam, mit ungläubigem Staunen quittiert, das rasch in Erheiterung umschlug. Endlich sah er, was er erhofft hatte: Ein Polizist kam gerade aus einem Laden und schritt über den Bürgersteig zu seinem Streifenwagen.

»Hilfe!« keuchte der dicke Mann. »Helfen Sie mir!«

Es war gut für Edward, daß auch er rechtzeitig den Polizisten gesehen und seine Gangart zu einem gemächlichen Schlendern verlangsamt hatte. Der fette Mann faßte den Polizisten beim Ärmel und wies mit aufgeregt zitterndem Finger auf den vorbeigehenden stellvertretenden Bankdirektor.

»Dieser Mann! Dieser Mann hat mich verfolgt!«

Der Polizist wandte sich gelassen um und musterte den Dicken, der ihn am Ärmel zog, blickte dann zu dem Passanten, auf den er zeigte. »Halten Sie ihn fest!« fuhr der Dicke aufgeregt fort, ungeduldig wegen der scheinbaren Gleichgültigkeit des Beamten. »Er hat mich angegriffen! Nehmen Sie ihn fest!«

Der Polizeibeamte hatte längst gelernt, daß man niemals eine Aussage akzeptieren durfte, wenn es nicht mindestens einen oder zwei unvoreingenommene Zeugen gab, die Geschichte zu bestätigen. Es liefen allzu viele Verrückte herum, denen es Freude machte, ein Theater aufzuführen und völlig unschuldige Umstehende hineinzuziehen, und dieser fette kleine Bursche schien nicht ganz richtig im Kopf zu sein. Trotzdem mußte man solchen Beschwerden nachgehen, und sei es nur, um aufgebrachte Gefühle zu beschwichtigen. »Augenblick, Sir«, rief er Edward zu.

»So ist's recht«, sagte der Hotelbesitzer mit einem Gefühl der Befriedigung. »Der Mann ist ein Verrückter. Er gehört hinter Schloß und Riegel!«

»Ja, bitte?« Edward schritt ruhig auf die beiden Männer zu, einen Ausdruck leiser Überraschung im Gesicht.

Der Polizist wurde augenblicklich argwöhnisch gegen den

Dicken, der noch immer an seinem Ärmel zupfte. Es schien ziemlich offensichtlich, wer der Verrückte war.

»Dieser Herr sagt, Sie hätten ihn angegriffen, Sir«, sagte er, beinahe entschuldigend.

»Wie bitte?« erwiderte Edward, etwas indigniert, ohne Erregung, aber mit einem Ausdruck, als wäre er neugierig, was es mit der Unterstellung auf sich habe.

»Er sagt, Sie hätten ihn angegriffen, Sir.«

»Das hat er getan! Er hat mich die ganze Straße hinuntergejagt und getreten.« Der Dicke trat näher zu dem Polizisten, als erwarte er jeden Augenblick einen weiteren Tritt.

»Aber da muß ein Irrtum vorliegen«, sagte Edward. »Ich habe diesen Mann nie gesehen.«

Der Polizist bemühte sich, den Dicken zu beruhigen, der sich halb hinter ihm versteckte und vor Aufregung auf und nieder hüpfte. »Er hat mir den Hintern blau und braun getreten. Sie müssen etwas gegen den Mann unternehmen!«

»Getreten? Den...? Also wirklich, das ist ja absurd.« Edward lächelte wohlwollend. »Ich muß jetzt weiter, sonst verspäte ich mich. Aber wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann...«

»Äh, noch einen Augenblick, Sir.« Der Polizist wandte sich dem bestürzten Hoteleigentümer zu. »Haben Sie Zeugen?«

»Aber natürlich, ja!« Der Dicke zeigte auf die Umstehenden. Unglücklicherweise schmunzelten sie nur und beantworteten den fragenden Blick des Polizisten mit Kopfschütteln.

»Ich sehe«, sagte der Polizist und steckte sein Notizbuch ein.

»Aber er hat mich getreten!« winselte der Dicke.

»Das habe ich nicht getan«, sagte Edward.

»Nun, Sir, ich fürchte, daß ich nichts für Sie tun kann, solange Sie keine Zeugen beibringen können«, sagte der Poli-

zist. »Ich schlage vor, Sie gehen Ihren Geschäften nach und lassen das auch diesen Herrn tun.« Er beachtete das entrüstete Geblubber des Hotelbesitzers nicht, sah über die Schulter zu Edward und sagte im vertraulichen Ton: »Ich bedaure dies, Sir. Es geschieht oft bei diesen Leuten. Sie sehen eine Uniform und nutzen das sofort aus, um sich wichtig zu machen. Aber er ist harmlos.«

»Ich verstehe«, sagte Edward freundlich. »Es ist schon gut. Wirklich.«

»Sie wollen bemerkt werden, das ist alles.« Der Polizist lächelte. »Aber ein origineller Einfall zu sagen, Sie hätten ihn die Straße entlang gejagt und ihn in den Hintern getreten.«

Edward lächelte zurück. »Ja, da haben Sie recht.« Die beiden schüttelten verwundert die Köpfe.

»Nun, guten Tag, Sir«, sagte der Polizist mit einer ange deuteten Ehrenbezeugung. »Er wird Sie nicht wieder belästigen.«

»Danke vielmals. Guten Tag.«

Als der Polizist kehrte machte und zu seinem Streifenwagen ging, lief Edward hinter ihm her, holte aus und gab ihm einen ordentlichen Fußtritt in den Hosenboden.

Symes blickte zum vierten Mal an diesem Vormittag zur Wanduhr. Halb elf, und Smallwood war noch immer nicht erschienen! Der finster blickende' Bankdirektor erwartete, daß jeden Augenblick das Telefon läuten und Smallwoods beunruhigte Mutter einen Strom von Entschuldigungen wegen des schlechten Gesundheitszustandes ihres Sohnes über ihn ergießen würde, sobald er den Hörer abnahm. Nun, seine Geduld mit diesem Jungen war am Ende. Jungen! Er war ein erwachsener Mann, benahm sich aber wie ein Sechzehnjähriger! Sicher, er war ein gewissenhafter Arbeiter, der sich selten einen Fehler leistete, aber er war so schrecklich langsam! Und beim leisesten Anzeichen einer Krankheit behielt seine Mutter ihn zu Hause. Er wußte, daß

sein Vorgänger den ausgewachsenen Schuljungen gefördert hatte, weil er den Vater des Jungen gekannt hatte, aber er war nicht gewillt, diese ständigen Abwesenheiten zu dulden, selbst wenn es ein Hochgenuß war, ihn nicht den ganzen Tag herumschniefen zu sehen. Es waren weniger seine irritierenden Eigenheiten als sein Mangel an Initiative, die Symes verdrossen: wie er an den Nägel kaute, sich für alles entschuldigte, vor den Kunden Kratzfüße machte. Und das übrige Personal respektierte ihn nicht; sie betrachteten ihn als eine Witzfigur.

Wie dem auch sei, seine häufigen Abwesenheiten boten einen guten Vorwand, ihn loszuwerden. Balmer konnte seinen Platz einnehmen, er war ein tüchtiger Bursche, schlagfertig und immer bereit, mehr Arbeit anzunehmen. Und in dem Maße, wie er selbst öfter unterwegs sein, Geschäftsverbindungen pflegen und neue anknüpfen mußte, brauchte er einen guten Stellvertreter, der die ständig anfallende Routinearbeit erledigte. Es war gute Geschäftspolitik, persönliche Kontakte mit der Geschäftswelt zu suchen, statt abzuwarten, daß sie zu ihm kämen. Er besuchte sie in ihren Büros und auf den Baustellen, führte Verhandlungen bei einem guten dreistündigen Mittagessen — das war die Art und Weise, wie man alte Kunden behandelte und neue gewann. Nun, da der Konzernvorstand entschieden hatte, daß die Konkurrenz im Bankgeschäft nicht mehr zulasse, daß die Bankleute in vornehmer Zurückhaltung in ihren Büros säßen und darauf warteten, daß die Geschäftskunden zu ihnen kämen, sondern daß es notwendig sei, hinauszugehen und selbst nach vielversprechenden Geschäften Ausschau hielten, wurde von den Direktoren der Zweigniederlassungen das gleiche erwartet. Symes war überzeugt, daß seine Aktivitäten die Konzernleitung bald aufhorchen lassen würde, und im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen in anderen Branchen war er nur zu gern bereit, die relative Selbständig-

keit mit einem Ruf in die Konzernzentrale zu vertauschen, um sich dort einen Namen zu machen. Heute hatte er einige wichtige Verabredungstermine wahrzunehmen, und der Gedanke, daß Smallwood ihn wieder im Stich ließ, verärgerte ihn.

Seine Sekretärin klopfte leise an die Tür, steckte den Kopf durch den Spalt und sagte: »Mr. Smallwood ist da, Mr. Symes. Ich dachte, Sie möchten informiert sein.« Sie lächelte selbstzufrieden.

Symes blickte erstaunt auf. Es war nicht ungewöhnlich, daß sein Stellvertreter ausblieb, aber sehr ungewöhnlich, daß er sich verspätete. »Tatsächlich? Nun, würden Sie ihm sagen, daß ich ihn jetzt gleich sprechen möchte, Mrs. Platt?«

Der Kopf seiner Sekretärin verschwand, und Sekunden später wurde die Tür wieder geöffnet, und Smallwood stand auf der Schwelle.

»Kommen Sie herein, kommen Sie. Stehen Sie nicht bloß da«, sagte Symes in gereiztem Ton. »Darf ich fragen, warum Sie so spät gekommen sind?«

Edward schloß die Tür hinter sich und ging auf den Schreibtisch des Direktors zu, um zu antworten.

»Nun, vielleicht beehren Sie mich mit einer Antwort.«

Edward rieb sich mit einer Hand die Stirn und schaute Symes an, als hätte er ihn noch nie gesehen. »Ich — ich bin in eine kleine Verdrießlichkeit geraten, Sir.«

Die kleine Verdrießlichkeit war eine Anzeige wegen Landfriedensbruch und tätlichen Angriffs auf einen Polizeibeamten im Dienst — eine Anklage, wegen der er sich am nächsten Morgen vor Gericht würde verantworten müssen.

Ein freundlicher Polizeisergeant, der seine Eltern kannte, hatte ihm geraten, nach Hause zu gehen und sich auszuruhen, da er wußte, daß nichts Bösesartiges an ihm war und die Ereignisse des Morgens als >nervöse Erschöpfung oder etwas Ähnliches< gedeutet hatte. Aber Edward war nicht nach

Hause gegangen. Er hatte etwas zu tun.

Symes blickte in das Gesicht seines Stellvertreters auf und seufzte resigniert. Wahrscheinlich konnte er von Glück sagen, daß Smallwood überhaupt aufgetaucht war — er sah wirklich ziemlich blaß aus.

»Gut denn, Sie wissen, ich habe eine Menge zu erledigen, also erzählen Sie es mir später. Ich habe um elf eine Verabredung und möchte vorher noch in den Tresorraum.« Er nahm ein paar Papiere vom Schreibtisch und legte sie in die Schublade. »Reverend Peters hat heute eine ziemlich hohe Einzahlung für seine Restaurationsfonds gemacht. Der Mann ist ein Idiot - bewahrt seine Kollektengelder im Pfarrhaus auf, bis er einen ansehnlichen Betrag beisammen hat, dann zahlt er ihn ein. Möchte mich nicht allzuoft behelligen, sagt er.« Er ging um seinen Schreibtisch zum Wandsafe. »Wie oft habe ich ihm schon gesagt, daß man ihn eines Tages berauben wird! Dreihundert Pfund hat er heute gebracht!« Er stellte die Kombination ein und öffnete den Safe, nahm einen braunen Umschlag und die Schlüssel für den Tresorraum heraus. »Ich möchte das nicht hier herumliegen haben, wenn ich den ganzen Tag fort bin, auch wenn es hier sicher genug verwahrt ist. Man kann nie vorsichtig genug sein, Smallwood. Außerdem werde ich, wie ich Mrs. Platt bereits sagte, heute vielleicht gar nicht mehr ins Büro kommen, wenn alles gut geht.« Er hatte sich mit dem letzten Kunden des Tages auf dem Golfplatz verabredet.

Er schloß die Safetür und drehte das Rad. Unterwegs zur Tür blickte er über die Schulter zu Edward, der ihn schweigend beobachtete.

»Kommen Sie mit, Mann, ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!«

Sie stiegen die Treppe zum Keller hinab, wo der Tresorraum war. Symes sperrte die schwere Stahltür auf, und sie betraten den Raum mit den Schließfächern, die Wertgegen-

stände und vertrauliche Papiere der Bankkunden enthielten. Der eigentliche Tresor befand sich an der rückwärtigen Wand dieses Raumes, verhältnismäßig klein, aber für eine Bank dieser Größe ausreichend. Der Direktor schritt summend darauf zu, in Erwartung des angenehmen Tages, den er vor sich hatte. Edward folgte ihm.

»Nun, Smallwood«, sagte Symes und gab ihm den braunen Umschlag, der das Geld des Pfarrers enthielt, »Sie haben einen arbeitsreichen Tag vor sich, denn ich möchte nicht, daß es in der Arbeit der anstehenden Vorgänge zu Rückständen kommt. Lassen Sie sich von Balmer helfen, wenn Sie ihn brauchen.« Darauf wandte er sich der Kombination des Tresors zu, konzentrierte sich schweigend auf die Zahlen und empfand wie jedesmal an dieser Stelle Stolz auf seine verantwortliche Position. Die letzte Nummer klickte, und er richtete sich auf, ein befriedigtes Lächeln im Gesicht. Er zog die schwere Panzertür auf, wandte sich um und nahm Edward den Umschlag aus der Hand. Zwei steile Falten erschienen über seiner Nasenwurzel, als er den verblüfften Ausdruck in Edwards Gesicht sah.

»Wir müssen morgen miteinander reden, Smallwood. Es betrifft Ihre Zukunft bei der Bank, also sehen Sie zu, daß Sie da sind.«

Er wandte sich zurück und stellte einen Fuß in den Tresor, wegen der Enge des Raumes leicht gebückt, und griff nach einer schwarzen Stahlkassette mit der Aufschrift: Pfarrei St. Andrews, Reverend Anthony Stephen Peters.

»Haben Sie mich gehört, Smallwood?« drang seine Stimme gedämpft aus der Stahlkammer. »Ich weiß nicht, was heute mit Ihnen los ist.«

Edward trat näher und stieß mit beiden Händen kräftig in den Rücken seines Vorgesetzten. Symes fiel vorwärts, schlug mit dem Kopf gegen die Rückwand des Tresors,

während die Beine unter ihm einknickten. Er hatte gerade noch Zeit, sich herumzudrehen und in verwirrter Bestürzung zu sehen, wie die schwere Panzertür zuschlug und ihn in schrecklicher stockfinsterer Enge einschloß.

Edward drehte das Ziffernrad mehrere Male, dann drückte er die schmerzende Stirn gegen das kahle Metall. Die Luft im Tresor würde nicht lange reichen. Vielleicht ein paar Stunden, aber mit Sicherheit nicht bis zum nächsten Morgen.

Er ging hinaus und sperrte die Stahltür hinter sich ab und stieg ruhig die Treppe hinauf. Als er durch das Direktionssekretariat ging, blickte Mrs. Platt fragend von ihrer Schreibmaschine auf.

»Wo ist Mr. Symes?«

»Ach, er ist für heute gegangen«, antwortete Edward. »Er holte seinen Wagen, sagte, er habe sich verspätet.«

»Und seine Aktentasche?«

»Er meinte, er brauche sie nicht.«

Mrs. Platt schnalzte mißbilligend. »Und ich mußte gestern länger bleiben, um diese Papiere zu schreiben. Er sagte, sie seien wichtig für heute.« Indigniert hämmerte sie weiter auf ihrer Tastatur.

»Mrs. Platt?«

Sie blickte zu ihm auf.

»Ich gehe jetzt nach Hause. Ich fühle mich nicht gut.« Er ging zur Tür. »Ich weiß nicht, ob ich wiederkommen werde.«

»Es scheint, wir sind Ihnen eine Abbitte schuldig, Mr. Holman.« Wreford blickte von seinem Schreibtisch zu Holman auf und bedeutete ihm, Platz zu nehmen. »Sie haben weitere Nachrichten von der Schule erhalten?« Chefinspektor Wreford zögerte mit sorgenvoll gerunzelter Stirn. »In der Tat, so ist es«, sagte er dann.

Holman gestattete sich ein müdes Seufzen. Es war vier Uhr früh, und er hatte eine ruhelose Nacht in einer engen Haftzelle verbracht, die nur mit einem Stuhl und einer harten Pritsche möbliert war. Als er gegen Morgen endlich in einen unruhigen Schlummer gesunken war, hatte Barrow ihn geweckt und ohne ein Wort der Erklärung aus der Zelle und hinauf zu Wrefords Büro geführt. Beide Kriminalbeamte sahen müde aus, denn sie hatten den größten Teil der Nacht mit verschiedenen Polizeistationen in der Gegend um Salisbury telefoniert, um herauszufinden, ob in ihren Dienstbereichen in jüngster Zeit ungewöhnliche Ereignisse vorgekommen waren. Und ob Meldungen über den Nebel vorlagen.

Der Bericht aus Andover über den Brand im Internat Redbrook House hatte sie zu dieser Aktivität angespornt.

»Erzählen Sie mir, was geschehen ist«, sagte Holman.

»Aus einer Klasse von siebenunddreißig Schülern gelang es einem Jungen, ohne ernste Verletzungen aus der brennenden Turnhalle zu entkommen. Er stand unter Schock — es wurde angenommen, daß der Brand dafür verantwortlich sei —, aber später begann er seltsame Geschichten zu erzählen.« Wreford drehte sich in seinem Bürosessel so, daß er von Holman weg und aus dem Fenster sehen konnte. »Zuerst hielten die Ärzte ihn für hysterisch, aber gewisse Besonderheiten an den geborgenen Körpern veranlaßten sie, den Worten des Jungen mehr

Beachtung zu schenken.«

»Viele der Körper waren nackt«, warf Barrow ein. »Obwohl das Feuer die Kleider verbrannt hatte, würden in der Haut der Opfer Reste verkohlten Materials zurückbleiben müssen.«

Wreford nickte. »Allem Anschein nach wurde das Feuer vorsätzlich gelegt; in der Nähe eines Leichnams wurde ein Benzinkanister gefunden. Es war der Leichnam eines Mannes, der einarmig war. Man ist überzeugt, daß es sich um den stellvertretenden Direktor des Internats handelt, einen Mann namens Summers.«

Holman fühlte, wie ihm übel wurde; hätte er es verhindern können?

»Es sieht auch so aus, als seien viele der Körper verstümmelt worden«, sagte Barrow.

Wreford schwang mit seinem Bürostuhl zurück. »Nach der Aussage des Jungen fing es als eine normale Turnstunde an. Dann fielen die Jungen über ihren Sportlehrer her, banden ihn an eine Sprossenwand und schlugen ihn bewußtlos. Dann kam der andere Lehrer — Summers — in die Turnhalle, und sie griffen ihn an. An dieser Stelle wird der Junge hysterisch, und es ist nicht ganz klar, was als nächstes geschah, es scheint aber, daß die anderen Jungen in völlige Raserei gerieten, aufeinanderschlugen und —« er hielt inne, »und einander verstümmelten.«

»Ach, du lieber Gott. Wenn ich nur eher zu Ihnen gekommen wäre.«

»Sie trifft kein Vorwurf, Mr. Holman. Es geschah ziemlich früh am Tag. Sie konnten es nicht gewußt haben.«

Holman schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich hatte es im Hinterkopf. Etwas beunruhigte mich schon, als wir noch im Nebel steckten. Aber was ist mit diesem Jungen — ist er geistig verwirrt?«

»Die Ärzte sind nicht der Meinung. Hysterisch, ja, und

wer weiß, welche Wirkung diese Erfahrung auf ihn haben wird? Aber sie sind überzeugt, daß er nicht verrückt ist. Und wir auch.«

»Warum? Was führt Sie zu dieser Annahme?«

»Etwas, das Ihre Theorie über den Nebel bestätigt.«

Barrow, der sich auf der Schreibtischkante seines Vorgesetzten niedergelassen hatte, sagte: »Er war am Tag des Klassenausflugs krank. Summers ließ ihn nicht mitgehen, weil er sich gerade erst auf dem Weg der Besserung befand. Er war gestern in der Turnhalle, nahm aber noch nicht an den Übungen teil, weil man ihn noch schonen wollte. Er saß in einem Winkel und sah seinen Klassenkameraden zu. Glücklicherweise nahmen sie keine Notiz von ihm, aber er wurde zum Zeugen der ganzen schrecklichen Episode. Armer kleiner Kerl.«

Sie schwiegen eine Weile, bis Holman fragte: »Was geschieht jetzt?«

»Wir haben den größten Teil der Nacht mit Telefongesprächen verbracht, um herauszubringen, wo der Nebel jetzt ist, sofern er sich nicht inzwischen aufgelöst hat. Und wir erkundigten uns bei allen Polizeistationen in der Gegend nach ungewöhnlichen Ereignissen.« Wreford hielt mehrere Blätter mit gekritzelter Notizen in die Höhe. »Es sind viele seltsame Dinge geschehen, aber das ist immer der Fall. Unser Problem ist, welche wir dem Nebel zuschreiben können.«

»Dann glauben Sie mir?«

»Sagen wir, daß wir Ihre Geschichte nicht mehr für Hirn-
gespinste halten. Wir benötigen aber mehr Beweise...«

»Mehr Beweise?« fuhr Holman auf, aber Wreford hielt die Hand hoch.

»Wir glauben, wir haben diese Beweise. Ein Axtmord vor ein paar Tagen: ein Mann namens Abbot zerhackte einen reichen Großgrundbesitzer, dessen Frau und seine zwei weiblichen Hausangestellten, dann schlug er sich selbst in

die Handgelenke. Wie uns bekannt geworden ist, hegte er einen Groll gegen den Großgrundbesitzer, aber die Sache war kaum ernst genug, um dieses Gemetzel zu erklären. In der gleichen Gegend wurde ein Farmer von seinen Kühen zu Tode getrampelt, und ein Pfarrer lief in seiner Kirche Amok. Ein paar andere Vorfälle, relativ unbedeutend, aber nichtsdestoweniger laufen sie alle auf eins hinaus. Wir haben darum gebeten, daß weitere Meldungen sofort auf direktem Weg an uns gehen sollen, und gegenwärtig konzentrieren wir uns auf die Lokalisierung des Nebels.«

»Er könnte überall sein.«

»Wir werden ihn bald finden.«

»Gut, und was haben Sie dann vor?«

»Wir stellen alle Fakten zusammen, dann gehe ich zum Polizeipräsidenten und ersuche ihn, das Material dem Innenminister vorzulegen.«

»Aber in der Zwischenzeit wird das halbe Land betroffen sein!«

»Nein, Mr. Holman. Ich habe vor, rasch zu handeln.« Er beugte sich über den Schreibtisch und sagte ernst: »Aber ich muß die Beweise vorlegen können.«

»Die haben Sie!«

»Ich habe ein paar gekritzelte Notizen und Meldungen, die unterwegs an mich sind.«

»Dann erstatten Sie mündlich Bericht!«

»Das habe ich vor. Aber der Fall muß klar sein, wenn wir damit zum Innenminister gehen.«

»Sie warten darauf, daß noch etwas geschieht?«

»Offen gestanden, ja.«

Holman war bestürzt. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Das bedeutet jedoch nicht, daß ich untätig bleibe«, setzte Wreford hinzu. »Ich habe alle Polizeikräfte in den gefährdeten Landesteilen alarmiert und —«

»Was haben Sie ihnen gesagt?«

»Daß sie nach einem gefährlichen, wie gelblicher Nebel aussehenden Gas Ausschau halten sollen und sofort den Schauplatz des Geschehens aufsuchen sollen, wenn sie von irgendwelchen Störungen hören, seien sie groß oder klein.«

»Aber die Bevölkerung sollte gewarnt werden. Sie sollte aus der Bewegungsrichtung des Nebels evakuiert werden!«

»Zuerst müssen wir den Nebel lokalisieren, Mr. Holman. Und dann müssen wir uns vergewissern, daß er für diese Ausbrüche verantwortlich ist.«

»Sagten Sie nicht, daß Sie mir glauben?«

»So ist es, aber ich habe nicht die Befugnisse zu tun, was Sie verlangen. Und um irgendwelche Befugnisse zu erhalten, muß ich meinen Vorgesetzten von der Gefahr überzeugen.«

»Also warten Sie, daß mehr Menschen sterben.«

»Innerhalb der nächsten Stunden wird der Nebel oder das Gas — was immer es sein mag — auf die Menschen zu wirken beginnen, die bereits in Berührung mit ihm gekommen sind, und dann sollten wir unwiderlegliche Beweise erhalten. Wir könnten jetzt ohnehin nichts tun, um diese Betroffenen zu schützen oder vor ihnen zu warnen.«

»Diese Leute müßten in ihrem eigenen Interesse eingesperrt werden!«

»Seien Sie vernünftig, Mr. Holman. Was sollen wir tun? Über Funk und Fernsehen eine Botschaft an alle aussenden, die in letzter Zeit mit Nebel in Berührung gekommen sind, daß sie sich bitte beim nächsten Polizeirevier melden sollen? Bestenfalls würde man uns auslachen; schlimmstenfalls würde im Land eine Panik ausbrechen. Und zu welchem Zweck? Wie, wenn der Nebel sich inzwischen aufgelöst hätte? Wenn er jetzt unwirksam geworden wäre? Und wie, wenn sich herausstellen sollte, daß es überhaupt nicht am Nebel liegt, daß die Geschehnisse, die sich ereignet haben, zufällige Vorkommnisse ohne eine gemeinsame Ursache

sind? Was dann, Mr. Holman? Werden Sie die Verantwortung übernehmen?»

Holman sprang auf und schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Wir können nicht untätig herumsitzen!«

»Ich habe Ihnen gesagt, wie ich verfahren werde«, erwiderte Wreford mit deutlicher Ungeduld. »Jetzt setzen Sie sich bitte, und versuchen Sie, vernünftig zu sein. Denken Sie darüber nach, Mr. Holman. Wir haben nur Ihre Aussage in bezug auf den Nebel, und lassen Sie mich offen sein, Sie wurden erst vorgestern aus dem Krankenhaus entlassen, nachdem Sie allem äußeren Anschein nach einen Nervenzusammenbruch erlitten hatten. Haben Sie Geduld mit mir, lassen Sie mich die Fakten zusammenstellen, bevor ich eine Position vertrete. Wie die Dinge liegen, habe ich meine Kompetenzen bereits überschritten, indem ich im gesamten Westen des Landes volle Alarmbereitschaft anordnete. Wenn meine Vorgesetzten am Morgen davon hören, wird es eine Menge Verdruß geben.«

»Mir bleibt nichts übrig, als mich zu gedulden, nicht wahr?« sagte Holman. »Also gut. Aber jetzt möchte ich Casey sehen. Ich möchte sie im Krankenhaus besuchen.«

Wreford lächelte freundlich. »Natürlich, aber mir wäre es lieber, Sie blieben hier.«

»Was soll das heißen?« fuhr Holman auf.

»Ich brauche Sie hier. Lassen Sie Inspektor Barrow im Krankenhaus anrufen und fragen, wie es ihr geht. Um diese frühe Stunde würde man Sie sowieso nicht zu ihr lassen.« Wreford nickte dem jüngeren Beamten zu, der wortlos den Raum verließ.

»Ich bin überzeugt, daß Sie unsere Lage verstehen«, sagte Wreford.

»Ganz gewiß nicht«, erwiderte Holman.

Wenige Augenblicke später kehrte Barrow mit besorgter Miene zurück. Er ignorierte Holman und ging um den

Schreibtisch des Chefinspektors herum, um Wreford ins Ohr zu flüstern.

»Was gibt es jetzt?« wollte Holman wissen.

»Es ist schon gut, Mr. Holman«, sagte Wreford beschwichtigend. »Inspektor Barrow hat das Krankenhaus angerufen und die Auskunft erhalten, daß Miß Simmons gestern in den späten Abendstunden in die Obhut ihres Vaters entlassen worden ist.«

Holman starrte ihn verblüfft an.

Wreford zuckte verlegen mit der Schulter. »Tut mir leid. Anscheinend blieb ihnen nichts anderes übrig. Das Mädchen schien vollkommen in Ordnung, wenngleich ein wenig benommen, und ihr Vater bestand darauf, sie mit nach Haus zu nehmen, trotz der Bedenken der Ärzte. Man hätte sie gern noch eine Weile beobachtet, aber unglücklicherweise konnten sie das Mädchen nicht daran hindern, fortzugehen, da der Vater die volle Verantwortung auf sich nahm.«

Der blaugrüne Rover fuhr schnell durch die wenig belebten Straßen nach Highgate. Seine drei Insassen verharrten in grimmigem Schweigen. Holman starrte aus dem Wagenfenster, ohne viel zu sehen; die Sorge um Casey beschwerte seinen müden Geist, und dazu gesellte sich ein Übelkeitsgefühl im Magen. War sie wieder gesund? Hatte die Wirkung des Gases sich verflüchtigt? Tatsächlich war sie ihm nicht allzulange ausgesetzt gewesen.

Barrow saß neben ihm in der Dunkelheit, genauso müde wie Holman, aber wachgehalten vor allem durch eine Mischung von Skepsis und Neugier. Es war zweifellos ein ungewöhnlicher Fall, und er konnte noch immer nicht ganz glauben, daß Holman nicht verrückt war. Der Mann machte zweifellos einen merkwürdigen Eindruck, doch konnte man nicht sagen, daß er tobte oder dummes Zeug redete. Und seine unglaubliche Geschichte entbehrte allem Anschein nach nicht einer gewissen Logik. Man mußte Abstand hal-

ten, sonst war man allzuleicht geneigt, sie zu akzeptieren. Erst wenn man die ganze Angelegenheit aus der Distanz objektiv betrachtete, wurde einem klar, wie lächerlich sie war. Ein Glück, daß Wreford die Verantwortung übernahm und daß er selbst nur Befehle ausführen würde. Scharfsinnig und umsichtig war Wreford, das stand außer Frage. Aber es war ein schwerer Fehler gewesen, diesem Schwindler zu glauben! Er hatte seine Kompetenzen zwar ausgenutzt, aber nicht in dem Umfang wie es möglich gewesen wäre. Wreford hatte die örtlichen Polizeikräfte alarmiert, aber nur in dem Sinne, daß sie nach ungünstigen Wetterbedingungen, insbesondere Nebel, Ausschau halten und Meldungen darüber direkt an ihn durchgeben sollten. Er hatte einen Freund in der Zentrale, wo Informationen aus allen Landesteilen einliefen und weitergegeben wurden, und dieser Freund sollte ihn über alle Meldungen unterrichten, die über ungewöhnliche Wetterverhältnisse aus den Grafschaften Somerset, Wiltshire, Dorset und Hampshire eingingen. Inoffiziell, natürlich. Er würde seine Erkundigungen nach Wettermeldungen erklären müssen, und schlau wie er war, würde er sich gewiß eine gute Begründung zurechtgelegt haben, aber das war auch schon alles, was er riskiert hatte. Und wenn Holmans unglaubliche Theorie stimmte, war Wreford gedeckt; er hatte mit Verschwiegenheit und Diskretion auf die erhaltene Information hin gehandelt.

Barrow sah auf seine Armbanduhr. Zehn nach fünf. Gott, war er müde; ein paar Stunden Ruhe in einer der Haftzellen hatten ihm nicht viel geholfen, und wozu das Ganze? Diesem unheimlichen Gesellen zuliebe. Trotzdem, die Geschichte in der Turnhalle war wirklich schauerlich gewesen. Vielleicht — ? Nein, er durfte sich davon nicht zu sehr beeinflussen lassen! Holmans Instruktionen für den Fahrer unterbrachen seinen Gedankengang.

»Ganz hinauf nach Highgate Hill, dann links durch das

Dorf. Dann ist es wieder eine Seitenstraße links, ich werde es Ihnen sagen.«

Der Polizeiwagen fuhr die lange Steigung hinauf. Allmählich wurde es Tag, und im grauen Morgenlicht sahen die Straßen einsam und verlassen aus. Sie erreichten das Dorf und bogen links nach Hampstead ein. Holman spähte hinaus, hielt besorgt Ausschau nach der Straße, wo Casey und ihr Vater wohnten. Er machte sie aus und wies dem Fahrer mit gepreßter Stimme den Weg; seine innere Anspannung wuchs fast unerträglich. Wieder fragte er sich, ob die Wirkung des Nebels wirklich vergangen sei. Bald würde er es erfahren.

Als er das Haus sah, tippte er dem Fahrer auf die Schulter und sagte: »Das ist es.«

Es war ein großes Haus nahe der Straße, mit einem schmalen Vorgarten. Der landschaftsgärtnerisch gestaltete Garten lag hinter dem Haus. Caseys Vater war ein reicher Mann, stellvertretender Vorstandsvorsitzender einer der größten Finanzierungsgesellschaften des Landes, die Beteiligungen an vielen anderen Industrie- und Handelsunternehmen besaß. Sie hatten einander nur wenige Male gesehen, aber sofort eine Abneigung gegeneinander gefaßt, da allzu offensichtlich war, daß sie beide um dieselbe Person wetteiferten: Casey. Die Intensität von Simmons Feindseligkeit hatte Holman überrascht, er konnte verstehen, daß der Mann nach dem Verlust seiner Frau mit allen Fasern seines Herzens an der Tochter hing, aber die zärtliche Liebe, mit der er Casey umgab, verursachte Holman Unbehagen. Sie erschien ihm allzu intim für eine Vater-Tochter-Beziehung. Als er sie später danach gefragt hatte, war Casey aufrichtig erstaunt gewesen, daß er denken konnte, es sei etwas Seltsames an der Einstellung ihres Vaters zu ihr. Holmans Unterstellung hatte sie betroffen, dann zornig gemacht, und Holman hatte in der Erkenntnis zurückgesteckt, daß sein

Bild von der Situation möglicherweise durch Eifersucht gefärbt sei. Gleichwohl ließ Simmons ihn nicht im unklaren darüber, daß Holmans Interesse an seiner Tochter ganz und gar nicht willkommen war, und einmal hatte er es ihm sogar unverblümt gesagt, als Casey hinausgegangen war. Holmans eisige Reaktion hatte das Verhältnis zwischen den beiden Männern nicht gebessert, und danach war er nie wieder in dem Haus gewesen, wenn ihr Vater sich dort aufhielt.

Nun blickte er zu den dunklen Fenstern des Hauses hinauf und verwünschte den Mann, weil er darauf bestanden hatte, daß Casey so frühzeitig aus dem Krankenhaus entlassen werde. Wenn sie sich Schaden zugefügt hatte — Er verdrängte den unwillkommenen Gedanken.

»Anscheinend ist alles im Bett, nicht?« bemerkte Barrows.

Holman ignorierte ihn und stieg aus.

»Du wartest hier, Tom«, hörte er Barrow zum Fahrer sagen, als er zum Haupteingang hinaufging. Oben blieb er stehen, um den Kriminalinspektor nachkommen zu lassen.

»Wollen Sie die Leute wirklich um fünf Uhr morgens wecken?« fragte Barrows.

»Ja«, erwiderte Holman und trat vor die eindrucksvolle, weißlackierte Haustür. Seine unguten Ahnungen verstärkten sich, als er entdeckte, daß sie offen war. Mit zitternder Hand drückte er sie ganz auf.

10

Gerade in diesem Augenblick stand Mavis Evers einige hundert Meilen entfernt am Strand von Bournemouth und dachte an Selbstmord. Sie war in der Nacht von London hergefahren, ständig im Kampf mit den Tränen, die ihr immer wieder in die Augen stiegen, die Sicht verschleierten und drohten, ihren roten Mini von der Straße abkommen und im Graben zerschellen zu lassen. Sie wollte nicht in einem Autounfall sterben, denn so würden ihre Freunde und ihre Eltern niemals wissen, ob es ein gewollter oder ungewollter Unfall gewesen war. Sie sollten aber wissen, daß sie sich selbst das Leben genommen hatte. Anders als ihr Leben, mußte ihr Tod eine Bedeutung haben. Selbst wenn nur Ronnie diesen Grund wirklich verstand.

Ronnie hatte sie zerstört. Ronnie hatte gemacht, daß sie sich verliebt hatte. Ronnie hatte ihr die Unschuld genommen.

Zweimal war sie an den Straßenrand gefahren und hatte angehalten, unfähig, ihre Tränen zurückzuhalten. Einmal mußte sie bremsen, weil dichter Nebel ihr die Sicht genommen hatte, und während sie wartete, daß er weiterziehe, hatte sie geweint und geweint.

Warum hatte Ronnie ihr das angetan? Nachdem sie zwei Jahre zusammengelebt, freudig alles miteinander geteilt und niemand sonst an ihrem intimen Glück hatten teilnehmen lassen. Sie hatten die Welt verlacht. Bis Ronnie sich plötzlich und unwiderruflich vor ihr löste. Kaum zwei Wochen dauerte es... Zuerst hatte Ronnie sich traurig, aber entschieden ihren Zärtlichkeiten entzogen, dann hatte es Streit gegeben, Fragen, Bitten und schließlich die schreckliche Offenbarung. Sie hatte sich in einen Mann verliebt! Die Ironie dabei war, daß Ronnie es gewesen war, die Mavis verführt hatte. Verführt — und mit einer Art von Liebe be-

kannt gemacht, die nur zwei Frauen miteinander teilen konnten. Gewiß war es eine Liebe, die den meisten Leuten nicht akzeptabel erschien, aber für jene, die sie erfahren hatten, war sie wegen ihrer Unerlaubtheit um so bindender.

Mavis hatte Ronnie schon gekarmt, als sie beide noch Kinder gewesen waren und in Basingstoke gelebt hatten. Ihre Eltern waren befreundet, und oft waren sie an Wochenenden alle miteinander an die Küste gefahren. Die Zeiten, die sie in Bournemouth verbracht hatten, waren die Zeiten, die Mavis am meisten bedeutet hatten, denn hier war es gewesen, in einer Pension, wo die beiden Mädchen ein Bett miteinander teilten, wo Ronnie sie mit den Wonnen ihres eigenen Körpers bekannt gemacht hatte. Sie war elf gewesen, Ronnie zwölf. Ihre Eltern waren abends ausgegangen und hatten den Mädchen Kartoffelchips und Limonade versprochen, wenn sie brav wären, und natürlich gehofft, daß sie beide bei ihrer Rückkehr fest schlafen würden. Als die Mädchen beisammen lagen, über die Ereignisse des Tages sprachen, wen sie beide mochten, wen sie beide nicht mochten, hatte Ronnie sie plötzlich gefragt, ob sie sich schon einmal angefaßt habe. Verdutzt hatte sie gefragt, wo?

Ronnie hatte Mavis ihre Finger zwischen die Beine gesteckt und dann schnell wieder fortgezogen. Mavis war von dem seltsamen Prickeln, das sie durchlaufen hatte, überrascht und erregt gewesen und hatte sich an derselben Stelle berührt, kichernd zuerst, dann das Gefühl genießend. Ronnie hatte gefragt, ob sie wieder dort hinlangen dürfe und sie hatte eingewilligt, aber unter der Bedingung, daß auch sie Ronnie berühren dürfe. So hatten sie die folgenden Stunden mit aufregenden, mädchenhaft unschuldigen Spielen verbracht.

Später war das nur noch bei zwei anderen Gelegenheiten geschehen, und keines der Mädchen hatte der Sache Bedeutung beigemessen; es hatte ihnen als das Spaß gemacht, was

es war — eine angenehme Ablenkung. Da Ronnies Eltern nach London verzogen waren, hatten sie einander in den folgenden Jahren wenig gesehen, man besuchte sich nur drei- oder viermal im Jahr. Die beiden Mädchen hatten ihre früheren Intimitäten nie erwähnt. Mavis zumindest war klar geworden, daß sie ein gewisses Entwicklungsstadium eben zusammen durchlebt hatten. Später hatte Ronnie sich eine Wohnung in der Stadt gesucht, näher ihrem Arbeitsplatz und den Zerstreuungen der Großstadt. Ihre Verbindung beschränkte sich bald nur noch auf den Austausch von Geburtstags- und Weihnachtskarten. Und dann, an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag, hatte Mavis, gelangweilt von ihrer Arbeit und von ihren Eltern — und frustriert, daß sie noch keinen Freund gefunden hatte — ebenfalls den Entschluß gefaßt, nach London zu gehen, wo vielleicht die Erfüllung ihrer Wünsche winkte. Sie wandte sich an Ronnie, um zu erfahren, ob diese Wohnungen zu erschwinglichen Preisen wisse. Ihre Freundin schrieb zurück und schlug vor, bei ihr zu wohnen, bis sie etwas gefunden habe. So war Mavis, ein wenig nervös und ängstlich vor der Größe der riesigen Stadt, zu Ronnie gezogen. Ronnie holte sie am Bahnhof ab, und Mavis bewunderte stumm ihre einstige Freundin, denn Ronnie hatte sich zu einer schönen, charmanten jungen Frau entwickelt — jedenfalls an der Oberfläche. Mavis sollte bald lernen, daß sie diese Pose für Leute annahm, die sie nicht sehr gut kannte, und dazu gehörte für kurze Zeit auch Mavis.

Mavis war verblüfft von Ronnies großem Freundeskreis und bemühte sich verzweifelt um Anpassung an ihre zynische und blasierte Einstellung dem Leben gegenüber, aber schon nach wenigen Wochen erkannte sie, daß sie sich niemals würde ungezwungen in diese Gesellschaft einfügen können. Sie fand ihre Werte unecht, ihre Ideale oberflächlich.

Es war Mavis unangenehm, eine Bürde für ihre Freundin zu sein, die unter ihrer Fassade dasselbe verständnisvolle, einsame Mädchen geblieben war, das sie einst gekannt hatte, und suchte nach einer eigenen Wohnung. Deprimiert und enttäuscht von den schlechten Angeboten, die sie erhalten hatte, brach sie eines Abends nach der Rückkehr von weiteren fruchtlosen Expeditionen im Wohnschlafzimmer zusammen. Wohnungen, die ihr gefallen hatten, überstiegen weit ihre finanziellen Möglichkeiten; diejenigen, die sie sich leisten konnte, waren schäbig und heruntergekommen. Im Londoner Nieselregen war sie bis auf die Haut durchnäßt worden, und bei den ersten freundlich mitfühlenden Worten ihrer Freundin war das ganze Elend ihres Daseins aus ihr hervorgebrochen.

Ronnie hatte auf der Armlehne des Sofas gesessen, auf dem Mavis kauerte, hatte ihrer bekümmerten Freundin den Arm um die Schultern gelegt und ihr gesagt, sie solle sich nicht sorgen, sie würden später schon etwas finden. Sie riet ihr, die nassen Sachen auszuziehen, schnell ein heißes Bad zu nehmen und ins Bett zu gehen, sie wolle ihr einen heißen Grog bringen. Nachdem sie noch eine Weile geweint und Ronnie ihr sanft übers feuchte Haar gestrichen hatte, riß sie sich zusammen, lächelte dankbar durch die Tränen und ging in das winzige Zimmer, das als zweites Schlafzimmer diente. Während Ronnie das Bad für sie einlaufen ließ, zog sie ihre nassen Sachen aus und ließ dann in der Wanne das heiße Wasser ihren Körper wärmen und ihre Nerven beruhigen. Sie seifte sich ein, wusch das Haar und trocknete sich schließlich mit einem von Ronnies luxuriösen Handtüchern ab. Ihre Freundin hatte sich herausgemacht, seit sie nach London gezogen war. Nachdem sie als Sekretärin für den Vorsitzenden einer amerikanischen Gesellschaft gearbeitet hatte, war sie seine persönliche Assistentin geworden. Die Wohnungsmiete mußte ziemlich hoch sein, wenn die Preise

der bescheidenen Wohnungen, die sie gesehen hatte, als Maßstab dienen konnten. Ihre Kleider waren teuer, und der Umfang ihrer Garderobe riß Mavis zu staunender Bewunderung hin. Aber sie war im Grunde noch immer dieselbe liebe Freundin, die Mavis vor all den Jahren gekannt hatte.

Sie ging in ihr Zimmerchen und hörte Ronnies Stimme aus der Küche rufen: »Leg du dich ins Bett, und ich bring dir eine Tasse heiße Schokolade und den steifen Grog, den ich dir versprochen habe!«

»Danke!« rief Mavis zurück, nahm das Handtuch vom nassen Haar und rieb sich den Kopf trocken. Sie bürstete das Haar aus, bis es ihr lang und glatt über die Schultern fiel und legte den Morgenmantel ab, um das Nachthemd überzustreifen. Als sie sich im Spiegel des Kleiderschranks sah, schimmerte ihr rosiges Fleisch rund und glatt im weichen Lichtschein der Leselampe. Sie war zufrieden mit ihrer Figur, die zwar nicht atemberaubend war, doch fest und nicht zu mager, weiblich, aber gewiß nicht fett. Mit den Händen strich sie über ihre Flanken abwärts und von den Hüften über den Leib aufwärts zu den Brüsten. Als ihre Hände über die sanften Schwellungen glitten, merkte sie, daß Ronnie sie von der Tür aus beobachtete.

Sie ließ die Hände sinken und errötete, weil sie fühlte, daß ihre Brustwarzen fest geworden waren.

»Dein Körper ist wunderschön«, sagte Ronnie leise.

Mavis wurde noch verlegener. »Oh, ich bin keine Venus, aber ich glaube, er ist in Ordnung.«

»Er ist schön.« Ronnie kam herein und stellte das Tablett mit heißer Schokolade und zwei Grog auf den Nachttisch. Sie schlug die Decke zurück und klopfte auf das Kissen. »Komm jetzt, spring hinein, bevor du dich erkältest.«

Als Mavis unter die Decke geschlüpft war, setzte Ronnie sich auf die Bettkante, deckte den Körper ihrer Freundin aber nur teilweise zu, so daß die Brüste und der Bauch bloß

blieben. Mavis errötete abermals, als Ronnie sie ungeniert betrachtete, ein leises Lächeln auf den Lippen.

»Erinnerst du dich an die Zeit, als wir Kinder waren?« fragte Ronnie.

Mavis erinnerte sich, nur schien die Erinnerung jetzt eine besondere Bedeutung anzunehmen. Sie nickte.

»Du hattest damals schon einen hübschen Körper«, fuhr Ronnie fort, deren Blick auf den beiden winzigen Rosenknospen aus Fleisch ruhte, die jetzt noch stärker betont waren. Mavis Verlegenheit verflog unter dem Blick ihrer Freundin, sie begann Gefallen daran zu finden, bewundert zu werden, und spürte die gleiche langsam wachsende Erregung, die sie als Kind gefühlt hatte. Ihr Herz klopfte schneller, ihre Nerven vibrierten. Sie dachte weder daran, was als nächstes geschehen könnte, noch verleugnete sie den Gedanken; ihr Geist war eigentümlich lebendig und doch genommen.

Ronnie hob die Hand zu Mavis Wange. »Ich habe es vermißt, eine Freundin zu haben«, sagte sie. Ihre Fingerspitzen berührten die Haut kaum, doch erhöhte gerade dies die zarte Sinnlichkeit der Geste.

»Ich dachte, du hättest hier viele Freunde.« Mavis Stimme klang unsicher zögernd.

Ein Schatten von Traurigkeit flog über Ronnies Züge, blieb aber kaum wahrnehmbar. »Ja, ich habe viele Freunde. Aber keine richtige Freundin — wie du eine warst.«

Mavis schlug den Blick nieder. »Das tut mir leid.«

»Keine Ursache«, erwiderte Ronnie und lächelte. »Du bist ja jetzt da.«

Ihre Hand glitt leicht abwärts und ruhte an Mavis Hals, ruhte dort nach einem leichten Druck wieder entspannt.

Mavis merkte, wie ihr Atem rascher ging und ihre kleinen Brüste sich hoben und senkten. Sie hob die eigene Hand zu der Ronnies an ihrem Hals und drückte leicht die Finger.

In Ronnies Augen schimmerte es wie von Tränen, und sie sog scharf den Atem ein. Dann begann ihre Hand weiterzugleiten, strich mit federleichten Fingern über die feine Haut, bis sie den sanften Hügel fand, den sie suchte. Mavis erschauerte, als die Handfläche über ihre Brust glitt und ihre Brustwarze zwischen zwei Fingern gefangen war. Ronnie beugte sich über sie und berührte die rosa Spitze mit den Lippen, küßte sie sanft und befeuchtete sie mit der Zunge.

Sinnliches Wohlbehagen durchglühte Mavis wie gedämpfte Elektrizität, die ein angenehmes Prickeln in alle Regionen ihres Körpers entsandte. Sie verschloß ihren Geist gegen jeden Gedanken, was dies zu bedeuten habe. Es war nicht wichtig, hatte nichts zu sagen.

Ronnie legte den Arm um Mavis und zog sie an sich. Ihre Lippen streiften den Hals des Mädchens, küßten und bissen ihn sanft. Mavis rückte zur Seite, um der Freundin die Möglichkeit zu geben, dicht bei ihr zu liegen. Noch hatte sie Ronnie nicht berührt, noch war sie ein wenig ängstlich, es zu tun, weil ihr ein winziger Teil des Unterbewußtseins sagte, daß dies etwas Endgültiges und Unwiderrufliches nach sich ziehen würde.

Endlich fanden Ronnies Lippen die ihren, und sie küßten einander, noch immer zart; all ihre Bewegungen blieben leicht und weich, als ob Leidenschaft das Ganze häßlich machen würde. Doch dann stieß Ronnie die Zunge zwischen Mavis Zähne und erhielt Antwort durch einen zögernden Gegenstoß. Ihre Hand fand wieder Marvis Brüste, und diesmal war ihre Bewegung drängender, ihre Finger glitten von einer zur anderen, um keine zu vernachlässigen. Mavis begann leise zu seufzen, als Ronnies Hand langsam an ihrem Körper abwärts wanderte, zu der Stelle, die so bereit und begierig war. Sie erreichte den flachen Bauch und setzte ihre vorsichtige, doch zielbewußte Wanderung fort, bis sie an den kleinen Haarlocken angelangt war, an dem Dreieck, das

den Pfad zum Zentrum verbarg.

Ihre Fingerspitzen arbeiteten sich behutsam weiter vor.

Mavis war enttäuscht, als die Hand, statt zwischen ihre Schenkel zu gleiten, die Beine streichelte. Dann, als die Finger wieder ihren Aufstieg begannen, merkte sie, daß auch dies ein exquisiter Reiz gewesen war. Diesmal wanderten die Finger an den empfindlichen Innenseiten der Schenkel entlang, und Mavis öffnete ein wenig die Beine, um die Reise nicht zu behindern — und dann war Ronnie angelangt.

Mavis' stöhnte laut, als Ronnies Finger eindringen. Sie umklammerte Ronnie und gab endlich ganz der Leidenschaft nach, die in ihr geweckt worden war, begierig darauf, berührt und liebkost zu werden. Ihre Finger zupften und zerrien an Ronnies Bluse, bis sie die Brüste fanden, deren Berührung Ronnie so geduldig erwartet hatte, denn nun begehrte sie den Körper der Freundin so sehr wie sie gewünscht hatte, daß Ronnie sie begehre.

Auch Mavis Hand glitt jetzt abwärts, bis sie zwischen den Beinen der Freundin angelangt war. Ihrer Liebhaberin! Der Gedanke verstärkte ihr Verlangen so, daß es fast unerträglich wurde; bald verzehrten sich ihre Sinne in Leidenschaft, und ihre Schreie verschmolzen in einem langen, bebenden Stöhnen.

Sie blieben zusammen im Bett und redeten bis in die frühen Stunden des neuen Tages, beide konnten nicht schlafen, beide waren bestrebt, Geist und Körper der anderen zu erforschen. Sie liebten einander in dieser Nacht noch mehrere Male in verschiedener Art und Weise, und dann besprachen sie die Überlegung, daß sie jetzt Lesbierinnen seien, vermochten dabei aber weder Schuldgefühle noch Scham zu empfinden. Ronnie gestand traurig, daß sie früher schon Affären mit Frauen gehabt habe, aber keine habe ihre Empfindungen so stark berührt wie diese, keine war mehr als ein Mittel zur Befriedigung der Sinne gewesen.

Mavis bekannte, daß sie nur einmal mit einem Mann geschlafen habe, und obwohl ihr das Spaß gemacht habe, sei die Begegnung emotional ohne Bedeutung geblieben. Beide waren gerührt von ihren beidseitigen Enthüllungen und beide erkannten, daß sie etwas Einzigartiges gefunden hatten.

Zwei Jahre waren Ronnie und Mavis dann glücklich gewesen. Sie hatten ihr Leben miteinander geteilt, nicht ein Leben als Mann und Frau, sondern eines als Liebende; keine von beiden hatte eine Neigung verspürt, die maskuline Rolle zu übernehmen, diese Art von Beziehung war es nicht. Ihre Liebe schloß alle Hilfsmittel der Lust aus; sie erlangten Befriedigung allein durch den Körper der anderen, beide bewahrten ihre Weiblichkeit und betrachteten ihre Intimität als etwas Reines und Schönes.

Dann aber, vor erst zwei Wochen, war eine Veränderung über Ronnie gekommen, rasch und erschreckend. Sie hatte Mavis Liebkosungen abgewehrt, hatte sich, unfähig, die Ursache ihrer mürrischen Stimmungen zu enthüllen, in langes, brütendes Stillschweigen geflüchtet. Mehrere Nächte war sie fortgeblieben und hatte sich geweigert, Mavis zu sagen, wo sie gewesen war, bis sie am letzten Abend, nachdem sie drei Tage hintereinander ausgeblieben war, in die Wohnung zurückkehrte und ihrer Freundin niedergeschlagen eröffnete, daß sie sie nicht mehr liebe, daß sie jemand kennengelernt habe, der verborgene Ängste beseitigt und sie zu der Einsicht gebracht habe, daß die körperliche Liebe zwischen Mann und Frau ein wundervoller und zutiefst bewegender Akt sei. Ja, sie habe sich in einen Mann verliebt und diesem Mann erlaubt, mit ihr zu schlafen.

Ronnie hatte bitterlich geweint und Mavis erklärt, daß sie es nicht habe dazu kommen lassen wollen, doch Philip sei so freundlich und sanft gewesen, daß ihre Hemmungen gegenüber Männern dahingeschmolzen seien und die Vereini-

gung, wie es scheine, ihren Körper gereinigt hätte. Diese letzten Worte schmerzten Mavis schrecklich. Gereinigt! War ihre Liebe schmutzig gewesen? War ihr Zusammensein, waren ihre Umarmungen abstoßend gewesen? Sie hatte Ronnie angeschrien, sie gebeten, sie nicht zu verlassen, sie sogar auf den Knien angebettelt. Aber sie war zurückgestoßen worden, heftig, und diese Heftigkeit war es, die sie am tiefsten traf und den Teil von ihr noch mehr verletzte, der sich geweigert hatte, die Zurückweisung durch ihre Liebhaberin zu akzeptieren. Ronnie hatte früher niemals körperliche Gewalt angewendet, diesmal aber hatte sie Mavis von sich gestoßen, als könne nur diese körperliche Gewaltsamkeit das Zerreißen ihrer Bindung hinreichend verdeutlichen. Mavis war erneut zu ihr gekrochen, hatte in ihrer eigenen Scham geweint und versucht, die Arme um sie zu legen, ihren Kopf an Ronnies Brust zu bergen. Ronnie hatte ihr das einen Augenblick erlaubt, aber als Mavis Hand mit einer verzweifelten Anstrengung, die frühere Nähe zurückzubringen, weitergewandert war, war Ronnie aufgesprungen, hatte Mavis zu Boden gestoßen und geschrien, daß sie sie nie wieder berühren solle.

Da hatte Mavis begriffen, daß sie verloren hatte. Trauer und Verzweiflung wandelten sich zu Wut, als sie daran dachte, wie sie betrogen worden war. Ronnie war es gewesen, die sie zu dieser Lebensweise verleitet, sie verführt hatte! Wie konnte sie sie nun wegwerfen, als ob dies alles nichts bedeutet hätte, nicht mehr als eine Phase gewesen wäre, die sie durchgemacht und nun abgeschlossen hatte? Sie hatte eine >normale< Liebe gefunden und überließ Mavis, die nicht zu einer anderen Art von Liebe bereit war, einfach sich selbst. Was sollte aus ihr werden? Eine einsame, verbitterte Lesbierin? Sie war in Jammer und Selbstmitleid zerflossen.

Ronnie hatte der Szene ein Ende gemacht, indem sie zur

Wohnungstür gegangen war und sie geöffnet hatte. Bevor sie ging, hatte sie noch gesagt: »Es tut mir leid, Mavis, schrecklich leid. Aber ich muß gehen, Philip wartet unten im Wagen auf mich. Er weiß nichts von uns, und ich möchte nicht, daß er es erfährt. Vielleicht werde ich es ihm eines Tages sagen, wenn ich seiner sicher bin. Glaub mir, Mavis, ich wollte dies nicht — ich wußte nicht, daß es mir je passieren würde —, aber es ist das Richtige. Ich glaube, wir irrten uns. Vergib mir, Liebling. Ich hoffe, daß du eines Tages finden wirst, was ich gefunden habe.«

Ronnie war gegangen, und Mavis, gebrochen am Boden kauernd, zurückgeblieben, bittere Tränen vergießend, vor den Kopf gestoßen durch die Grausamkeit ihrer Liebhaberin, voll Entsetzen vor dem Schicksal, das sie vor sich sah. Schließlich hatte sie ihr Verhältnis als das erkannt, was es gewesen war: zwei Frauen, die in einer abnormen Beziehung zusammengelebt hatten. Sie hatte vorher niemals die Tatsache akzeptiert, daß sie homosexuell war, aber irgendwie hatte Ronnies Treulosigkeit jetzt ihre beiderseitigen Neigungen aller Empfindsamkeit entkleidet und Mavis wahre Natur im erbarmungslosen Licht der Realität enthüllt. Sie war eine Lesbierin!

Das war eine Tatsache, mit der zu leben sie sich außerstande fühlte. Lang verdrängte Schuldgefühle kamen an die Oberfläche, und zum ersten Mal empfand sie Reue. Dennoch sehnte sie sich nach Ronnie, wünschte nichts sehnlicher, als sie in die Arme zu schließen, von ihr getröstet, besessen zu werden — und dadurch verstärkte sich ihr Schuldgefühl noch.

Zuletzt hatte sie sich vom Boden aufgerappelt, das Gesicht fleckig und geschwollen vom Weinen, und sich mit angezogenen Knien auf das Sofa geworfen. Sie hatte an die vergangenen zwei Jahre gedacht, die Intimitäten, die sie miteinander geteilt, die Pläne, die sie geschmiedet hatten.

Sie hatte ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückwandern lassen, als sie beide jünger gewesen waren, Freundinnen, die über ihr unschuldiges Geheimnis kicherten. Sie hatte an das erste Mal in Bournemouth gedacht, wo ihre Verbindung ohne ihr Wissen besiegelt worden war. Warum hatte sich alles geändert? Was war es, das die Menschen dazu brachte, einander zu zerstören?

Dann war sie zu einem Entschluß gelangt. Gegen die Tränen ankämpfend, war sie zu dem kleinen roten Mini hinuntergelaufen, den sie gekauft hatten, ohne daran zu denken, daß ein Tag kommen könne, da ihre Besitztümer wie die eines geschiedenen Ehepaares würden geteilt werden müssen.

Sie war durch die Nacht nach Bournemouth gefahren und hatte nur dann hin und wieder angehalten, wenn es ihr nicht mehr möglich gewesen war, die Tränen zurückzuhalten. Ihr einziger Trost lag nun in dem, was sie tun wollte. Und einmal hatte dichter Nebel sie gezwungen, den Wagen anzuhalten.

Nun stand sie barfuß am Strand und blickte im grauen Dämmerlicht auf die unruhige graue See hinaus. Sie weinte nicht mehr. Es hatte ja doch keinen Sinn zu weinen, wenn sie sterben wollte. Noch sah sie Ronnies Antlitz vor sich: das traurig lächelnde Gesicht, die weichen braunen Augen, die Trauer spiegelten, selbst wenn sie lachten.

Mavis ließ die Schuhe am Strand zurück und ging auf das Wasser zu. Es war unangenehm kalt an ihren Füßen, aber die Kälte in ihrer Seele war mächtiger. Sie watete weiter hinein, das Wasser stieg ihr bis zu den Knien, die Wellen stießen gegen sie, als wollten sie sie zur Umkehr drängen. Das Wasser erreichte ihre Hüften, durchnäßte ihren dünnen Rock, berührte den Teil ihres Körpers, den Ronnie so oft liebkost und geküßt hatte. Sie sank tiefer, und nun schien die See sie hinauszuziehen statt zurückzudrängen, hieß sie

in ihren alles einhüllenden eisigen Tiefen willkommen. Die Kälte und der Druck des Wassers, das ihr nun bis an die Brust reichte, machten ihr das Atmen schwer — und die aufkommende Angst. Sie blieb stehen und versuchte, ihr Gleichgewicht zu halten.

Tod. Der Tod war so absolut, so endgültig. Würde sie Schmerzen erleiden, bevor ihr Körper der endgültigen Schwärze anheimfiel? Würde sie in jenen letzten Sekunden instinktiv dem Sog des Todes widerstehen, in panischer Angst versuchen, den Lebensatem wiederzugewinnen, den sie absichtlich aus ihren Lungen entweichen lassen wollte? Würde ihr Körper sie verraten und kämpfen, um die fliehende Seele zurückzuhalten und würde es dadurch statt rascher und endgültiger Auslöschung einen langen und schmerzhaften Todeskampf geben? Und was war mit dem Schmerz, der Seelenangst, die Ronnie ausstehen hätte, die ja dann für ihren Tod verantwortlich war. Wollte sie Ronnie ebenso wie sich selbst zerstören? Sie liebte Ronnie noch immer, wollte sie nicht verletzen, wie sie selbst verletzt worden war. Vielleicht gab es noch eine Chance; vielleicht würde Ronnie merken, daß sie nicht für heterosexuelle Liebe gemacht war. Vielleicht würde sie nach ein paar Wochen zu Mavis zurückkehren, desillusioniert von der Männlichkeit ihres neuen Partners, sehnsüchtig nach dem Verstehen und dem körperlichen Trost, den nur ihre Freundin ihr spenden konnte. Es mußte eine Chance geben! Und Mavis würde warten, bereit, ihr zu vergeben, begierig, sie in die Arme zu schließen, während Ronnie darum bettelte, sie wieder aufzunehmen. Und ihre Liebe würde stärker denn je sein, weil beide wissen würden, daß ihre Bindung jetzt unauflösbar war.

Das dunkle Meer ringsum war so beängstigend!

Sie wandte sich um, plötzlich nur noch bestrebt, das sichere Ufer zu erreichen, fern von jedem Todesverlangen.

Wellen und Unterströmung warfen sie beinahe um und sie schrie vor Angst auf. Sie war keine gute Schwimmerin, und wenn ihre Füße den Boden verloren, würde es ihr schwerfallen, den Strand zu erreichen. Und es würde so sinnlos sein, jetzt zu sterben, da sie wußte, daß sie ihre Liebhaberin nicht unbedingt verloren hatte, daß ihre innere Bindung sie wieder zusammenbringen konnte.

Mit den Armen rudern, tappte sie zurück, ängstlich darauf bedacht, das Gleichgewicht zu wahren. Sie fühlte sich wie in einem Alptraum, in dem ihre Beine zu Blei geworden waren und ihr nicht erlaubten, vor der Todesgefahr hinter ihr davonzulaufen.

Allmählich erreichte sie einen Punkt, wo die Wellen nur noch ihre Hüfte erreichten, und hielt einen Augenblick inne, um zu verschnaufen, erleichtert, daß sie in Sicherheit war. Nun, da die Bürde des Todes von ihr genommen war, erfüllte sie plötzlich eine eigentümliche Leichtigkeit.

Als sie tief aufatmete und umherblickte, weiteten ihre Augen sich verständnislos.

Dort kamen Hunderte — oder waren es Tausende? — von Leuten die Stufen zum Strand herunter und gingen auf sie zu, auf die See zu!

Träumte sie? Litt sie nach den aufwühlenden Erfahrungen der letzten Stunden an Halluzinationen? Die Leute marschierten in geschlossener Formation zum Meer, niemand sprach und alle starrten zum Horizont, als erginge von dort ein Ruf an sie. Ihre Gesichter waren weiß, sie schienen in Trance, kaum menschlich. Auch waren Kinder unter ihnen; einige gingen von selbst mit, ohne zu bestimmten Erwachsenen zu gehören; kleinere Kinder wurden getragen. Die meisten Menschen trugen Schlafanzüge und Nachthemden, einige waren nackt. Es sah aus, als wären sie auf einen Ruf hin, der Mavis entgangen war, alle zugleich aus den Betten gestiegen. Sie wandte den Kopf und blickte zurück zum

dämmernden Meereshorizont, sah jedoch nur die dunkelgraue, drohende See.

Sie kamen näher, und Mavis sah, daß es tatsächlich Tausende waren, die sich in einem breiten Strom aus Häusern, Hotels, Seitenstraßen ergossen, eine riesige, wandernde Menge, deren Schritte das einzige Geräusch waren, das man hören konnte, und auch die Schritte blieben gedämpft, denn fast alle waren barfuß.

Mavis sah eine alte Frau in der vordersten Reihe straucheln und fallen, und der Atem stockte ihr vor Entsetzen, als die Menge über die Liegende weiter vorwärts drängte und sie in den Sand trampelte. Ihr Schritt verlangsamte sich nicht, als sie die See erreichten und in einer breiten Front von Menschenleibern hineinwateten. Sie sah nach rechts und links, und die Menschenmenge erstreckte sich zu beiden Seiten, so weit das Auge reichte. Das Schauspiel und seine Bedeutung waren so ungeheuerlich, daß es sich ihrem Verständnis entzog. Sie konnte nur daran denken, dieser alles niedertrampelnden Menge aus dem Weg zu gehen.

Sie sah sich um, aber die See hinter ihr war genauso bedrohlich. Sie schrie den näherkommenden Leuten entgegen, wie ein Kind in Erwartung der Strafe zu schreien beginnt. Aber sie ließen sich nicht beirren, schienen sie weder zu sehen noch ihre Rufe wahrzunehmen. Mavis erkannte die Gefahr und lief in einem Versuch, die Reihen zu durchbrechen, auf die Menschen zu, aber diese stießen sie zurück, kümmerten sich nicht um ihre Bitten, als sie sich vergeblich gegen sie stemmte und auf sie einschlug. Es gelang ihr, sich ein kurzes Stück durch die andrängenden Leiber zu kämpfen, aber die große Zahl derer, die noch vor ihr waren, machte jedes Durchkommen unmöglich. Erbarmungslos wurde sie zurückgedrängt, zurück in die wartende See.

Mavis fiel und rappelte sich in Panik wieder auf. Dabei stieß sie einen kleinen Jungen nieder und bückte sich sofort,

um ihn aufzuheben. Er starrte geradeaus, sah sie nicht, wußte nicht einmal, daß er gerade hingefallen war.

Wieder wurde sie gestoßen, verlor das Gleichgewicht und den Jungen aus dem Griff. Ihre Lungen füllten sich mit salzigem Wasser, sie kam hustend und nach Luft schnappend an die Oberfläche, geblendet vom Salzwasser, schreiend und in Panik um sich schlagend. Was geschah? Hatte sie sich das Leben genommen und war dies die Hölle, in die alle Selbstmörder eingingen? Kaum fühlte sie Boden unter den Füßen, wurde sie schon von den nachdrängenden Leibern umgestoßen, und als sie diesmal hochzukommen versuchte, fielen andere Körper über sie. Sie zappelte und wand sich unter Wasser, geriet zwischen andere Arme und Beine. Luft entwich aus ihren Lungen, als sie unwillkürlich um Hilfe schrie — und dann überkam sie Müdigkeit. Ihr Zappeln wurde schwächer, und schließlich lag sie in der Schwärze unter den weiterstolpernden Menschen, von denen mehrere auf sie fielen und sie in den weichen Sand des Meeresboden drückten. Ihre Augen waren offen, als die letzten Luftblasen aus ihrem Mund entwichen. Der Schrecken war vorüber. Es gab keinen Schmerz mehr. Es gab keine Erinnerung an ihr Leben, keine Gedanken, die sie bis in den Tod verfolgten. Nur eine dunstige Leere. Keine Gedanken an Gott, keine Fragen, warum. Nur einen herabsinkenden weißen Schleier. Keinen Schleier des Friedens, nicht einmal einen der Leere. Nichts. Frei von Empfindungen und frei von Kälte. Sie war tot.

Die Bewohner von Bournemouth und die Feriengäste kamen aus ihren Wohnungen, Hotels und Pensionen, füllten zu Tausenden die Straßen, gingen zum Meer und ergossen sich über den Strand. Der Nebel, der ihnen gestern den Tag verdorben hatte, brachte sie an diesem Morgen um. Sie gingen in die See, um wie die Lemminge zu ertrinken; die Nachkommenden stiegen über die Leichen derer, die bereits

ertrunken waren und sich im Wasser vor der Küste häuften. Menschen, die aus diesem oder jenem Grund nicht gehen konnten, töteten sich auf andere Weise. Hunderte konnten die See nicht erreichen, weil die Menge ihrer ertrunkenen Vorgänger sie daran hinderte; sie wurden später von Leuten, die in einem vergeblichen Versuch, der Katastrophe Einhalt zu gebieten, in den Badeort geeilt waren, schreiend vom Strand fortgezogen.

Die See wies den Nebel zurück, entweder wegen der Kälte des Wassers, oder weil die landwärts wehenden Winde ihn nicht vorankommen ließen. So verzog er sich wieder landeinwärts, als ob er ein lebendes Wesen wäre, das niemals an einem Ort und immer in Bewegung blieb, als ob er etwas suchte.

11

Holman betrat so geräuschlos wie möglich das dunkle Haus.

»Es wäre besser, die Klingel zu drücken und sie aufzuwecken, meinen Sie nicht?« raunte Barrow hinter ihm.

Holman schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte Holman. »Ich halte es einfach nicht für eine gute Idee.«

»Meinetwegen. Aber dies ist Einbruch und Hausfriedensbruch, das wissen Sie, nicht wahr?«

»Sie können draußen warten, wenn Sie wollen«, flüsterte Holman wütend.

»Kommt nicht in Frage, mein Lieber; ich werde Sie nicht aus den Augen lassen.«

»Dann seien Sie still und folgen Sie mir.«

»Ich sage jetzt nichts mehr, aber später —«

Holman wandte sich ab, verärgert über den arroganten Kriminalbeamten. Er ging auf das Wohnzimmer zu und öffnete leise die Tür. Es war leer. Er bewegte sich auf Zehenspitzen durch den Korridor zu der Tür, die zu Simmons Arbeitszimmer führte. Als er die Klinke niederdrückte, glaubte er, ein gedämpftes Geräusch zu hören, aber Barrows flüsterte ihm etwas zu und lenkte ihn ab.

»Oben ist Licht eingeschaltet worden.« Barrow war bereits auf der Treppe, und Holman eilte ihm nach. Um den Kriminalbeamten einzuholen, nahm er zwei Stufen auf einmal.

»Es ist das Schlafzimmer ihres Vaters«, flüsterte er Barrow zu, als sie von der Treppe aus Teile des Obergeschosses einsehen konnten.

»Wir werden schön dumm dastehen, wenn wir finden, daß er sich anzieht, um zur Arbeit zu gehen«, spottete der Inspektor.

»Lieber dumm aussehen als ein Messer in die Kehle zu bekommen.«

»Mein Gott, und so was ist Ihre Freundin!«

»Ich sagte Ihnen schon, sie ist nicht verantwortlich. Sie hat den Verstand verloren.«

Barrow schnaufte. »Jemand hat ihn verloren, das ist gewiß.«

Holman sah ihn stirnrunzelm an. »Sie glauben mir noch immer nicht.«

»Hören Sie zu, Mann. Ich habe Anweisung von Wreford, auf Sie einzugehen. Das bedeutet nicht, daß ich Ihnen glauben muß!«

»Barrow, Sie sind ein charmanter Mensch. Aber Sie haben Ihre Anweisungen — also spielen Sie mit.«

Er wandte sich um und stieg die restlichen Stufen zum Obergeschoß hinauf. Dort angelangt, machte er halt, um zu horchen. Barrow gesellte sich zu ihm, und sie schlichen durch den Korridor auf den dünnen Lichtstreifen zu, der unter der Schlafzimmertür hervordrang.

Holman drückte langsam und mit angehaltenem Atem die Klinke nieder und machte die Tür vorsichtig auf.

Das Licht kam von einer kleinen Nachttischlampe, die das Zimmer matt erleuchtete. Eine Gestalt lag im Bett, von der sie nur den Kopf sehen konnten. Die offenen Augen blickten zur Decke; das Gesicht wirkte grau und eingesunken, wie überhaucht von Totenblässe.

»Simmons!« Holman eilte zum Bett und beugte sich über die Gestalt. Seine schlimmsten Befürchtungen waren wahr geworden. Langsam richtete sich der Blick der starren Augen auf ihn, und die blutleeren Lippen bewegten sich, als wollten sie sprechen. Barrow drängte Holman beiseite und beugte sich über den Mann.

»Was ist geschehen, Sir? Wo sind Sie verletzt?«

Die Augen sahen den Kriminalbeamten an, dann wieder

Holman.

»Sie haben ihr das angetan«, sagte er mit matter Stimme.
»Sie brachten sie dazu, dies zu tun.«

Holman war so bestürzt, daß er nichts sagen konnte. Er richtete sich auf, suchte nach Worten. »Wo ist Casey — Christine?« brachte er schließlich hervor.

»Warum, warum hat sie es getan?« Simmons blickte nach unten, als wollte er auf etwas hinweisen.

Barrow schlug die Decke zurück, und den beiden Männern stockte der Atem. Das Ende einer Schere ragte aus Simmons Magen, und sein Pyjama und das Bettlaken waren blutdurchtränkt.

»Großer Gott!« hauchte Barrow. Er wandte sich zu Holman. »Ich werde zu Jennings laufen, daß er einen Krankenwagen anfordert. Es gibt noch eine Chance, ihn zu retten, wenn wir keine Zeit verlieren. Stützen Sie seinen Kopf mit einem Kissen, damit er nicht an seinem eigenen Blut erstickt. Und rühren Sie die Schere nicht an. Ziehen Sie sie auf keinen Fall heraus!« Er eilte hinaus, und Holman hörte ihn die Treppe hinunterrennen, offensichtlich zwei und drei Stufen auf einmal überspringend.

Holman schlug die Decke wieder über die Wunde. Ihm war übel, nicht so sehr vom Anblick des Blutes als vielmehr bei dem Gedanken, daß Casey es getan hatte. Er beugte sich näher zu ihrem Vater, als dieser die Lippen bewegte. Seine Worte waren ein kaum hörbares Wispern.

»W-warum hat sie es getan? Ich liebte sie, sie wußte das.«

»Sie war nicht verantwortlich«, antwortete Holman mit gedämpfter Stimme, als ob laute Worte den Zustand des Mannes weiter verschlechtern könnten. »Sie kam in Berührung mit einem — einem giftigen Gas, das ihr den Geist verwirrte.« Simmons sah verwundert aus, als verstünde er die Bedeutung der Worte nicht, dann aber hörte er beinahe mit Erleichterung zu. Sie hatte versucht, ihn zu töten, weil sie

krank war — es war nicht ein Mordversuch aus Haß gewesen; das genügte seinen geschwächten Sinnen einstweilen. Er begann wieder zu flüstern. »Ich brachte sie vom Krankenhaus hierher. Man sagte mir, was Sie ihr angetan hatten.« Sein fahles Gesicht verzerrte sich vor Anstengung und Schmerz.

»Ich habe ihr nichts getan«, versicherte ihm Holman. »Es war das Gas. Es verwirrte ihr den Geist.«

»Ich — ich brachte sie nach Haus. Sie schien benommen, legte immer wieder die Hände an die Schläfen, als hätte sie Kopfschmerzen. Im Krankenhaus wollte man sie nicht gehen lassen, aber ich dachte mir, sie wäre hier besser aufgehoben. Ich steckte sie ins Bett und setzte mich zu ihr, um mit ihr zu reden. Sie schien mich nicht zu hören. Ich sagte ihr manches, worüber ich noch nie mit ihr gesprochen hatte, aber sie machte einen völlig abwesenden Eindruck.«

Er begann zu husteln, und Holman machte sich Sorgen, daß ihm Blut in die Kehle steigen könnte. Er schob die Hand unter den Kopf des älteren Mannes, um das zu verhindern, wußte aber nicht, ob die Maßnahme ausreichen würde, ein Ersticken zu verhindern.

Es gelang Simmons, seinen Husten unter Kontrolle zu bringen, und er lag schweratmend da. »Ich liebte sie«, fuhr er fort. »Vielleicht zu sehr.«

Holman sagte nichts.

»Und — und ich sagte ihr etwas, wovon ich noch nie mit ihr gesprochen hatte.«

»Sprechen Sie jetzt nicht mehr. Versuchen Sie Ihre Kräfte zu schonen.« Holman hörte kaum hin, denn er hatte bemerkt, daß das Blut nun auch durch die Decke drang.

»Nein, ich muß es Ihnen sagen, Holman. Sie haben ein Recht, es zu wissen — Sie lieben sie auch.« Seine Hände machten eine Bewegung, als wollten sie nach der Schere unter der Decke greifen, aber sie sanken schlaff zurück. »Ich —

ich bin nicht ihr Vater, Holman. Ihre Mutter, eine Person ohne Anstand und Ehre, nannte mir den Namen ihres wirklichen Vaters, kurz bevor wir geschieden wurden. Aber es war mir gleich, ich liebte das Kind, und ich kämpfte um das Sorgerecht. Vor dem Scheidungsrichter konnte ihre Mutter nicht behaupten, daß Christine nicht mein Kind sei, weil sie damit ihre Untreue zugegeben hätte. Und dafür war sie zu schlau und geldgierig.« Der Schatten eines bitteren Lächelns ging über das eingefallene Gesicht.

Das erklärte manches an dem Verhalten des Mannes zu Casey. Er betrachtete sie als seine Tochter, doch weil er wußte, daß sie es nicht war, hatte sich ein anderes Element in ihre Beziehung eingeschlichen. Ein Element, dessen Casey sich nicht bewußt gewesen war, und das Holman nur gegewöhnt hatte. Gleichwohl war es ein unschöner Gedanke, der ihm den Mann nicht sympathischer machte.

»Heute abend sagte ich es ihr — deshalb hat sie mir dies angetan«, murmelte Simmons, mehr zu sich selbst als zu Holman.

»Nein, es war nicht deswegen. Ich sagte Ihnen, es war das Gas.«

»Ich glaube, sie konnte das in ihrem Zustand nicht ertragen.« Er war zu tief in seine reumütigen Betrachtungen versunken, um auf Holman zu achten. »Ich wachte auf, ich weiß nicht, wann es war, und da stand sie an meinem Bett. Ich hatte die Lampe eingeschaltet, für den Fall, daß sie mich während der Nacht brauchen würde, und ich konnte sie gut sehen; sie blickte mit ausdruckslosem Gesicht auf mich herab, die Hände auf dem Rücken.« Eine Träne glänzte in seinem Augenwinkel. »Ich — ich streckte die Arme zu ihr aus, um sie an mich zu ziehen... Es war ein Mißverständnis.«

Holman runzelte die Brauen. Mißverständnis?

»Sie beugte sich über mich, zog mir die Decke weg, und

ich sah sie mit der Schere zustoßen...«

Er schloß die Augen.

Ehe Holman sich über eine Antwort klar werden konnte, die geeignet wäre, den Mann zu trösten, unterbrach ein Schrei aus dem Erdgeschoß seine Gedanken. Es hatte sich wie ein Mann angehört, wahrscheinlich Barrow.

Holman verließ den Schwerverletzten und stürzte hinaus zum Treppenabsatz. Geräusche drangen herauf, anscheinend aus dem Arbeitszimmer - dumpfes Poltern von umgeworfenem Mobiliar und lautes Geschrei. Er flog die Treppe hinab und stieß die Tür zum Arbeitszimmer auf.

Barrow kroch am Boden und blutete aus einer Wunde am Kopf. Casey stand zwei Schritte von ihm entfernt, hielt einen gefährlich aussehenden langen Glassplitter in der Hand und schien im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Zu ihren Füßen lagen die zerschellten Reste des großen alten Wandspiegels. Noch ein, zwei Atemzüge, und sie mußte Barrow den spitzen Splitter in den Nacken stoßen, bevor er auf die Beine kommen konnte.

»Casey!«

Sie wandte den Kopf zu ihm, und für die Dauer eines Augenblicks schien sie ihn zu erkennen. Dann lächelte sie breit und ging auf ihn zu. Er blieb stehen, noch wachsam, und streckte eine Hand zu ihr aus. »Casey«, sagte er in freundlichem Ton.

Mit einem Knurren, das ihr lächelndes Gesicht in eine haßerfüllte Grimasse verwandelte, warf sie sich auf ihn und stieß nach seinem Gesicht.

Er duckte sich, ließ sie halb vorbei und stieß ihr mit voller Kraft den Ellbogen in den Rücken, daß sie gegen die Wand flog. Er wußte von ihrem letzten Zweikampf, daß er sie nur mit Gewalt bezwingen konnte. Sie sprang fort von der Wand, und er sah, daß die Faust, in der sie den Splitter hielt, vom scharfkantigen Glas blutete. Aber sie schien es

nicht zu spüren und sprang ihn wieder an, und diesmal streifte die Spitze des Splitters seine Wange und riß die Haut auf. Aber Holman bekam ihr Handgelenk zu fassen, hielt es fest und schlug ihr zweimal die flache Hand ins Gesicht, so daß sie auf die Knie fiel. Zugleich verstärkte er den Druck auf ihr Handgelenk, bis sie vor Schmerz aufschrie und den Splitter fallenließ. Er zog sie wieder auf die Beine, drehte sie um und hielt ihr die Arme auf dem Rücken fest. Sie kreischte und trat gegen seine Schienbeine wie eine Verrückte, aber diesmal zeigte er kein Erbarmen und setzte alle Kräfte ein, um sie festzuhalten und ihre Arme nicht aus seinem eisernen Griff zu lassen.

Barrow war aufgestanden und starrte sie verblüfft an.

»Gott«, schnaufte er, »das Satansweib! Und ich glaubte Ihnen nicht.«

»Schnell, suchen Sie einen Strick oder was Ähnliches, um sie zu fesseln!« rief Holman ihm zu. »Stehen Sie nicht herum!«

Barrow ging hinaus und kam kurz darauf mit einem Stück Vorhangkordel zurück. Als sie dem Mädchen gemeinsam die Hände auf den Rücken banden, kam der Fahrer des Polizeiwagens ins Haus.

»Krankenwagen ist unterwegs, Sir«, sagte er zu Barrow, ohne angesichts der Szene vor ihm auch nur eine Augenbraue hochzuziehen.

»Gut. Oben liegt ein Schwerverletzter. Gehen Sie und bleiben Sie bei ihm - ich fürchte, er wird es nicht mehr lange machen.« Barrow richtete sich auf und rieb sich den Nacken. »Verdammtes kleines Aas«, ächzte er. »Ich kam gerade wieder ins Haus, als ich sah, wie die Tür zum Arbeitszimmer geschlossen wurde. Wahrscheinlich wollte sie gerade aus dem Haus, und versteckte sich im Arbeitszimmer, als wir hereinkamen.«

»Was geschah?« fragte Holman, als sie das Mädchen ins

Wohnzimmer führten und auf ein langes Ledersofa setzten. Sie schien jetzt ruhig und folgsam.

»Ich lief hinter ihr ins Arbeitszimmer, und da ich es an der nötigen Vorsicht fehlen ließ, traf sie mich. Sie muß mit diesem verdammten Spiegel in den Händen hinter der Tür gestanden und auf mich gewartet haben. Ich war halb betäubt, kann mich nur erinnern, daß ich auf allen Vieren am Boden herumkroch und versuchte, von ihr wegzukommen. Die Schlampe!«

»Lassen Sie gefälligst diese Ausdrücke, Barrow«, fuhr Holman auf. Er hatte gute Lust, dem Mann selbst noch eine Abreibung zu geben, wenn er weiter so aggressiv war. Er kniete vor Casey nieder, nahm ihr bleiches Gesicht zwischen die Hände. Sie starrte an ihm vorbei. Ihre Augen waren weit geöffnet, schienen aber nichts zu sehen.

»Casey, Liebling, kannst du mich hören?« fragte er in zärtlichem Ton. »Kannst du mich verstehen?«

Ihre Augen sahen ihn kalt an. »Arschloch«, sagte sie.

Es war, als hätte sie ihn geschlagen. Das Wort wurde mit solch eisiger Vehemenz hervorgestoßen, daß es ihn erschreckte und tief verletzte.

»Das Mädchen kennt Sie nicht, Holman, können Sie das nicht sehen?« sagte Barrow, nicht unfreundlich.

»Ja, das ist wahr«, sagte Holman, und seine Züge verdüsterten sich. »Ob sie mich jemals wieder erkennen wird?«

Diesmal fuhr Holman mit Casey zum Krankenhaus. Ihr Vater wurde vom Notarztwagen ins Krankenhaus Whittington in Highgate gebracht, während sie mit dem Polizeiwagen nach Middlesex in die Klinik zurückgebracht wurde, wo sie schon einmal gewesen war. Inspektor Barrow überließ es Holman, mit dem behandelnden Arzt über das Mädchen zu sprechen, und fuhr zurück nach New Scotland Yard, um Chefinspektor Wreford seine Meldung zu machen.

Der Gebäudekomplex glich einem Bienenhaus, und Bar-

row verstand, warum, als er die Neuigkeiten erfuhr. Er eilte in Wrefords Büro, der seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte und ihn in aller Eile zum Krankenhaus zurückschickte, Holman zu holen. Dieser willigte zögernd ein, ihn noch einmal zum Polizeipräsidium zu begleiten, nachdem er dem behandelnden Arzt das Versprechen abgenommen hatte, Casey unter striktester Überwachung zu halten, und ihm geraten hatte, sich mit dem Krankenhaus in Salisbury in Verbindung zu setzen, wo er behandelt worden war. Der Arzt hatte sich dazu bereit erklärt, aber mehr über Holmans Fall wissen wollen. Bei diesem Stand der Dinge war Barrow zurückgekommen und hatte ihm gesagt, er werde alle seine Informationen aus Salisbury beziehen müssen. Holman werde dringend in einer Angelegenheit benötigt, die jetzt wichtiger wäre als das Wohlbefinden eines Mädchens.

Mehr wollte er nicht sagen, als sie nach Westminster fuhren, und begnügte sich mit der Auskunft, Holman werde früh genug Näheres hören, und er selbst habe noch keinen vollständigen Bericht gehört. Als er endlich in Wrefords Büro saß, erfuhr Holman die erstaunlichen und beängstigenden Tatsachen.

Wreford hielt sich nicht mit langen Vorreden auf. »Wir haben wenig Zeit für Entschuldigungen, Mr. Holman«, begann er. »Ich habe gehört, was Sie und Kriminalinspektor Barrow heute früh erlebt haben, und ich kann nachempfinden, was Sie durchgemacht haben, aber die Ereignisse haben eine größere Bedeutung angenommen.

Während der ganzen Nacht sind Meldungen über seltsame Vorkommnisse eingegangen. Sie wurden natürlich nicht durch mein Büro kanalisiert, bis ich um solche Meldungen bat. Ich muß Ihnen jetzt sagen, daß ich es inoffiziell tat.«

Er hob die Hand, als Holman ihn erstaunt ansah. »Wir wollen jetzt nicht darauf eingehen, aber Sie müssen verstehen, daß ich mich nicht einfach mit Ihrer Aussage begnügen

konnte; ich mußte sichergehen.«

»In Ordnung«, sagte Holman nicht ohne Bitterkeit. »Ich nehme an, ich sollte dankbar sein, daß Sie sich überhaupt der Sache annahmen.«

Wreford räusperte sich und schlug den Blick in momentaner Verlegenheit nieder, dann hatte er sich gefangen und fuhr fort: »Nun, die Berichte begannen sich anzusammeln, und bald war nicht bloß ich mit der Sache befaßt, sondern ganz Scotland Yard. Zuerst hatte es den Anschein, als handle es sich lediglich um vereinzelte Vorfälle, die einen weniger bedeutend, die anderen ernsterer Natur, aber insgesamt begann sich bald ein Muster abzuzeichnen. Die Geschehnisse wurden aus Teilen von Wiltshire, Dorset und Hampshire gemeldet, und wenn wir die Orte miteinander verbinden, ergibt sich eine unregelmäßige Linie. In unserer Zentrale ist man natürlich neugierig, warum ich eine inoffizielle Frage nach Meldungen gerade aus diesen Gebieten durchgegeben hatte. Meine Antwort spare ich für den Polizeipräsidenten auf; wir sind in —« er sah auf seine Armbanduhr — »zehn Minuten verabredet. Ich möchte Sie dabei haben.«

Holman nickte.

Wrefords Züge nahmen einen noch ernsteren Ausdruck an. »Die meisten der erwähnten Vorkommnisse waren isoliert und betrafen zumeist nur eine Person, gelegentlich zwei oder drei, aber nicht mehr. Doch vor knapp einer Stunde kam die erschreckendste Nachricht von allen durch. Wir alle tappen gegenwärtig noch im dunkeln, obwohl das Bild immer deutlicher wird, aber es scheint unglaublich, völlig unvorstellbar.«

»In Gottes Namen, nun sagen Sie es schon!« sagte Holman.

»Etwa um sechs Uhr früh verließ praktisch die gesamte Bevölkerung der Stadt Bournemouth einschließlich der Fe-

riengäste ihre Häuser und beging Massenselbstmord im Meer.«

Es blieb längere Zeit still. Zuletzt brachte Holman hervor: »Das ist unmöglich.«

»Unglaublich, ja, aber es ist geschehen. Mehr als 148 000 Menschen und dabei sind nicht die vielen tausend Feriengäste mitgezählt. Männer, Frauen, Kinder — alle ertrunken. Man ist immer noch mit dem Versuch beschäftigt, diejenigen, die das Meer nicht erreichen konnten, vom Strand fortzuschleppen. Poole Harbour ist von treibenden Leichen verstopft, die Strände um Bournemouth bedeckt mit angetriebenen Ertrunkenen.«

Barrow, der sich bis dahin still verhalten hatte, nahm das Wort und fragte: »Wie steht es um den Nebel, Sir? Ist er gesichtet worden?«

»Ich habe Anweisungen gegeben, ihn zu lokalisieren, aber die Gemeinden haben auch so schon genug Sorgen, ich konnte ihnen noch nicht den Grund nennen, ohne eine allgemeine Panik auszulösen. Ich muß den Polizeipräsidenten sprechen, bevor ich das tun kann. Aber etwas habe ich erfahren: Bournemouth lag gestern in einer dichten Nebeldecke.«

Der Polizeipräsident verlor keine Zeit, den Innenminister zu benachrichtigen und eine sofortige Besprechung anzuberaumen. Er hatte in grimmigem Schweigen Holmans Geschichte gelauscht und sie nur selten unterbrochen, um eine relevante Frage zu stellen, aber nicht eine einzige Meinungsäußerung getan. Holman schlug vor, daß der Verteidigungsminister und sein eigener höherer Vorgesetzter, der Parlamentarische Staatssekretär im Umweltministerium, an der Besprechung mit dem Innenminister teilnehmen sollten.

Nur zwanzig Minuten später erzählte er seine Geschichte ein weiteres Mal in einem großen, eichengetäfelten Raum in Whitehall, inmitten eines Kreises von Ministern und ihren

Beratern. Kaum hatte er geendet, sah er sich einem Trommelfeuer von Fragen ausgesetzt, und der Parlamentarische Staatssekretär im Verteidigungsministerium wies zornig seine Unterstellungen zurück, daß die Militärs im Sperrgebiet bei Salisbury Antworten auf die Frage nach der Ursache des Nebels haben könnten.

Der Innenminister schlug mit der Faust auf den schweren Tisch, um den sie saßen. »Meine Herren, wir können in diesem Stadium unsere Zeit nicht mit Streitereien vergeuden. James, ich wünsche einen ausführlichen Bericht über Ihre Einrichtungen im fraglichen Sperrgebiet«, wies er den Staatssekretär im Verteidigungsministerium an. »Ich möchte über alle Experimente unterrichtet werden, die dort in letzter Zeit ausgeführt worden sind, insbesondere über das Broadmeyer-Experiment.« Holman entgingen nicht die beunruhigten Blicke, die Minister und Staatssekretär austauschten.

Der Innenminister wandte sich seinem Kollegen vom Verteidigungsressort zu. »Richard, wir werden nicht um den Einsatz der Streitkräfte herumkommen, um Bournemouth aufzuräumen und allen Panikreaktionen entgegenzuwirken, zu denen es im umliegenden Gebiet zwangsläufig kommen muß. Hat die Polizei das Nebelfeld schon ausfindig gemacht?«

»Nein, Sir«, sagte der Polizeipräsident, »aber alle Dienststellen haben Anweisung, sofort an mich Meldung zu machen, sobald sie ihn lokalisiert haben.«

»Ich schlage vor, Sie setzen sich mit dem Meteorologischen Amt in Verbindung, daß man auch dort unterrichtet ist und das Netz der Wetterstationen mit einsetzt. Vielleicht wird man Ihnen auch etwas über die Luftströmungen sagen können.«

»Das Meteorologische Amt ist verständigt und hilft uns bei der Suche nach dem Nebelfeld, Sir.«

»Wenn Sie es gefunden haben, werden Sie wissen wollen,

wohin es treibt, nicht wahr?«

»Und was beabsichtigen Sie zu tun, sobald Sie das Nebelfeld gefunden haben?« fragte Sir Trevor Chambers, der Staatssekretär im Umweltministerium. Es war eine Frage, die sie alle beschäftigte. Was konnte gegen eine treibende, substanzlose Wolke getan werden? Wie konnte man sie festhalten? Wie konnte man sie zerstören oder auflösen?

»Es gibt Methoden«, erwiderte der Verteidigungsminister. »Einige wurden im Krieg von der RAF entwickelt, aber die Weiterentwicklung der Radartechnik hat sie inzwischen überflüssig gemacht. Aber die alten Methoden sind noch immer verwendbar.«

»Zuerst müssen wir den Nebel finden«, sagte der Innenminister. »Ich möchte wissen, in welche Richtung er zieht, und ich möchte, daß alle Ortschaften, Siedlungen und Einzelhäuser in seiner Reichweite von sämtlichen Bewohnern geräumt werden.«

»Großer Gott«, sagte Sir Trevor, »das wird eine Riesenoperation.«

»Das ist mir klar, aber was würden Sie vorschlagen?« Er ließ ihm keine Zeit zu einer Antwort. »Mr. Holman, Sie halten sich zur Verfügung des Gesundheitsministeriums, Abteilung für Medizinische Forschung. Sie sind ein Opfer des Nebels, das von seiner Wirkung genesen ist. Ich möchte wissen, warum. Es könnte ungezählten anderen das Leben retten.«

»Darf ich vorschlagen, daß unsere Leute in Porton Down mit der Forschungsabteilung zusammenarbeiten?« fragte der Staatssekretär im Verteidigungsministerium.

Sir Trevor Chambers zog eine Braue hoch. »Porton Down?«

»Ja, dort befinden sich unsere Einrichtungen für Chemische Kriegsführung und Mikrobiologische Forschung.«

»Porton Down, Salisbury?« sagte Sir Trevor.

»Ja, das ist richtig.«

»Diese ganze Sache kommt mir allmählich verdächtig vor!«

Der Innenminister hob beide Hände auf, um dem Ausbruch neuerlicher Streitigkeiten vorzubeugen. »Meine Herren, ich habe James um einen vollständigen Bericht über die bei Salisbury geleisteten Arbeiten gebeten, und ich kann keine Diskussionen dulden, bis ich diesen Bericht gelesen habe. Im Augenblick gibt es dringendere Fragen, die gelöst werden müssen. Selbstverständlich werden wir die Leute der Chemischen Kriegführung und der Mikrobiologischen Forschung zur Aufklärung heranziehen — wir werden jeden heranziehen, der uns im Kampf gegen diese Gefahr von irgendeinem Nutzen sein kann.«

Während der nächsten vierzig Minuten wurden Pläne diskutiert, wie der außergewöhnlichen Lage zu begegnen sei; Pläne zur Evakuierung der Menschen aus bedrohten Gebieten, und Methoden zur Auflösung des Nebels wurden erörtert. Berater und Ministerialbeamte gingen, ihre Aufträge auszuführen, andere wurden hereingerufen, um Anweisungen entgegenzunehmen, die sie nur teilweise verstanden, aber dessen ungeachtet ausführten. Der Polizeipräsident erhielt eine schriftliche Botschaft und unterbrach die Einzelgespräche.

»Das Nebelfeld ist lokalisiert«, verkündete er mit düsterer Stimme. »Es treibt wieder nordwärts. Auf Winchester zu.«

Flugkapitän Joe Ennard nahm seinen Platz in der Pilotenkanzel der riesigen Boeing 747 ein und begrüßte seine Besatzung mit einem gezwungenen Lächeln.

»Wie war der freie Tag?« fragte der Flugingenieur.

»Ungeheuer«, sagte Ennard ohne Enthusiasmus. Er dachte an seinen Tag mit Sylvia, der so gut angefangen hatte und so elend zu Ende gegangen war, während er die Instrumente überprüfte. Er drückte den Sendeschalter und holte vom Kontrollturm die Erlaubnis zum Starten der Triebwerke ein. Zusammen mit seinem Ersten Offizier begann er Schalter zu betätigen, und der Jumbo erwachte grollend zu vibrierendem Leben. Die Triebwerksgeräusche verstärkten den dumpfen Schmerz hinter den Augen, der ihn seit einiger Zeit peinigte.

Er hatte den letzten Tag mit seiner Frau im New Forest verbracht, um etwas von der alten Übereinstimmung wiederzufinden, die ihre Ehe früher ausgezeichnet hatte. Seine eher beiläufigen Abenteuer in den letzten paar Jahren waren Sylvia nicht entgangen, aber wegen ihrer eigenen Unzulänglichkeiten hatte sie versucht, sich mit ihnen abzufinden. Mit achtunddreißig hatte sein Trieb gegenüber früheren Jahren kaum nachgelassen. Ob es genauso gewesen wäre, wenn ihre Ehe einen normalen Verlauf genommen hätte, wußte er nicht, aber der Umstand, daß Sylvia den Geschlechtsakt so abstoßend fand, hatte sein Verlangen nach Befriedigung anscheinend verstärkt, statt es zu vermindern. So war er trotz der Tatsache, daß er sie noch immer liebte, gezwungen gewesen, sich nach dem, was ihm in ihrer Ehe fehlte, anderswo umzusehen.

Die Ironie dabei war, daß er sich deswegen schuldig fühlte. Sylvia sprach niemals von seiner Untreue, machte ihm niemals Vorwürfe wegen seines Fehlverhaltens. Oft fand er

sie in stillen Tränen, aber es waren nicht Tränen der Anklage; nur Tränen des Bedauerns. Es hatte zwei Jahre nach ihrer Hochzeit angefangen, als sie das Kleine verloren hatten. Es war nicht Sylvias Schuld gewesen, aber niemand, nicht einmal die Ärzte, hatten sie davon überzeugen können. Joe Ennard war bei der Geburt dabei gewesen, und noch jetzt sah er das kleine menschliche Wesen vor sich, das aus ihrem Leib gekommen war, so winzig, so vollkommen — so tot. Die Ärzte hatten natürlich alle Antworten gewußt, aber Antworten konnten das Kind nicht lebendig machen, die zerstörten Hoffnungen nicht wieder erneuern.

Danach befürchtete sie, daß es wieder genauso kommen würde, sollte sie neuerlich schwanger werden, und das hatte zu ihrer Frigidität geführt. Selbst die Vorsichtsmaßnahmen, die er ergriff, konnten ihre Bedenken nicht zerstreuen, und nach einiger Zeit hatte er die Versuche aufgegeben. Dennoch liebten sie einander von Herzen, und seine Seitensprünge waren genau das und nicht mehr. Nie kam es zu einer gefühlsmäßigen Bindung, stets blieb es bei dem körperlichen Akt, der ihm Erleichterung verschaffte. War es möglich untreu zu sein, und doch seine Frau zu lieben? Er wußte, daß die Antwort, wenigstens in seinem Fall, ja lautete.

Und dann gestern. Ein Tag, der sie enger hatte zusammenführen sollen, um die Kluft zu schließen, die sich, wie er spürte, zwischen ihnen aufgetan hatte. Die Jahre der Untreue forderten endlich ihren Tribut, und er hatte beschlossen, nicht mehr außerhalb seiner Ehe nach körperlicher Befriedigung zu suchen. Er war mit ihr zum New Forest gefahren, wo sie vor ihrer Ehe viel Zeit miteinander verbracht hatten, um ihr seine Liebe und Treue zu geloben und zu versprechen, daß er seiner körperlichen Bedürfnisse wegen nicht mehr Verrat an ihrer Gemeinsamkeit üben wolle, daß es noch immer genug in ihrer Ehe gebe, um sie aneinander zu binden und darauf zu bauen.

Aber in dem Nebel, der sie plötzlich dicht und kalt eingehüllt hatte, hatte sie ihm gesagt, daß sie ihn verlassen wolle. Sie habe einen anderen gefunden, der bereit sei, mit ihr zu ihren Bedingungen zu leben, der nicht andere Frauen brauchen würde, um sein Verlangen zu stillen, der sich damit zufrieden geben würde, sie um ihrer selbst und nicht um ihres Körpers willen zu lieben.

Er war so bestürzt gewesen, daß er nicht einmal versucht hatte, sie umzustimmen.

Und an diesem Morgen hatte er eine seltsame Erleichterung verspürt, gerade so als ob eine schwere Bürde von ihm genommen wäre. Er war frei. Nicht er würde sie verlassen, sondern sie ihn. Er brauchte sich nicht zu sorgen, daß sie wegen der Trennung zusammenbrechen würde; im Gegenteil, sie würde jetzt glücklich sein. Vielleicht war es das gewesen, was ihn all diese Jahre an sie gebunden hatte: nicht Liebe, aber die Furcht, sie zu verletzen, nachdem sie bereits so viel gelitten hatte. Er brachte es sogar über sich, nach dem Mann zu fragen. Wer war er? Kannte er ihn? War er verheiratet? Was machte er? Er fragte ohne Bosheit, ohne einen Gedanken rechtschaffener Empörung, und sie fühlte es und beantwortete seine Fragen. Er hieß Kevin - Joe konnte sich an den Nachnamen nicht erinnern — nein, er hatte ihn nie gesehen, er war geschieden und Radaringenieur von Beruf. Sie hatte ihn in London kennengelernt, während Joe auf einem seiner Flüge außer Landes gewesen war. Sie hatten einander schon früher gekannt, noch vor Joes Zeit, aber dann aus den Augen verloren. Sie traf ihn zufällig bei einem Einkaufsbummel, vor einem Geschäft in der Tottenham Court Road. Er hatte gerade Mittagspause gehabt und sie eingeladen, mit ihm zu essen. Sie war darauf eingegangen.

Kevin hatte ihr von seiner Scheidung vor drei Jahren erzählt, sie aber hatte wenig von ihrer Ehe mit Joe gespro-

chen. Am Ende der gemeinsamen Mahlzeit fühlten sie ein Einverständnis und einen inneren Gleichklang miteinander, wie keiner von beiden es seit Jahren erlebt hatte. Er erzählte ihr stolz von dem neuen Anwendungsgebiet, auf dem er in der Radarentwicklung arbeitete, und daß er zur Zeit im großen Turmhaus des Londoner Hauptpostamtes stationiert sei, und versprach ihr, daß er, wenn sie am nächsten Tag wiederkommen wolle, eine private Führung durch das fantastische Gebäude für sie veranstalten würde.

Sie brach ihr Versprechen, aber sechs Tage später, als Joe wieder fort war, rief sie Kevin in seinem Arbeitszimmer im Turmhaus an und verabredete sich mit ihm. Das lag inzwischen sechs Monate zurück, und seither waren ihre Empfindungen füreinander gewachsen und so stark geworden, daß weder sie noch er länger getrennt voneinander leben wollten.

Sie war überrascht, als Joe sie anlächelte und ihnen beiden Glück wünschte. War es wirklich so einfach, zehn Jahre Ehe zu beenden?

Joe hatte das Haus verlassen und war zum Flughafen Heathrow gefahren, und unterwegs hatte der dumpfe Kopfschmerz erfolgreich alle Gedanken an seine gescheiterte Ehe aus seinem Bewußtsein vertrieben. Er unterließ es, wegen des Kopfschmerzes den Flughafenarzt aufzusuchen, da er nur eine unbedeutende und vorübergehende Störung seines Wohlbefindens darin sah.

Die 747 rollte schwerfällig zu der zugewiesenen Startbahn und nahm ihren Platz in der Schlange hinter den anderen wartenden Maschinen ein. Der Jumbo, über dreihundertfünfzig Tonnen schwer und, obschon nicht voll beladen, mit annähernd dreihundert Passagieren an Bord, zitterte unter der gebändigten Kraft seiner Triebwerke.

Ennard wischte sich die feuchte Stirn, während er auf die Starterlaubnis vom Kontrollturm wartete. Wie immer

war es eine Erleichterung, als die Durchsage kam. Der Schub der vier großen Triebwerke drückte ihn in den Sessel zurück, und der Jumbo rollte die Startbahn entlang, beschleunigte von Sekunde zu Sekunde. Nach achtzehnhundert Metern konnte er die Nase langsam hochziehen und das Gewicht auf die vier Hauptfahrwerke verlagern. Dann hob das riesige, plumpe Ungeheuer ab und gewann Höhe, ein tolles Schauspiel und ein Triumph menschlicher Technik.

Die Besatzung atmete auf, als die 747 eine Schleife um den Flugplatz zog, um Höhe zu gewinnen. Es gab immer diesen Augenblick der Anspannung, wenn sie sich fragte, ob der Koloß aufsteigen oder zurückfallen und am Boden zerschellen werde, obwohl jahrelange Erfahrung dafür sprach, daß letzteres nicht eintreten würde.

Miller, der Kopilot, grinste zu Ennard herüber. »New York City, wir kommen. Und Beryl, Schätzchen, ich werde dich fliegen!« Er lachte über seinen Scherz. Beryl arbeitete bei einer anderen Luftlinie als Stewardess; er hatte sie auf dem John F. Kennedy-Flughafen kennengelernt. Der überstrapazierte Wahlspruch ihrer Gesellschaft belustigte ihn immer wieder.

Er war überrascht, daß Ennard keinerlei Reaktion zeigte. »Fehlt dir was, Joe?« fragte er.

Ennard starrte geradeaus, die Hände hielten den Steuerknüppel umklammert.

»He, Käpt'n«, sagte der junge Navigator. Es war erst sein zweiter Flug mit Kapitän Ennard, und er empfand noch immer ein wenig Scheu vor dem Mann. »Ah, wir sind ein wenig vom Kurs abgekommen.«

Miller brauchte nicht einmal seine Instrumente zu überprüfen. Er konnte es visuell erkennen, indem er zum dreitausend Meter unter ihnen ausgebreiteten Land hinabsah. »Du solltest da lang fliegen«, sagte er humorvoll und wies

mit dem Daumen über seine Schulter. »Hast du gehört? He, Joe!«

Er langte hinüber und schüttelte Ennards Arm. »Ist was? Komm schon, Joe, wach auf!« Er beugte sich besorgt vorwärts, um in das starre Gesicht des Piloten zu sehen. Er schüttelte ihn wieder.

Joe Ennards Rückhandschlag warf ihn zurück in seinen Sitz und ließ Blut aus der geplatzten Unterlippe aus dem Mundwinkel rinnen. »Terry, pack ihn!« rief er dem Navigator zu und ergriff seine Steuerung, um sie dem eisernen Griff des Flugkapitäns zu entwinden und die Maschine auf Kurs zu bringen.

Der Navigator schnallte sich los und kam nach vorn, im Ungewissen, was er tun sollte', und abgeneigt, Hand an den Kapitän zu legen.

»Zieh ihn von der Steuerung weg!« rief Miller, dessen Anstrengungen, die riesige Maschine unter Kontrolle zu bringen, ohne die Kooperation des Flugkapitäns nutzlos blieben.

Der Navigator faßte Ennard bei den Handgelenken und versuchte, sie vom Steuerknüppel zu reißen, aber es gelang ihm nicht. Darauf legte er den Arm um den Hals des Piloten, drückte ihm die Luft ab und zog gleichzeitig zurück.

Unterdessen machte Miller sich daran, Ennards Finger vom Steuerknüppel zu lösen. Keiner von ihnen hörte das diskrete, aber drängende Klopfen an die verschlossene Tür der Pilotenkanzel; der Chefsteward machte sich auch Sorgen um die Flugrichtung. Plötzlich öffnete Ennard mit einer ruckartigen Bewegung seinen Sicherheitsgurt und erhob sich, soweit seine beengte Position es erlaubte. Er war ein kräftiger Mann, und der Wahnsinn, der von ihm Besitz ergriffen hatte, machte ihn noch stärker. Der erste Faustschlag traf seinen Kopiloten zwischen die Augen und warf ihn in seinen Sitz zurück. Im nächsten Augenblick trieb er dem Navigator

einen Ellbogen in die Magengrube, daß der Mann ihn loslassen mußte und sich nach Luft schnappend vor Schmerzen krümmte. Mit einem weiteren Schlag warf er ihn durch die Pilotenkanzel und gegen die Rückwand.

Miller rieb sich die Augen; um wieder sehen zu können, und schrie dem halb bewußtlosen Navigator zu: »Die Pistole! Um Himmels willen, schieß ihn nieder!«

Sie verwahrten die illegale Schußwaffe zum Schutz gegen die immer häufigeren Flugzeugentführungen in einem Versteck hinter dem Sendegerät. Grundlage dieser Regelung war eine heimliche Übereinkunft zwischen ihnen, wie sie auch von vielen anderen Flugzeugbesatzungen getroffen worden war.

Die Worte waren kaum heraus, als ein mit zwei Fäusten geführter Schlag sein ungeschütztes Genick traf. Er sackte besinnungslos vornüber.

Joe Ennard ließ sich wieder in seinen Sitz fallen und ergriff die Steuerung. Das zornig-mechanische Geräusch des Fluglotsen vom Kontrollturm in Heathrow summt ihm durch den Kopf, aber er ignorierte es. Er blickte hinab auf London, suchte mit starrem Blick nach der hohen, vertrauten Landmarke.

Ein zufriedenes Lächeln glitt über seine Züge, ein seltsames Lächeln, das seine Zähne entblößte. Er hatte gefunden, was er suchte.

Terry wurde sich allmählich der hämmernden Faustschläge an die Tür bewußt. Der Chef Steward hatte den Tumult gehört und verlangte aufgeregt, daß die Tür geöffnet werde, ohne noch darauf zu achten, daß einige der Passagiere ihn hören mußten. Der Navigator zog sich benommen auf die Knie und blickte nach vorn. Er konnte Miller nicht sehen, aber der Flugkapitän saß vorwärtsgebeugt über der Steuerung, als ob er durch die Fenster etwas anvisierte.

Gleich darauf fühlte er, wie die Maschine in einen Sturz-

flug übergang, als der Pilot seinen Steuerknüppel nach vorn stieß, daß alle vier Triebwerke auf volle Leistung gebracht wurden und die gigantische Maschine mit enormer Schubkraft beschleunigten. Verzweifelt suchte er hinter dem Sender nach der versteckten Pistole, fand und entsicherte sie. Dann kroch er über den schräg geneigten Boden zum Pilotensitz und zeigte sie Ennard mit zitternder Hand.

»Halt!« rief er hilflos. »Hochziehen, oder ich schieße!«

Er kam taumelnd auf die Beine, hielt sich an der Rückenlehne des Pilotensitzes fest. Er hob die Waffe an den Hinterkopf des Flugkapitäns und beschwor ihn, den Steuerknüppel anzuziehen und die Maschine abzufangen. Dann fiel sein Blick auf das Gebäude, das auf sie zuraste. Er schrie, als er den Abzug drückte.

Bevor der Schuß krachte, bevor das mit Blut vermischte Gehirn des Flugkapitäns auf die Instrumente vor ihm spritzte, glaubte Terry, daß er ihn etwas sagen hörte. Es klang wie: »Guten Morgen, Kevin«, aber der Navigator hatte weder Zeit noch Verlangen, über die Worte nachzudenken, denn sein Kopf war voll von seinem eigenen Entsetzen.

Der 747 Jumbo explodierte mit einem dumpfen Knall, dessen Echo durch ganz London hallte, in das Turmhaus des Hauptpostamtes, mehr als dreihundertfünfzig Tonnen berstenden Metalls und aufflammenden Treibstoffs, die das Gebäude zum Einsturz brachten, als wäre es aus Kinderbausteinen gemacht.

Holman wurde mit Kriminalinspektor Barrow in einem Polizeiwagen nach Middlesex gefahren, um Casey im Krankenhaus abzuholen. Der Innenminister hatte Holman zu einer wichtigen Person gemacht, der einzigen, die sich von den Auswirkungen des geheimnisvollen Nebels erholt hatte. Er sollte auf das gründlichste untersucht und sein Enzephalogramm studiert werden, um festzustellen, wie es zu seiner Genesung gekommen war, und ob er jetzt als immun gelten konnte. Als die nächste unter den Auswirkungen leidende Person war auch Casey von Bedeutung. Von Bournemouth wurden Leichen mit Hubschraubern eingeflogen, da man hoffte, durch Autopsien Art und Umfang ihrer Gehirnschäden zu ermitteln. Andere, die noch lebten, aber geisteskrank waren, wurden ausgewählt und sollten zu weiteren Versuchen in eine Spezialklinik gebracht werden. Aber im Augenblick konnte man sagen, daß John Holman und Casey Simmons die zwei wichtigsten Leute in England waren.

Vom Krankenhaus wurden sie in einem Ambulanzwagen zum Gesundheitsministerium gebracht, und während der Fahrt saß Holman neben der Trage, auf der Casey lag, betäubt von Beruhigungsmitteln. Er hielt ihre Hand und sorgte sich wegen der Blässe ihres Gesichts. Er sah auf seine Armbanduhr: 9.45. Gott, war er müde! Er hatte gedacht, es mußte wenigstens um die Mittagszeit sein. Noch sah man allenthalben Leute zur Arbeit eilen; ihr Tag hatte gerade begonnen, sie hatten eben erst die verheerende Nachricht aus Bournemouth gehört. Würden sie in Panik geraten? Auf jeden Fall mußte man der Bevölkerung eine Erklärung geben. Wem würden sie die Schuld zuschieben? Der Regierung? Den Russen? Den Chinesen? Vielleicht irgendwelchen anderen Ländern, zur Abwechslung. Gab es überhaupt noch befreundete Nationen? Sogar Amerika wurde feindselig.

Welche Entschuldigung würde die Regierung vorbringen? Umweltverschmutzung? Würde die Bevölkerung das schlucken? Er hatte weiß Gott genug Beweise der Schäden zusammengetragen, die durch Umweltverschmutzung angerichtet worden waren, aber natürlich nichts von dieser Größenordnung. Und die Öffentlichkeit war nicht mehr so einfältig. Die Medien hatten den Leuten die Probleme vor Augen geführt, ihnen Einsichten vermittelt, die, wie unbestimmt sie auch waren, doch hellhörig machten. Sie würden an eine Chemikalie als Verursacher glauben, ein giftiges Gas, das von irgendeinem wissenschaftlichen Laboratorium irgendwo versehentlich freigesetzt worden war, und wenn sie es nicht selbst vermuteten, dann würden die Medien sie in diese Richtung lenken, dessen glaubte er sicher zu sein.

Wäre es nicht so eine Katastrophe, so hätte er seinen Spaß daran haben können, den hochrangigen Politikern zuzusehen, wie sie sich aus der Verantwortung wanden. Aber schließlich gab es immer Unberechenbarkeiten, auf die sich die Regierungen überall auf der Erde geschickt berufen konnten. Nicht einmal er war sicher, ob es ein von Menschen gemachtes oder ein ungewöhnliches Phänomen der Natur war; der winzige Zweifel im Hintergrund seines Verstandes würde ihn daran hindern, mit aller Entschiedenheit das Verteidigungsministerium verantwortlich zu machen. Aber wenn er jemals konkrete Beweise finden könnte...

Eine dumpfe Explosion riß ihn aus seinen Gedanken. Der Krankenwagen hielt an, und als Holman hinausspähte, sah er, daß der gesamte Verkehr über die Waterloo Bridge zum Stillstand gekommen war. Als er die Hecktüren öffnete und ausstieg, kam Barrow von dem Polizeiwagen, der sie zurückbegleitet hatte, herübergelaufen.

»Sehen Sie!« rief er und streckte den Arm aus. »Da drüben!«

Holman blickte in die angezeigte Richtung und sah einen

gewaltigen Ball aus Feuer und Rauch über dem Westteil der Stadt. Er stieg in den blauen Himmel auf, eine schwarze, brodelnde Wolke, im unteren Teil rot und schweflig gelb durchschossen.

»Was, zum Henker, ist das?« fragte Holman, ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden, und die gleiche Frage mußte all die anderen Autofahrer beschäftigen, die aus ihren Wagen hervorgekommen waren und verblüfft dastanden und in den Himmel blickten.

»Ich bin nicht sicher«, sagte Barrow in ruhigem Ton, »aber es muß in der Gegend der Tottenham Court Road sein. Es könnte vor dem Turm der Hauptpost sein. Wenn es nicht davor ist —« Den Rest des Satzes ließ er ungesagt.

Holman wandte den Kopf und starrte ihn an. Weitere dumpfe Explosionen kamen von derselben Stelle, und sie konnten aufschießende Flammen sehen.

»Jetzt geht es auch hier los«, bemerkte Holman.

»Was? Nein; wir hatten hier keinen Nebel«, erwiderte Barrow. »Es kann keinen Zusammenhang geben, oder?«

»Ich wünschte, wir könnten das mit Gewißheit sagen.«

Mehrere Gruppen von Menschen hatten sich zusammengefunden und sprachen aufgeregt durcheinander, gestikulierten wiederholt zu der sich ausbreitenden schwarzen Wolke. Barrow ging zu einer der Gruppen hinüber und stellte Fragen. Eine Minute später kam er zurück.

»Die Leute dort sahen einen Jumbo über London kreisen«, sagte er. »Sie sagten, er sei sehr niedrig geflogen, so daß man habe sehen können, daß er Schwierigkeiten hatte. Dann sei er in einen Sturzflug übergegangen. Sie glauben, er habe das Turmhaus getroffen, ein alter Knabe schwört Stein und Bein darauf.«

Holman schüttelte ungläubig den Kopf. »Es ist unbegreiflich. Die Schule, Bournemouth — und nun dies.«

»Wie ich gerade sagte, wahrscheinlich hat es nichts mit

dem Nebel zu tun!«

»Ich wünschte, ich könnte es glauben, Barrow.«

Trotz des warmen Sonnenscheins fühlte Holman sich von einem Frösteln überlaufen.

Er staunte über die Ausdehnung des Kellergeschosses unter dem Alexander Fleming House, das für medizinische Forschung Verwendung fand. Obwohl selbst Angehöriger des Öffentlichen Dienstes, hatte er nichts von dieser Einrichtung gewußt. Sie wurden von dem leitenden Amtsarzt empfangen, einem dicken, jovialen Mann, der sie mit den Worten begrüßte: »Ich werde Sie hinunter führen und Mrs. Janet Halstead übergeben, der dem Forschungsrat beigeordneten Amtsärztin. Es ist eine ganz selbständige Abteilung, aber aus guten Gründen in diesem Gebäude untergebracht. Ihre angeschlossenen Forschungsgruppen arbeiten über das ganze Land verstreut, die Mehrzahl in London, aber viele bis nach Schottland hinauf. Wenn es notwendig wird, sie für ein Projekt zusammenzubringen — und das ist in der Vergangenheit schon einige Male geschehen —, versammeln sie sich hier. Unnötig zu sagen, daß Sie nach dem Gesetz über Amtsgeheimnisse verpflichtet sind, alle Informationen, die Ihnen hier gegeben werden, für sich zu behalten.« Er lachte über ihre ernsthaften Mienen. »So sehr geheim ist es nicht, verstehen Sie, aber es gibt Gründe, nicht alles zum Allgemeinwissen zu machen.«

Sie bestiegen einen Aufzug. Casey war durch einen rückwärtigen Eingang ins Gebäude gebracht worden.

Eine rundliche Frau mittleren Alters in einem weißen Laborkittel begrüßte sie, als die Aufzugtüren sich wieder öffneten. Sie schüttelte Holman die Hand, ohne auf eine Vorstellung zu warten.

»Sie müssen Mr. Holman sein«, sagte sie lächelnd. »Ich habe Ihre Akte gelesen, die mir von Ihrem Ministerium überlassen wurde. Ihr Foto wird Ihnen aber nicht gerecht.«

Holman, entwaffnet, lächelte schwach zurück.

Der leitende Amtsarzt sagte: »Das ist Mrs. Janet Halstead. Dann überlasse ich Ihnen die Besucher, nicht wahr, Janet?«

Sie nickte und forderte Holman und Barrow auf, ihr zu folgen, als die Lifttüren sich vor dem lächelnden Mann des Gesundheitsministeriums schlossen. Dies war eine Amtsärztin? Holman konnte nicht umhin, sich zu wundern. Sie war gewiß freundlich und nett, sah aber nicht intelligenter aus als eine durchschnittliche Hausfrau. Doch sollte es sich im Lauf des Tages zeigen, daß er sie unterschätzt hatte.

»Ich nehme an, Sir Geoffrey hat Ihnen erklärt, warum wir Sie hierher gebeten haben. Es gibt eine ganze Anzahl Leute, die Sie untersuchen möchten, und da ist es praktischer, sie hierherzubringen, als Sie durch das ganze Land zu fahren. Ich weiß nicht, ob Sie es schon gehört haben, aber es ist über Südengland der Ausnahmezustand verhängt worden. Wir müssen sehr, sehr rasch einige Antworten finden.«

Sie ging voraus in ein Büro und bat sie, Platz zu nehmen, dann setzte sie sich auf eine Schreibtischkante. »Bevor wir anfangen: Haben Sie heute schon gefrühstückt?« Sie lächelte, als Holman und Barrow die Köpfe schüttelten. »Gut, dem werden wir bald abhelfen. Für Sie, Mr. Holman, wird es nicht viel sein, fürchte ich. Wir müssen ein paar Proben nehmen und Untersuchungen durchführen, die das nicht erlauben. Sie werden aber genug bekommen, daß Sie uns nicht ohnmächtig werden.«

Holman fühlte sich von ihren Worten und ihrer Art so beruhigt, daß er anfang, sich zu entspannen. Seine Müdigkeit und der weiche Sessel, in dem er saß, trugen ihren Teil dazu bei.

»Bitte erzählen Sie mir während des Frühstücks alles, was Ihnen zugestoßen ist — und ich würde es zu schätzen wissen, wenn Sie sich bemühen, nichts auszulassen. Jede Kleinigkeit könnte von der größten Bedeutung sein.« Sie nahm

den Hörer vom Telefon und drückte einen Knopf, bestellte Frühstück für ihre Besucher.

Holman sah zu Barrow, der sich in seiner inaktiven Rolle recht unglücklich zu fühlen schien.

»Wie ich bereits gesagt habe«, fuhr Mrs. Malstead fort, als sie den Hörer aufgelegt hatte, »haben wir einen äußerst arbeitsreichen Tag vor uns. Wir verfügen über alle nötigen Einrichtungen, und die besten Forschungsmediziner sind entweder bereits hier oder unterwegs. Ich kann Ihnen versichern, daß wir in den letzten Stunden keine Zeit vergeudet haben. Zuerst möchte ich Ihnen sagen, wer Sie untersuchen wird. Die Namen werden Ihnen nichts sagen, und ich weiß selbst nur die Hälfte von ihnen auswendig, aber es sind folgende Fachgebiete vertreten:

Krankhafte Zellveränderungen; Infektionskrankheiten; Krankheiten des Immunsystems; Psychiatrie und Nervenkrankheiten; Biochemische Parasitologie; Neurobiologie; Stoffwechselprozesse des Gehirns; Mutationsforschung; Molekulargenetik; Molekulare Pharmakologie; Neurologie und Neuropsychiatrie; Strahlungserkrankungen.« Sie lächelte Holman zu. »Und ich glaube, das Verteidigungsministerium schickt uns einige seiner Spezialisten für chemische und mikrobiologische Kampfstoffe.«

Er saß wie betäubt, und sie versuchte hastig, ihn aufzumuntern. »Sie können selbst sehen, daß viele dieser Fachrichtungen gar nicht ins Spiel kommen werden, wir müssen sie bloß für den Fall, daß sie notwendig werden, zur Hand haben.« Wieder schenkte sie ihm ihr entwaffnendes Lächeln.

Holman saß eine Weile still, einen beunruhigten Ausdruck im Gesicht. »Zwei Fachrichtungen«, sagte er schließlich, »sind mir aufgefallen, und ich glaube, eine davon versuchten Sie zwischen den anderen zu verstecken.«

Sie lächelte weiter. »Und das waren?«

»Der offensichtliche Fall war Strahlungserkrankungen. Das andere war Mutationen. Ich meine Zellmutationen.«

Sie warf ihm einen scharfen Blick zu und sagte ohne eine Spur von Herablassung: »Ich sehe, daß Sie sehr aufmerksam sind, Mr. Holman. Ja, ich wollte Sie nicht erschrecken. Wie ich sagte, werden viele dieser Forschungsrichtungen überhaupt nicht ins Spiel kommen. Und ich glaube, daß Zellmutation auch dazu gehören wird — aber wir müssen Gewißheit haben. Das sehen Sie ein, nicht wahr? Wir dürfen nichts dem Zufall überlassen. Was Strahlungserkrankungen betrifft, nun, das ist heutzutage offensichtlich, nicht wahr?«

»Aber was glauben Sie aus meiner Untersuchung zu erfahren? Schließlich bin ich geheilt, nicht?«

»Vor allem natürlich Information, Mr. Holman. Ich habe bereits mit den Ärzten telefoniert, die Sie in Salisbury behandelten. Die Beschreibung Ihrer Symptome war nützlich, aber doch recht unzulänglich, wie ich fürchte. Indem wir Sie untersuchen, können wir feststellen, in welchem Umfang Ihr Gehirn geschädigt wurde — wenn es Ihr Gehirn war. Auch ich bin der Meinung, daß Sie geheilt sind, gewiß, aber es mögen noch immer Reste des ursächlichen Phänomens vorhanden sein. Wie ein Schlag, der eine Prellung zurückläßt oder ein überstandener Rausch, der sich im Nachhinein durch erhöhten Blutalkohol verrät.«

»Aber würde das nicht einen chirurgischen Eingriff erforderlich machen?«

Sie lachte. »Nein, das glaube ich nicht, nicht in Ihrem Fall.« Sie wurde wieder ernst. »Wir haben genug Leichen, die wir auf diese Weise untersuchen können.«

»Und was werden Sie mit Miß Simmons machen?«

»Wir werden versuchen, sie zu heilen.«

Die Tür ging auf, und ihr Frühstück wurde auf einem Teewagen hereingefahren. Janet Halstead griff hinter sich und

schaltete ein Tonbandgerät ein.

»Nun, Mr. Holman«, sagte sie, »lassen Sie sich Zeit und erzählen Sie uns alles, was Sie über diesen geheimnisvollen Nebel wissen oder bemerkt haben. Fangen Sie von vorn an und bemühen Sie sich, nichts auszulassen.«

Der Rest des Tages verwischte sich in Holmans Erinnerung. Er wurde auf vielerlei Weise untersucht, getestet und befragt. Ein EKG wurde gemacht; sein ganzer Körper wurde geröntgt; man injizierte eine radioaktive Substanz in seine Gehirnarterien, um festzustellen, ob es zu Deformationen der normalen Strukturen oder zu räumlich erkennbaren Verletzungen gekommen war; Elektroden wurden auf seiner Kopfhaut befestigt, um das mögliche Vorhandensein eines Tumors zu untersuchen; mit einer Hohlnadel wurde seinem Rückgrat eine kleine Menge zerebrospinaler Flüssigkeit entnommen und untersucht. All diese Untersuchungen, und viele andere mehr, wurden an ihm und Casey vorgenommen, und endlich, am späten Nachmittag, ließ man ihn in erschöpften Schlaf sinken.

Als er mehrere Stunden später erwachte, sah er Barrow in einem Sessel neben seinem Bett hängen und leise schnarchen. Als Holman sich aufrichtete, wurde auch der Kriminalbeamte rasch munter und blickte besorgt zum Bett. Dann lächelte er und rieb sich das Gesicht.

»Sie waren reif zum Auszählen«, sagte er zu Holman.

»Sie haben auch nicht schlecht geschnarcht«, antwortete Holman.

»Ja, aber ich habe einen leichten Schlaf.« Er schaute Holman aufmerksam an: »Hören Sie, wie wäre es mit einem Waffenstillstand? Ich weiß, daß ich ein bißchen grob mit Ihnen war, aber die ganze Geschichte schien mir ziemlich fantastisch, nicht wahr?«

»Ja, das war sie.«

»Nun, es tut mir leid.«

»In Ordnung, vergessen wir es. Tatsächlich bin ich überrascht, daß Sie noch da sind.«

»Sonderauftrag. Ich bin Ihr Leibwächter. Sie sind eine wichtige Person. Ein zweiter steht draußen und bewacht die Tür.«

»Glaubt man, jemand wolle mich ermorden, oder — befürchtet man, ich könnte weglaufen?«

Barrow hob die Hände und seufzte. »Man möchte sichergehen. Sie dürfen nicht vergessen, welche Wirkung dieses Gas auf andere gehabt hat; wir haben keine absolute Gewißheit, daß Sie schon geheilt sind, verstehen Sie?«

»Ich verstehe«, sagte Holman in resigniertem Ton. »Erzählen Sie mir, was geschehen ist, während ich geschlafen habe.«

»Eine ganze Menge. Vor ein paar Stunden begann eine Konferenz der beteiligten Ärzte und Forscher. Ich weiß nicht, was im einzelnen verhandelt wurde, aber sie haben sich auf die Leute aus Porton Down eingeschossen, die Wissenschaftler für mikrobiologische Forschung. Sie waren ausweichend und weigerten sich schließlich, weitere Fragen zu beantworten, bevor sie mit ihrem Minister gesprochen hätten.«

»Alles weist in dieselbe Richtung, nicht?«

»Ja«, sagte Barrow, »das kann man sagen. Jedenfalls fuhren die Leute vor ungefähr einer Stunde zum Verteidigungsministerium, und die anderen sind in hellem Zorn zurückgeblieben. Sie machen mit ihrer Arbeit weiter, sind aber nicht sehr glücklich darüber.«

»Wie geht es Casey?«

»Ich weiß es nicht, aber ich werde die Amtsärztin rufen. Sie wollte verständigt werden, wenn Sie aufwachen.« Er ging zur Tür und gab dem uniformierten Polizisten draußen Anweisung, Janet Halstead zu suchen.

»Wie sieht es mit dem Nebel aus?« fragte Holman, als der

Kriminalinspektor wieder in seinem Sessel saß.

»Sie wissen, daß man ihn lokalisiert hat, und glücklicherweise hat der Wind nachgelassen, so daß er sehr langsam treibt. Es soll ein unglaublicher Anblick sein, ungefähr eine Meile breit und eine hoch.«

»Dann ist er gewachsen.« Die Erkenntnis beunruhigte Holman. »Als ich ihn zuletzt sah, war er allenfalls halb so groß.«

»Ja, man weiß, daß er wächst. Er wird auch dichter und nimmt eine schmutzig-gelbliche Färbung an. Feuerwehr und Katastrophenschutz haben ihn den ganzen Tag mit allen möglichen Lösungen besprüht, um ihn zu zerstreuen, aber ich weiß nicht, ob sie Erfolg damit hatten. Winchester wird in jedem Fall evakuiert, nur um sicherzugehen, und das Meteorologische Amt überprüft und mißt ständig die Luftbewegungen.«

»Und wie hat die Öffentlichkeit reagiert?«

»Wie sich denken läßt. Panik. Angst. Anschuldigungen. Die Presse hat ihren großen Tag.«

»Und welche Antworten hat die Regierung gegeben?«

»Noch keine offizielle Verlautbarung. Nur, daß umfangreiche Nachforschungen stattfinden, und daß der Premierminister heute abend eine Regierungserklärung abgeben wird. Aber man ließ durchblicken, daß ein giftiges Gas von der See hereingetrieben sei und die Katastrophe in Bournemouth verursacht habe.«

»Mein Gott! Und die Leute fallen darauf herein? Was ist mit dem Erdbeben?«

»Kein Zusammenhang. Wenigstens ist das die vorläufige amtliche Erklärung.«

»Die Schule! Und was ist mit der Schule?«

»Die Einzelheiten sind nicht bekanntgemacht worden.«

»Aber man kann so etwas nicht vertuschen! Was sagen die Eltern dazu?«

»Soweit sie wissen, kamen ihre Jungen in einem durch Kurzschluß entstandenen Brand um. Unter dem Eindruck der drei großen Katastrophen, die Tausende von Menschenleben forderten, ist der Brand in der Schule sowieso untergegangen.«

»Drei? Was für drei Katastrophen?«

»Das Erdbeben, Bournemouth und heute früh der Absturz der 747 auf das Turmhaus der Hauptpost.«

»Wie viele wurden dabei getötet?«

»Das konnte noch nicht festgestellt werden. Es wird geschätzt, daß mindestens tausend Tote zu beklagen sind. An Bord des Jumbo waren schon zweihundertsechundachtzig Passagiere. Gott allein weiß, wie viele sich in dem Turmhaus und in den umliegenden Gebäuden aufhielten.«

Die Luft hing drückend in dem kleinen krankenzimmerähnlichen Raum. Beide saßen schweigend, bemüht, die Größenordnung der tragischen Ereignisse abzuschätzen, die innerhalb so kurzer Zeit stattgefunden hatten. Es war völlig außerhalb ihres Begriffsvermögens, etwas Unwirkliches.

»Weiß die Öffentlichkeit von der Gefährlichkeit des Nebels?« fragte Holman nach einiger Zeit.

»Ja, das ist bekanntgemacht worden. Man kann so etwas auch schwerlich geheimhalten, nicht wahr? Eine Meile breit, eine hoch. Die Bevölkerung mußte ohnedies informiert werden, um sie aus der Zugrichtung des Nebels zu bringen.«

»Und wie hat sie darauf reagiert?«

»Allgemeine Hysterie —«

Die Tür wurde geöffnet, und Janet Halstead kam herein.

»Hallo, Mr. Holman. Wie fühlen Sie sich?« Ihr Lächeln schien etwas angestrengter als am Morgen.

»Gut. Erzählen Sie mir, wie es Miß Simmons geht.«

»Ihr Zustand verschlechtert sich, Mr. Holman. Ich muß ehrlich mit Ihnen sein, es hat hier und heute schon zu viele

Ausflüchte gegeben.« Sie ließ sich auf der Bettkante nieder.
»Aber es gibt eine Chance.«

Er blickte hoffnungsvoll zu ihr auf.

»Wir glauben mit einiger Sicherheit zu wissen, was vorgeht. Einige der besten Köpfe des Landes haben daran gearbeitet. Die Autopsien haben uns die Antworten geliefert. Aber wir müssen die Ursache kennen, Mr. Holman. Wir haben keine Gewißheit, solange wir die Ursache nicht kennen. Und das meinte ich, als ich von Ausflüchten sprach.«

»Sagen Sie mir genau, was Sie meinen.«

»Wir alle - das heißt, die Mitglieder des Rates für Medizinische Forschung — haben den Eindruck, daß die Chemiker und Mikrobiologen des Verteidigungsministeriums uns etwas vorenthalten. In ihren Tests schienen sie genau zu wissen, wonach sie zu suchen hatten, als ob sie nicht nach einer Antwort suchten, sondern nach der Bestätigung einer Antwort, die sie bereits hatten. Wir erkannten das im Verlauf ihrer Tests. Ihre Methoden sahen kein breites Spektrum von Möglichkeiten vor, die einzeln überprüft werden mußten — sie wußten genau, was sie taten. Nun, wir ließen sie gewähren und stellten sie dann zur Rede. Aber sie verstummten, wollten kein Wort zur Sache sagen. Statt dessen verlangten sie ihren Minister zu sprechen, da nur er die Autorität habe, ihnen die Erlaubnis zur Enthüllung ihrer Entdeckung — oder Bestätigung — zu erteilen.«

»Die Schweinehunde — sie wollen es vertuschen!« Holman sprang aus dem Bett. »Barrow, besorgen Sie mir eine Verbindung mit Sir Trevor Chambers. Er wird die Antworten für uns bekommen. Wenn nicht, werde ich diese Sache hochgehen lassen, daß den Herrschaften Hören und Sehen vergeht!«

»Ich werde ihn verständigen, Holman, aber Sie persönlich können nichts tun. Man wird Sie einsperren«, sagte Barrow in beiläufigem Ton.

»Das werden wir sehen. Aber verständigen Sie ihn.«
»Schon recht. Schon recht. Aber bleiben Sie ruhig, ja?«
»Mr. Barrow hat recht«, sagte Janet Halstead mit Festigkeit. »Es hat keinen Sinn, sich aufzuregen, damit ist niemandem geholfen. Als erstes müssen Sie etwas essen. Ich glaube, wir haben von Ihnen erfahren, was wir wissen müssen; einige Ergebnisse stehen noch aus, aber ich fürchte, sie werden unseren Verdacht nur bestätigen. Ich werde etwas zu essen für Sie kommen lassen, während Inspektor Barrow sich mit Sir Trevor in Verbindung setzt, und dann kann ich Sie über unsere heutigen Ergebnisse ins Bild setzen.«

Zwei Stunden später sah Holman sich zwischen Janet Halstead und Sir Trevor Chambers in einem der geräumigen Konferenzsäle des Verteidigungsministeriums. Sir Trevor hatte seinen Ruf vom Forschungszentrum im Alexander Fleming House befolgt und angemessene Geräusche in die richtigen Ohren gemacht. Sie sollten bald erfahren, daß die Aufregung unnötig war; das Ministerium verfolgt eine neue Politik der Aufrichtigkeit — zumindest gegenüber einer begrenzten Zahl Eingeweihter. Für diese Politik entschied man sich allerdings nicht aus freien Stücken; man war vom Premierminister dazu angewiesen worden.

Während er auf den Beginn der Sitzung wartete, blickte Holman den langen Eichentisch entlang und betrachtete die in gemurmelte Gespräche mit ihren Tischnachbarn vertieften Teilnehmer. Einige von ihnen kannte er, anderen war er bei seinem Eintreffen vorgestellt worden. Während er wartete, versuchte er sich die Namen und Titel ins Gedächtnis zu rufen: der Innenminister, Charles Lyall-Smith, ruhig und gelassen wie immer; der Verteidigungsminister Lord Gibbon und sein Privatsekretär im Verteidigungsministerium, William Douglas-Glyne, zuständig für die Armee; der bullige, derbe Chef des Verteidigungsstabes, Sir Hugh Dowling, der in zweifelhafter Aufgeräumtheit über den Tisch zu General Sir Michael Reedman, dem Chef des Generalstabs, und seinem Stellvertreter, Generalleutnant Sir Keith Mackien, trompetete; der wissenschaftliche Chefberater Professor Hermann Ryker, der stumm ein Papier durchlas und einzelne Stellen mit Bleistift unterstrich. Andere, deren Funktion Holman nicht klar war, saßen abseits vom Konferenztisch, aber drei von ihnen trugen militärische Uniformen.

In seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Premierministers klopfte der Innenminister mit seinem Füllhalter auf

den Tisch, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Meine Damen und Herren«, begann er, »Sie alle kennen die Fakten; die Sitzung des heutigen Abends hat den Zweck, Sie zu informieren, wie es zu den beklagenswerten Ereignissen kam, und um anschließend einen Aktionsplan zu diskutieren. Ich bin in ständigem Meinungsaustausch mit dem Premierminister gewesen, der zur Stunde auf dem Rückflug aus Rußland ist. Er bedauert, in dieser Krise nicht bei uns sein zu können, wünscht aber nicht, daß notwendige Maßnahmen wegen seiner Abwesenheit verzögert werden. Es ist sehr bedauerlich, daß sein Besuch in Rußland so abrupt abgebrochen werden mußte — jeder Staatsbesuch dieser Art ist von größter diplomatischer Bedeutung -, doch gebührt der Sicherheit des Landes und Bevölkerung in jedem Fall der Vorrang vor allen anderen Angelegenheiten. Er hat mich gebeten, Sie zu unterrichten, daß er alle Maßnahmen, die wir heute abend beschließen, nach seiner Ankunft gutheißen wird, so daß es in ihrer Ausführung zu keiner Verzögerung kommen wird.

Seine erste, Anweisung, die Ihnen allen bekannt ist, lautet, daß den Teilnehmern an dieser Sitzung keine Information von keinem Ministerium vorzuenthalten ist. Ich habe persönliche Gespräche mit Lord Gibbon und Douglas-Glyne geführt und die daraus gewonnenen Erkenntnisse dem Premierminister mitgeteilt. Er wünscht ausdrücklich, daß in diesem Kreis nichts vertuscht werden dürfe. Diese Sitzung wird sich nicht mit Anklagen oder Schuldzuweisungen beschäftigen; wir sind hier, Lösungen zu finden! Die Sicherheit von Millionen steht auf dem Spiel — darüber wollen wir uns im klaren sein. Die Katastrophen, zu denen es gekommen ist, sind keine isolierten, voneinander unabhängigen Vorfälle gewesen. Sie kennen die großen Katastrophen der vergangenen Tage, aber ich kann Ihnen versichern, daß es viele kleinere Vorfälle mit den gleichen tragischen Folgen

gegeben hat.

Einige unter uns kennen jetzt die Ursache dieser Ausbrüche; es ist meine Absicht, Sie alle davon zu unterrichten, so daß wir unsere Überlegungen der Notwendigkeit zuwenden können, wie dieser wachsenden — und ich meine das buchstäblich — Bedrohung begegnet werden kann.«

Er blickte den Tisch entlang, um seine Worte eindringen zu lassen, bevor er sich an den Verteidigungsminister wandte, der zu seiner Linken saß, und sagte: »Richard, würden Sie die Information wiederholen, die Sie mir vorhin gaben?«

Lord Gibbon stützte die Ellbogen auf den Tisch und verschränkte die dicken Hände fest ineinander. »Meine Herren, ich fürchte, das Verteidigungsministerium hat eine schwere Verantwortung zu übernehmen —«

»Wir sind nicht hier, um Schuldzuweisungen zu machen, Richard. Bitte berichten Sie uns einfach die Tatsachen.«

»Nun gut.« Lord Gibbon richtete sich erleichtert auf und fuhr fort, in geschäftsmäßigem Ton zu sprechen, völlig frei von dem gerade noch zur Schau gestellten Ausdruck von Schuldbewußtsein. »Wenn wir von vorn anfangen wollen, müssen wir fünfzehn Jahre zurückgehen, zu unserem Mikrobiologischen Forschungsinstitut in Porton Down und einem brillanten Wissenschaftler namens Broadmeyer. Seine Spezialität waren die biologischen Waffen, genauer gesagt, die bakteriologische Kriegführung.«

Holman griff eine Kälte ans Herz. Er hatte recht gehabt!

Die dummen Teufel waren tatsächlich verantwortlich gewesen.

»Professor Broadmeyer war in vielerlei Hinsicht ein brillanter Mann«, fuhr Lord Gibbon fort. »Vielleicht zu brillant. Er entdeckte — oder erfand — einen Organismus, der die Gehirne von Menschen oder Tieren angreifen konnte.«

»Vielleicht können wir hier etwas genauer sein«, unter-

brach ihn eine Stimme mit leichtem Akzent. Aller Blicke richteten sich auf Professor Hermann Ryker, den wissenschaftlichen Chefberater.

»Ja, Professor Ryker?« sagte der Innenminister.

»Er erfand nicht, und er entdeckte nicht«, sagte Ryker. »Er mutierte. Er nahm einen Organismus, der als Mykoplasma bekannt ist und mutierte ihn.« Er verstummte wieder.

»Vielleicht möchten Sie fortfahren, Professor? Sie verstehen von diesem Problem mehr als ich«, sagte der Verteidigungsminister.

»Ja«, räumte Ryker trocken ein. Er ließ seinen Blick in die Runde der Versammelten gehen. »Broadmeyer war ein brillanter Mann — ich studierte viele Jahre unter ihm —, aber er war, wie soll ich es ausdrücken, ein wenig unbekümmert. Er mutierte das Mykoplasma so, daß es beim Eindringen in den Blutkreislauf die vorhandenen gesunden Zellen angriff und als ein Parasit zum Gehirn wanderte. Uns allen ist der Rhesusfaktor ein Begriff. Haben die Eltern eines Kindes verschiedene Rhesusfaktoren, so kann es unter bestimmten Voraussetzungen geschehen, daß die Mutter Antikörper erzeugt, die das Ungeborene schädigen, zumeist im Sinne eines geistigen Defekts. Hier findet ein vergleichbarer Prozeß statt, nur wird die Krankheit auf das Gehirn des Wirtes übertragen, statt auf einen Fötus.

Der Mikroorganismus erzeugt Entzündungen der Gehirnschubstanz und Gehirnhaut, die zu einem Zusammenbruch bestehender gesunder Gehirnzellen und der Bildung neuer, parasitischer Zellen führt. Je stärker die Parasiten werden, desto leichter können sie die gesunden Zellen >abbauen<. Daher der völlige geistige Zusammenbruch aller Personen, die von der Krankheit befallen werden. Zuletzt wird das Opfer auf einen rein vegetativen Zustand reduziert, unfähig zu irgendwelchem Handeln.«

»Aber was ist mit mir?« warf Holman ein, unfähig, sich

zurückzuhalten. »Warum bin ich nicht in dieser Weise geschädigt?«

Professor Ryker betrachtete ihn mit einem leisen Lächeln. »Sie sind ein Glückspilz«, sagte er, und sein Blick ging weiter zu Janet Halstead. »Ich glaube, Mrs. Halstead wird inzwischen eine Vorstellung davon haben, was Sie gerettet hat, aber es steckt noch etwas mehr dahinter.«

»Mr. Holman«, sagte die Amtsärztin, »erhielt eine Bluttransfusion, weil er sich eine stark blutende Verletzung zugezogen hatte. Wir können nur annehmen, daß diese Transfusion mithalf, den Blutkreislauf von den fremden Zellen zu reinigen.«

Der Professor nickte. »Sehr richtig. Sie half der körpereigenen Abwehr, die Parasiten zu vernichten, vergleichbar einem in schwerem Abwehrkampf liegenden Regiment, das Verstärkungen erhält. Mr. Holman hatte das Glück, daß er die Transfusion erhielt, bevor die parasitischen Zellen Gelegenheit hatten, sich zu vervielfachen. Aber er hatte auch in anderer Hinsicht Glück.

Wie die meisten Organismen, die in der bakteriologischen Kriegsführung eingesetzt werden, war die Broadmeyer-Mutation, wie ihre geheime Bezeichnung lautete, selbstreproduzierend. Sie benötigte dazu nur Kohlendioxyd, das einfache Element, welches in unserer Atemluft enthalten ist, und sie konnte wachsen und wachsen, oder besser, sich vervielfältigen. Mr. Holman war ihr im frühen Stadium dieses Prozesses ausgesetzt, denn sie war gerade erst in ihrer reinen Form freigesetzt worden und daher vergleichsweise schwach. Der Dampf, oder Nebel, wie Sie ihn genannt haben, ist ein Nebenprodukt des Prozesses, den die Mutation durchläuft, wenn sie Kohlendioxyd aus der Luft aufnimmt. Dies ist an sich seltsam, denn normalerweise muß ein Organismus, der von Kohlendioxyd und wenigem anderen lebt, photosynthetisch sein und benötigt Sonnenlicht, um zu le-

ben und sich zu vermehren. Nun, Mykoplasmen haben keine Zellwand, das Mykoplasma ist nur eingebunden durch die zarte Plasmamembrane — was bedeutet, daß Mykoplasmen nur in einer osmotisch schützenden Umgebung überleben und gedeihen können —, daher leben sie als eine große Gruppe, um ihren inneren Kern vor Veränderungen des osmotischen Druckes zu schützen. Sie sehen den Widerspruch: Mykoplasmen brauchen zu ihrem Überleben Sonnenlicht, doch sie umgeben sich mit diesem seltsamen Nebel. Nur Broadmeyer als der Schöpfer dieser Mutation kannte die Antwort. Und unglücklicherweise ist er tot, ein Opfer der Krankheit, die er schuf.

Wie ich gesagt habe, neigte er zu Unbekümmertheit. Ich halte es für verantwortungslos, daß er jemals solch eine Mutation erzeugte, aber er war auch in kleineren Dingen sorglos. Durch eigene Unachtsamkeit setzte er sich selbst den Mykoplasmen aus. Die Folge dieser Infektion war, daß er geisteskrank wurde und in diesem Zustand seine gesamten Forschungsunterlagen vernichtete, die Arbeit von Jahren, nicht nur über die mutierten Mykoplasmen, sondern auch seine Untersuchungen zu anderen Projekten, bewundernswerte Erfindungen, die vollständig verlorengegangen sind. Er starb in einer Irrenanstalt, Opfer seiner eigenen Schöpfung, und nahm viele Geheimnisse mit sich ins Grab.

Die Mutation wurde unter Verschuß genommen und wie zahlreiche andere Entwicklungen, die im Namen der bakteriologischen Kriegsführung erzeugt wurden, als zu gefährlich für den Einsatz eingestuft. Vielleicht kann uns Generalleutnant Mackien sagen, was daraus wurde.« Er hob die Brauen zu dem Stellvertreter des Generalstabchefs.

»Wir können kaum erwarten, es zu hören«, sagte Sir Trevor Chambers.

»Darf ich«, fiel Janet Halstead hastig ein, »Professor Ryker vorher noch eine Frage über die Heilungsaussichten stellen?

Ich denke, das ist im Moment wichtiger als alles andere, meinen Sie nicht?»

Der Innenminister nickte und sagte: »Sprechen Sie weiter.«

»Sie bestätigen, daß eine Bluttransfusion die Antwort ist, Professor?« fragte sie Ryker.

»Ja, vorausgesetzt, sie wird rechtzeitig gegeben. Wenn die parasitischen Zellen sich im Gehirn zu stark festgesetzt und vermehrt haben, kann Zufuhr neuen Blutes überhaupt nichts bewirken. Mr. Holman hatte das Glück, daß die Mutation noch nicht genug Zeit gehabt hatte, sich zu entwickeln; die eingedrungenen Mykoplasmen wurden von der körpereigenen Abwehr überwältigt. Erfolgt die Bluttransfusion hingegen zu spät —« Er breitete die Hände aus und zuckte die Achseln.

»Könnte man die befallenen Zellen nicht im Sinne einer Krebstherapie radiologisch behandeln?«

»Ja, das wäre eine Möglichkeit. Aber sie ist immer gefährlich; andere gute Zellen können durch diese Methode geschädigt werden. Man würde mit extremer Vorsicht vorgehen müssen, was bei einzelnen Krankheitsfällen sicherlich zu machen wäre, nicht aber bei Hunderten oder gar Tausenden von infizierten Personen. Und vergessen wir nicht, daß es keine Methode gibt, gesunde Zellen, die entweder durch die Parasiten oder die Röntgenbestrahlung geschädigt worden sind, zu heilen. Sie werden nie wieder wachsen.«

»Nein, aber es ist eine Möglichkeit, die wahrgenommen werden sollte«, sagte sie.

Lord Gibbon schüttelte resigniert den Kopf. »Es würde niemals möglich sein, alle von der Krankheit Befallenen so zu behandeln, wie Professor Ryker sagte. Es stehen weder die Einrichtungen noch das fachlich ausgebildete Personal in ausreichender Menge zur Verfügung.«

»Gewiß könnten wir nicht jeden auf diese Weise behan-

deln«, räumte Janet Halstead ein, »aber nun ist es Ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß wir nicht vor die Notwendigkeit gestellt werden. Sie müssen die Mykoplasmen vernichten!«

Sie ließ den Versammelten keine Zeit zu Bemerkungen über ihre letzte Erklärung und wandte sich zu ihrem Tischnachbarn. »Mr. Holman, ich fahre zurück ins Forschungszentrum. Ich möchte Miß Simmons eine Bluttransfusion geben und sie, wenn nötig, der radiologischen Behandlung unterziehen. Da ihr Vater außerstande ist, die Erlaubnis zu erteilen, denke ich, daß ich Ihr Einverständnis dazu einholen sollte.«

»Tun Sie es«, antwortete Holman. »Was Sie für nötig halten, um ihr zu helfen — tun Sie es.«

Sie klopfte ihm auf die Schulter und stand auf. »Entschuldigen Sie mich, meine Herren, ich muß versuchen, ein Leben zu retten. Und es gibt viel vorzubereiten. Ich hoffe, Sie werden mich über die weitere Entwicklung informieren?«

Professor Ryker unterdrückte ein bewunderndes Lächeln, als sie hinausmarschierte.

Der Innenminister räusperte sich. »Ich möchte eine weitere Frage stellen; sie könnte für etwas, was später zur Sprache kommen wird, von Belang sein. Professor Ryker, würde eine Person, welche die Erkrankung erfolgreich überstanden hat, von da an immun gegen weitere Infektionen sein?«

Der Professor dachte darüber nach. »Ich würde es für wahrscheinlich halten. Sobald die körpereigene Abwehr einen Krankheitserreger vernichtet hat, identifiziert und bekämpft sie ihn bei neuerlichem Befall sofort, so daß man in vielen Fällen von einer Immunität sprechen kann. In Mr. Holmans Fall wurden die unerwünschten Eindringlinge im Gehirn abgetötet, bevor sie sich festsetzen, Zellen umformen und sich ausbreiten konnten. Ja, ich glaube, daß Mr. Holman eine Resistenz gegen weitere Angriffe entwickelt hat. Die Theorie bedarf natürlich der Bestätigung durch wei-

tere Krankheitsfälle, aber wir alle wissen, daß der Körper einen sehr wirksamen Selbsterhaltungstrieb hat. Er verfügt über ein hochentwickeltes Verteidigungssystem.«

»Ist diese, ah, Erkrankung ansteckend?« fragte Sir Trevor Chambers, ohne Holman anzusehen. »Könnte Mr. Holman sie an andere weitergeben.?«

»Nun, das scheint nicht geschehen zu sein, nicht wahr?« erwiderte Ryker. »Meine Auffassung ist, daß die DNS — das genetische Material — des Organismus sich sofort mit dem DNS der Gehirnzellen verbindet, in einer ähnlichen Weise wie krebserzeugende Viren mit dem Material der angegriffenen Zellen verschmelzen und ihnen das eigene genetische Programm übertragen. Im Falle der krebserzeugenden Viren kann das eingebrachte genetische Material natürlich jahrelang untätig ruhen, bis etwas seine Virulenz auslöst. Ich vermute, daß die DNS im Falle der mutierten Mykoplasmen beinahe sofort extrem bösartige Zellen produziert, so daß die ungünstigen und auffallenden Auswirkungen entstehen, die einer Ansteckungsgefahr entgegenwirken. Eine Übertragung durch die Blutbahn würde ich dagegen zumindest theoretisch für möglich halten.

Unser Problem ist, daß wir nicht einmal über Mykoplasmen im Normalzustand genug wissen, geschweige denn über genetisch veränderte Formen. Ich will Ihnen kurz sagen, was wir wissen. Mykoplasmen sind die kleinsten noch vermehrungsfähigen Mikroorganismen, die unabhängig von einer Wirtszelle leben können. Sie sind körnchen-, blasen- oder fadenförmig und ähneln in Aussehen und Verhalten Bakterien, sind aber ohne Zellwand und können bakteriendichte Filter durchdringen. Ihr Durchmesser beträgt nur etwa 0,001 mm, und das Chromosom enthält wahrscheinlich nicht mehr als 650 Gene — ungefähr ein Fünftel der in gewöhnlichen Bakterien gefundenen Zahl. Die meisten Mykoplasmen sind Krankheitserreger und verursachen bei-

spielsweise die Lungenseuche der Rinder, aber auch eine Form der beim Menschen vorkommenden Lungenentzündung.« Ryker blickte in die Runde der bestürzten Gesichter, bevor er mit leicht erhobener Stimme fortfuhr: »Durch das Fehlen einer Zellwand können Mykoplasmen sich verformen und Poren durchdringen, die kleiner sind als ihr eigener Durchmesser. Dies bedeutet auch, daß sie widerstandsfähig gegen Penicillin und andere Substanzen sind, deren Wirkung darauf beruht, daß sie die Synthese bakterieller Zellwände durchbrechen.«

Ein unbehagliches Schweigen folgte, das zuletzt von Sir Trevor Chambers durch ein Räuspern unterbrochen wurde. »Ah, Sie meinen, es gebe keine Heilung?«

»Nein, nein. Wir werden etwas finden«, versicherte Ryker. »Aber um ein Serum herzustellen, müssen wir genau wissen, wie das Mykoplasma genetisch verändert worden ist.«

»Sicherlich müssen Sie eine Vorstellung davon haben?« sagte der Verteidigungsminister.

»Gewiß weiß ich einiges. Aber haben wir die Zeit, langwierige Experimente durchzuführen, Ideen zu entwickeln und sie zu erproben?« Er sprach wie zu einem Kind, das eine dumme Frage gestellt hat und eine freundliche Antwort erhält. »Nein. Aber wir können Organismen aus den Körpern der lebenden Opfer gewinnen, sie analysieren, ihren Inhalt bestimmen und dann ein Serum entwickeln. Selbstverständlich würde bis zur industriellen Herstellung mehr Zeit vergehen als wir wahrscheinlich haben, nicht wahr?« Er blickte wieder in die Runde, bevor er weitersprach. »Ein großer Vorteil wäre es natürlich, wenn wir etwas von den mutierten Mykoplasmen in ihrem reinen Zustand hätten.«

»Nun, was hindert uns daran, etwas von dem Nebel in Behältern einzufangen?« fragte Douglas-Glyne, der Staatssekretär im Verteidigungsministerium.

»Ich sagte, im reinen Zustand. Der Nebel besteht nicht nur aus mutierten Organismen, sondern enthält inzwischen Kohlendioxyd und verschiedene andere Verunreinigungen. Ich vermute, daß seine gelbliche Farbe eine Folge der Luftverschmutzung ist — der von uns Menschen verursachten Verschmutzung. All diese Elemente auszusondern, um die mutierten Mykoplasmen in ihrer reinsten Form zu finden, würde Zeit kosten.«

»Das führt uns zu unserem nächsten Punkt«, sagte der Innenminister. »Ich möchte zu Generalleutnant Mackien zurückkommen. Sir Keith, würden Sie uns sagen, wie der Erreger aufbewahrt worden ist?«

»Und wie er entweichen konnte!« schnaubte Sir Trevor Chambers.

Sir Keith Mackien erhob sich von seinem Stuhl, als wollte er eine Ansprache an seine Stabsoffiziere halten.

»Das Broadmeyer-Mykoplasma wurde in kleinen verglasten Stahlbehältern in einem versiegelten Raum aufbewahrt. Broadmeyer hatte während eines Experiments an einem Tier — einem Kaninchen glaube ich — ein Fläschchen offengelassen. Er bemerkte es, brachte den Verschluß wieder an und verließ den versiegelten Raum. Es dauerte eine Weile, bis er geisteskrank wurde. Wie Professor Ryker sagte, war es Mykoplasma in reinsten Form, und er war ihm nur einige Sekunden lang ausgesetzt, bevor es Zeit hatte, sich an der Luft zu kräftigen, aber als die Infektion zum Durchbruch kam, war es sehr rasch um ihn geschehen.

Er zerstörte seine Arbeit und tötete dabei einen Kollegen. Dann wurde er - ein Nichts. Sein Gehirn funktionierte kaum, er sah und hörte nichts. Kurze Zeit später starb er von eigener Hand.

Wir entschieden, daß die Mutation zu gefährlich sei, um jemals verwendet zu werden, also mußten wir sie loswerden. Drei Möglichkeiten boten sich an: Vernichtung durch

Verbrennung in einem Spezialofen, Versenkung in korrosionsbeständigen Behältern im Meer, oder unterirdische Lagerung.«

»Mein Gott«, sagte Sir Trevor und schnaufte. »Und Sie entschieden sich für das Vergraben!«

»Nicht ich, Sir Trevor. Meine damaligen Vorgesetzten. Es war vor fünfzehn Jahren, vergessen Sie das nicht.«

»Fahren Sie fort, Sir Keith«, sagte der Innenminister.

»Nun, gegen die Zerstörung durch Verbrennung gab es Bedenken; wir wußten nicht genau, was es war, und man befürchtete, daß bei dem Verfahren etwas entweichen könnte. Und wir konnten es nicht im Meer versenken; auch das hielten wir für zu riskant. Also vergruben wir es, sehr tief unter der Erdoberfläche, in verglasten Stahlflaschen, die sich in einem dickwandigen Bleibehälter befanden.«

»Unter dem Dorf«, sagte Holman. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»Gewiß nicht!« Er warf Holman einen ärgerlichen Blick zu. »Die genaue Stelle befand sich fünfhundert Meter außerhalb des Dorfes.«

»Fahren Sie fort, Sir Keith«, sagte der Innenminister wieder, bestrebt, hitzige Diskussionen im Keim zu ersticken.

»Es wurde eine Akte über das Mykoplasma, seine potentielle Gefährlichkeit und seinen Unterbringungsort angelegt und kam unter Verschuß. Vor fünfzehn Jahren, wie ich sagte. »Äh, nun...« Er zögerte, sah in die ausdruckslosen Gesichter, gab sich einen Ruck. »Nun, bis vor einigen Wochen hat die Armee eine Anzahl unterirdischer Versuche mit Sprengstoffen durchgeführt — «

»Ich wußte es!« explodierte Sir Trevor Chambers und sprang auf. »Das hat man von der verdammten Armee! Die ganze Salisbury-Ebene, und Sie müssen die Stelle aussuchen, wo Sie fünfzehn Jahre vorher einen tödlichen Krankheitserreger vergraben hatten!«

»Davon kann keine Rede sein! Unser Experiment fand wenigstens drei Kilometer davon entfernt statt!«

»Wie erklären Sie dann das Erdbeben im Dorf?«

»Sir Trevor, bitte setzen Sie sich!« sagte der Innenminister in scharfem Ton. »Ich habe Sie bereits gewarnt. Diese Sitzung wird nicht zu einem Streitgespräch ausarten. Wir sind hier, eine Lösung zu finden. Sir Keith — bitte fahren Sie fort.«

»Wir führten Experimente mit einem hochwirksamen neuen Sprengstoff durch. Es war ein Versuch von vielen, die wir in den letzten zwanzig Jahren unterirdisch durchführten. Viele Länder bedienen sich dieser Methode, um die Sprengkraft ihrer Bomben zu testen. Wäre es Ihnen lieber, wenn wir Krater in die Landschaft sprengten?«

»Mir wäre es lieber, Sie würden überhaupt keine Bomben testen«, versetzte Sir Trevor.

»Anscheinend erzeugte die Bombe — ich fürchte, ich kann Ihnen über die Natur des Sprengstoffes keine Auskunft geben — einen Spannungszustand im Untergrund, der sich durch eine erdstoßartige Verwerfung der Gesteinsdecke löste. Diese Verwerfung reichte bis an die Erdoberfläche und manifestierte sich fort als fortlaufende Erdspalte. Die Verwerfung führte auch zur Freisetzung der Mykoplasmen.«

»Soll das heißen, Sie haben eine Bombe, die in drei Kilometern Entfernung derartige Schäden verursachen kann?« fragte Sir Trevor Chambers.

»Ja. Obwohl wir es zum Zeitpunkt der Testreihe nicht wußten«, antwortete der stellvertretende Generalstabchef. »Die Spannung in der oberen Erdkruste, die sich schließlich in der Verwerfung und dem Erdbeben löste, kann sich schon im Laufe der vorausgegangenen Versuchsexplosionen aufgebaut haben. Jedenfalls wurde die Erde über dem Explosionsherd aufgerissen, was bei den vorausgegangenen Tests nicht der Fall gewesen war. Die

Verwerfung aber, die den größten Schaden verursachte, erstreckte sich über mehrere Kilometer Länge. Unglücklicherweise muß sich der Bleibehälter mit den Mykoplasmen genau in der Bruchzone befunden haben. Die ruckartig in Bewegung geratenen Gesteinsmassen müssen den Bleibehälter und die Stahlflaschen zwischen sich zermalmt haben. Die Mykoplasmen verteilten sich entlang der Verwerfungszone und fanden unter dem Dorf ihren Weg an die Oberfläche, als dort die Erde aufbrach. Wir gehen davon aus, daß es die bereits verschmutzte und ihr eigenes Gas erzeugende Mutation war, die man als Nebel aus dem Erdspalt steigen sah.«

»Warum nehmen Sie das an?« fragte -Holman.

»Weil wir unsere Unterlagen über alle eingelagerten Vorräte überprüften, sobald wir hörten, daß ein giftiges Gas ausgetreten sein könnte. Es stellte sich heraus, daß die Bruchlinie genau diese Einlagerung schnitt.«

»Und Sie haben die ganze Zeit gewußt, daß es *Ihre* Explosion war, die das Erdbeben verursacht hatte?« fragte Sir Trevor anklagend.

Der Generalleutnant nickte, den Blicken der vielen Augenpaare ausweichend, die ihn anfunkelten, als wäre er der Alleinverantwortliche.

Bevor noch jemand in die gleiche Kerbe schlagen konnte, nahm der Innenminister das Wort und sagte: »*Wir* wußten es, und *wir* entschieden, daß aus der Enthüllung nichts Gutes erwachsen würde. Das heißt, bis heute. Ich danke Ihnen, Sir Keith.«

Der Generalstabsoffizier setzte sich, erleichtert, daß seine Erklärung zu Ende war, und der Innenminister fuhr fort: »Meine Herren, wir kennen jetzt die meisten Tatsachen. Dies ist nicht der geeignete Zeitpunkt für Vergeltungsmaßnahmen, aber lassen Sie mich betonen, daß menschliches Versagen von dieser Größenordnung *nicht* geduldet werden

wird. Das ist alles, was im Augenblick zu diesem Punkt gesagt werden soll, aber ich kann Ihnen versichern«, sagte er, zu Sir Trevor Chambers gewandt, »daß eine gründliche Untersuchung erfolgen wird, *nachdem* wir in der Bekämpfung der gegenwärtigen Bedrohung vorangekommen sind. Das muß jetzt unsere vordringliche Aufgabe sein.

Wir haben den Nebel nicht daran hindern können, in Winchester einzudringen; glücklicherweise konnten alle Einwohner rechtzeitig evakuiert werden.«

»Was haben Sie getan, um ihn aufzuhalten?« fragte Holman.

»Vielleicht können Sie uns darüber Auskunft geben, William«, sagte der Innenminister zu William Douglas-Glyne, dem Staatssekretär für das Verteidigungswesen.

»Ja. Es gibt im wesentlichen vier Methoden, mit Nebel umzugehen. Die Methode, die wir heute den ganzen Tag angewendet haben, ist das Versprühen von Kalziumchlorid aus niedrig fliegenden Flugzeugen, ein Verfahren, das in San Franzisko regelmäßig zur Auflösung der Nebelfelder angewendet wird. Kalziumchlorid ist eine Chemikalie, die die Luft trocknet, doch obwohl wir das Zeug tonnenweise eingesetzt haben, hat es nicht viel Wirkung gehabt. Und es ist eine sehr kostspielige Methode, möchte ich hinzufügen. Die Wasserdampfanteile konnten zum Teil aufgelöst werden, aber nach unseren Beobachtungen ist das Gas selbsterzeugend; es ergänzt sich wieder.«

»Haben Sie es auch mit den anderen Mitteln versucht?« fragte Sir Trevor.

»Noch nicht. Wir hatten wenig Zeit. Außerdem galt das Kalziumchlorid als am ehesten erfolgversprechend. Ich will Ihnen die anderen Methoden erklären, und sie werden es verstehen. Während des Krieges hatten unsere Flugplätze das F 100-System, ein weiteres kostspieliges Verfahren, das seither wenig Verwendung fand. Mit neuzeitlichen Radar-

geräten stellt Nebel heutzutage kein großes Problem dar, aber damals war man noch nicht so weit und erwärmte die Luft um den Flugplatz durch das Verbrennen von Benzin in besonderen Geräten; die erwärmte Luft absorbierte mehr Feuchtigkeit, und die Nebeltröpfchen verwandelten sich in unsichtbaren Wasserdampf, der den Nebel auflöste und über dem Flugplatz ein Loch bildete, durch das anfliegende Maschinen landen konnten.

Nun, abgesehen davon, daß wir nicht genug Zeit haben, um ein solch umständliches System um eine Stadt aufzubauen, würden wir den Nebel damit nur ablenken, nicht aber beseitigen.

Eine weitere Methode ist der Gebrauch von Ultraschallwellen. Rasche Luftbewegungen, wie sie durch Vibrationen von Ultraschallwellen entstehen, lassen die winzigen Wassertröpfchen des Nebels miteinander verschmelzen, so daß größere Tropfen entstehen, die als Regen fallen. Der Nachteil dieser Methode ist, daß die Stärke der Ultraschallwellen, die wir hätten einsetzen müssen, für Lebewesen schädlich gewesen wäre. Und heute wissen wir, daß auch diese Methode wegen des selbstreproduzierenden Faktors nutzlos sein würde.«

Er machte eine Pause und blickte auf seine Notizen, um nicht in die besorgten Gesichter ringsum sehen zu müssen.

»Und die letzte Methode?« fragte der Innenminister.

»Die letzte Methode taugt überhaupt nichts. Sie beinhaltet den Einsatz von Kohlendioxyd, und dies führt gerade zum Gedeihen der Organismen. Auf normalen Nebel gesprüht, verursacht Kohlendioxyd das Gefrieren und Zusammenhaften der winzigen Wassertröpfchen, bis sie schwer genug sind, als Schnee oder Regen zu Boden zu fallen, doch würden sich in diesem Fall die Mykoplasmen lediglich davon >ernähren<.«

»Soll das heißen, daß wir nichts dagegen unternehmen

können?« fragte Sir Trevor Chambers.

»Wir untersuchen noch die Brauchbarkeit anderer Methoden.«

»Ich bin sicher, wir haben in diesem Land genug kluge Köpfe, die eine Lösung finden werden«, sagte der Innenminister. »Und außer unseren eigenen gibt es wissenschaftliche Institute auch in Amerika, Rußland und Frankreich, die uns helfen können, die geeignete Antwort zu finden. Die führenden Mächte der Welt vereinigen ihre Anstrengungen mit den unsrigen. Selbst China hat uns ein Hilfsangebot gemacht. Wir dürfen nicht vergessen, daß, entsprechende Windverhältnisse vorausgesetzt, nichts den Nebel daran hindern kann, auf die See hinauszutreiben und andere Länder zu erreichen. Die Drohung betrifft nicht uns allein, obwohl wir in unmittelbarer Gefahr leben.

Der Umstand, daß die Mykoplasmen eine Stadt von der Größe Bournemouths praktisch entvölkern konnten, hat die Gefahr jedem Land auf Erden klar vor Augen geführt. Wenn das ganze Unglück überhaupt ein Gutes gehabt hatte, dann liegt es darin, daß die Großmächte jetzt einen gemeinsamen Feind haben.

Wenn wir den Nebel nicht auflösen können, besteht unsere einzige Hoffnung in der Entdeckung eines Gegenmittels zur Bekämpfung der Krankheit. Das muß rasch geschehen, und um das Serum herzustellen, benötigen wir eine Quantität — sei sie auch noch so gering — von den mutierten Mykoplasmen in ihrer, wie Professor Ryker sagt, >reinsten Form<.«

»Aber es ist unmöglich, an das Zeug heranzukommen, wissen Sie«, sagte Professor Ryker.

»Warum unmöglich?« wollte Sir Trevor Chambers wissen. »Sicherlich könnte jemand in einem Schutzanzug mit Atemmaske und dergleichen nahe genug herankommen, um eine Probe zu entnehmen.«

»Es geht nicht darum, nahe genug heranzukommen« erwiderte Ryker, »es würde erfordern, bis ins Zentrum des Nebels vorzudringen.«

»Ins Zentrum?«

»Ja«, sagte der Innenminister. »In Hubschrauber eingebaute Sensoren haben eine Kraft im Zentrum des Nebels festgestellt. Dies ist offensichtlich der Kernbereich der Mykoplasmen.«

»Der Lichtschein!« sagte Holman, halb zu sich selbst. »Als wir durch den Nebel fuhren, sah Casey einen Lichtschein!«

Der Professor nickte. »Richtig, Mr. Holman. Es ist möglich, daß die Organismen durch den Sättigungs- und Teilungsprozeß, den sie durchmachen, eine schwache Leuchtkraft gewinnen.«

»Nun gut«, sagte Sir Trevor Chambers, »also sind die reinen Mykoplasmen im Zentrum des Nebels. Das sollte dennoch nicht verhindern, daß jemand mit geeignetem Schutz hineingeht, Proben zu entnehmen.«

Ryker blickte mit schiefgelegtem Kopf zum Innenminister, der ihm zunickte.

»Wir erwähnten vorhin, daß Broadmeyer unvorsichtig war«, sagte er zu Sir Trevor. »Aber nur in Kleinigkeiten. Kein Wissenschaftler ist unvorsichtig und verantwortungslos genug, mit gefährlichen Chemikalien oder Substanzen umzugehen, ohne sich angemessen zu schützen. Er steckte vom Kopf bis zu den Füßen in Schutzkleidung.«

»Großer Gott! Sie meinen, es gäbe keinen Schutz?«

»Nicht den praktischen Schutz, der einen Mann befähigen würde, sich frei zu bewegen. Gerade der Umstand, daß die Mykoplasmen sowohl Atemfilter als auch das schwere Spezialmaterial dieser Schutzanzüge durchdringen kann, war einer der Gründe, warum man sie als zu gefährlich betrachtete.«

»Bleibeschriftete Anzüge?« sagte Holman.

»Zu beschwerlich und unbeweglich für eine Operation dieser Art. Der Träger würde sieben- oder achthundert Meter gehen müssen, um das Zentrum des Nebels zu erreichen. Er würde diese Strecke unter schlechtesten Sichtverhältnissen zurücklegen müssen und hätte bei alledem keine Garantie, daß er vor den mutierten Mykoplasmen in ihrer stärksten Konzentration sicher sein würde.«

In Holman dämmerte Argwohn. »Das bringt uns wieder auf die Immunität, nicht wahr?« sagte er und faßte den Innenminister ins Auge.

»Ja, so ist es«, sagte dieser ohne jede Verlegenheit. »Wir brauchen jemanden, der gegen die Krankheit immun ist, und deshalb hineingehen und eine Probe zurückbringen kann. Sie, Mr. Holman, meine ich, sind dieser Mann.«

Vier geisterhafte Gestalten schoben sich schwerfällig durch den dichten gelblichen Nebel. Drei von ihnen waren plumpe, mißgestaltete Abwandlungen der menschlichen Form, die mit langsamen, wankenden Schritten einhertappten und einen kleinen Karren zogen, auf dem ein dunkler, länglicher Kasten mit mehreren seltsamen Zusatzgeräten lag. Die vierte Gestalt war repräsentativer für ihre Art, schien jedoch mit einem seltsamen Buckel behaftet und hatte ein Gesicht, das nur aus einem Augenpaar bestand.

Einer der in Schutzanzügen steckenden Männer tippte Holman auf die Schulter. Weiter wagten sie nicht zu gehen; der Rest lag bei ihm. Seine Stimme kam kaum hörbar durch die Rauchmaske, als er mit dem Daumen nach oben zeigte und »In Ordnung« sagte. Die drei Wissenschaftler hätten ihn durch die Glasvisiere ihrer Helme ohnedies nicht hören können. Die Sehöffnung war sehr klein, und sie mußten die Köpfe drehen, um einander zu sehen, und der Nebel war so dicht, daß man kaum etwas erkennen konnte.

Weniger schwierig war es für Holman, der keinen Schutzanzug trug, doch konnte auch er höchstens fünf Schritte weit sehen. Die dick vermummte Gestalt, die ihm auf die Schulter getippt hatte, gab ihm die Zugstange des Karrens. Wenn er einen Knopf am Ende der Zugstange drückte, schaltete sich ein Elektromotor ein, der den Karren zu Schrittgeschwindigkeit antrieb und bei der Überwindung von Steigungen nützlich sein sollte. Holman blickte in die Gesichtsmaske des Wissenschaftlers und versuchte wenigstens die Augen des Mannes zu sehen, gab es aber auf, da er das dunkle Innere hinter der Visierscheibe aus verstärktem Glas nicht zu durchdringen vermochte. Statt dessen klopfte er dem Mann in einer Geste des Dankes an den Oberarm.

Er sah die grotesken Gestalten umdrehen und im gelbli-

chen Nebel verschwinden, und ein Gefühl völliger Einsamkeit überkam ihn so plötzlich und stark, daß er das Verlangen, ihnen nachzurufen, unterdrücken mußte. Sie hatten ein Risiko auf sich genommen, indem sie ihn so weit begleitet hatten; zwar waren die äußeren Randbereiche des Nebels nicht so dicht, aber ihre Gefährlichkeit konnte niemand einschätzen.

Holman wandte sich von der Stelle ab, wo sie verschwunden waren und blickte in die Richtung, die er nach dem Straßenplan, den er während der Nacht studiert hatte, einschlagen mußte. Er war überzeugt, daß er die Straßen mit einer Augenbinde durchwandern und trotzdem den Weg finden könne.

Der kleine Sauerstofftank auf seinem Rücken war unbequem, doch hielt man ihn für notwendig, falls der Nebel zu dicht und erstickend werden sollte. Er ging weiter, den Karren nachziehend, bedrückt von Unbehagen und Beengung. Der Test war positiv ausgefallen; sie waren ziemlich sicher, daß er immun war; sicher genug jedenfalls, um das Risiko als tragbar zu betrachten. Aber sie hatten die Wahl ihm überlassen; niemand konnte ihn zwingen, wieder in den Nebel hineinzugehen.

Selbstverständlich gab es für ihn keinen Ausweg. Was sonst hätte er tun sollen? Wenn sie den Nebel nicht auflösen oder vernichten konnten, blieb die Gefahr bestehen, konnten Millionen daran zugrunde gehen. Die einzige Antwort war das Serum. Und er war die einzige geeignete Person. Es nützte nichts, die Armee wegen ihrer Fahrlässigkeit zu verdammen, der krassen Dummheit, die er schon lange gegewöhnt hatte; jetzt war konstruktives Handeln vonnöten. Aber wenn es vorbei wäre, sollte den Militärs eingeheizt werden, daß ihnen Hören und Sehen verging! Wenn es je vorüberginge.

Die kleine Menge mit Mykoplasmen verseuchten Blutes,

die sie einem noch lebenden, aber vollständig geisteskranken Opfer aus Bournemouth abgenommen hatten, war, obwohl der gleichen Blutgruppe zugehörig, von seinem Körper absolut abgestoßen und zerstört worden, als man ihm die Probe injiziert hatte. Ob diese kleine Menge ausreichte, um den Versuch als schlüssigen Beweis zu werten oder nicht, konnte niemand sagen, aber in einer Krise dieses Ausmaßes mußten Risiken eingegangen werden. Und er war derjenige, der sie eingehen mußte.

Er dachte an Casey. Sie hatte am letzten Abend so blaß ausgesehen, so still, und in ihrem betäubten Schlaf so unglaublich schön. Er wollte sie nicht verlieren! Lieber würde er jetzt selbst sterben, als ohne sie zurückzubleiben. War es nur ihre Erkrankung, die seine Liebe zu diesem beängstigenden Höhepunkt getrieben hatte? Nein, sagte er sich. Die Erkrankung hatte ihn bloß ihren Wert erkennen lassen, seine eigene Unvollständigkeit ohne sie. Sie jetzt zu verlieren, wäre die bitterste Ironie.

Er hielt an. Einen Augenblick lang glaubte er, einen Schatten gesehen zu haben, der sich im Nebel bewegte. Oder war es bloß der ziehende Nebel selbst gewesen, der seinen Augen Streiche spielte? Er setzte sich wieder in Bewegung, nahe der Häuserfront, so daß er die Gebäude sehen und Kreuzungen erkennen konnte, aber wegen des Karrens, den er zog, blieb er auf dem Asphalt der Straße.

Die Transfusion schien Casey geholfen zu haben; an diesem Morgen sollte sie der therapeutischen Radiologie unterzogen werden, um die krankhaft veränderten Gehirnzellen herauszubrennen. Dabei mußte der Winkel der Röntgeneinstrahlung ständig verändert werden, um das gesunde Gewebe so wenig wie möglich zu schädigen. Das Gelingen dieser Therapie war seine einzige Hoffnung, und er klammerte sich an sie und verdrängte den schrecklichen Gedanken, was andernfalls geschehen könnte, aus dem Bewußtsein.

Und wenn sie wieder gesundete, würde sie mit der schweren Gewissenslast leben müssen, ihren >Vater< im Wahn ermordet zu haben. Er fürchtete den Augenblick, wenn er sie von Simmons Tod würde unterrichten müssen. Simmons war im Laufe der Nacht gestorben, ohne nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Er war allein gestorben. In Holman reifte der Entschluß, Casey einfach vorzuenthalten, daß sie den Mann getötet hatte, den sie für ihren Vater gehalten hatte, und der ihr ein Vater gewesen war; es könnte sie zerstören. Und er war sich noch nicht schlüssig, ob er ihr vom letzten Bekenntnis des Sterbenden erzählen sollte. Würde es helfen, den Verlust erträglicher zu machen? Er glaubte es nicht. Es war nur verwirrend für sie. Er ging langsam weiter durch den Nebel, der zusehends dichter, gelblicher wurde.

Nun, sehen wir mal, dachte er. Dies muß der Arkadengang mit den Ladengeschäften sein. Wenn ich jetzt abbiege, müßte ich vor die Kathedrale gelangen. Er hielt einen Augenblick inne und verschnaufte. Daß er plötzlich außer Atem war, mußte eher psychologische Ursachen haben als an dem Umstand liegen, daß der Nebel seine Atmung behinderte; er inhalierte unwillkürlich so wenig von der ihn umgebenden Luft wie möglich, obwohl er wußte, daß er den Sauerstofftank auf dem Rücken benutzen konnte, wenn er wirklich Luft brauchte. Sie hatten ihm gesagt, daß der Mittelpunkt in der Nähe der alten Kathedrale sein müsse. Der Karren hinter ihm enthielt einen bleiverkleideten Kasten, der nach dem Staubsaugerprinzip arbeitete. An seiner Seite waren mehrere Längen eines Metallschlauches befestigt, die zusammengesetzt werden konnten und dann eine zähe, flexible Röhre bildeten, die in den Kernbereich der mutierten Mykoplasmen vorgeschoben werden konnten und durch die Saugwirkung des Elektromotors eine Probe davon in den Behälter ziehen sollte. Das Ganze war ein ha-

stig ausgedachter Plan, aber der einzige, der ihnen in so kurzer Frist durchführbar erschien.

Holman nahm seinen Mut zusammen und bog in die Straße ein, die ihn auf die Rasenfläche vor der Kathedrale führen mußte. Die Straße war schmal, und als er an den Läden vorbeiging, bemerkte er, daß eine Schaufensterscheibe eingeschlagen war. Ein Stück weiter stieß er auf ein zweites zerstörtes Schaufenster. Plünderer? War es möglich, daß es noch Menschen in der Stadt gab, einige wenige skrupellose Gestalten, welche die Gefahr, in der sie sich befanden, nicht erkannten? Die Öffentlichkeit hatte von den Folgen eines Kontakts mit dem Nebel unterrichtet werden müssen; sicherlich würde kein Mensch riskieren, jetzt hineinzugehen, um die unbeaufsichtigten Läden auszurauben. Vielleicht war es ein Unfall gewesen; ein Armeelastwagen, der bei der Evakuierung der Bevölkerung in der schmalen Straße die Fenster gestreift hatte; oder vielleicht war in der Eile der fluchtartigen Räumung jemand hineingefallen. Aber zwei Schaufenster? Er sah sich den Laden genauer an. Es war ein Juweliergeschäft. Nun, das bestätigte seine anfängliche Vermutung. Jemand war ungeachtet der Gefahr und aller Warnungen zurückgeblieben, um zu plündern. War er, oder waren sie, noch in der Nähe, oder hatten sie nach ihrem Raub das Weite gesucht? Er zuckte die Achseln; es war nicht sein Problem.

Je mehr er sich der alten Kathedrale näherte, um so dichter wurde der Nebel, und seine Sichtweite wurde noch begrenzter. Er erreichte die Rasenflächen, aus denen einige bedeutende Grabsteine aus alter Zeit ragten und spähte angestrengt in das trübe Nichts, bemüht, den Weg auszumachen, der zum Portal führte. Wo war der Lichtschein? Sicherlich sollte er ihn inzwischen erreicht haben. Es würde ihm nichts übrig bleiben, als das Gebäude zu umwandern, um ihn zu finden. Seine Auftraggeber hatten darauf bestan-

den, daß der Mittelpunkt des Nebels in diesem Bereich zu finden sei. Er konnte natürlich weitergezogen sein, aber es herrschte kaum Wind, und der Nebel lag seit bald vierundzwanzig Stunden ortsfest über Winchester.

Aber als er sich dem Portal der Kathedrale näherte, bemerkte er einen schwachen Lichtschein und blieb stehen. War es möglich? War der Kern, das Herz der Krankheit, im Inneren der Kathedrale? Konnte der Kern des Nebels ausgerechnet in die alte Bischofskirche eingedrungen sein und dort festsitzen?

Ein anderer entnervender Gedanke schoß Holman durch den Sinn. Wie, wenn der Nebelkern nicht zufällig hineingetrieben war? Konnte er etwa aus eigenem Antrieb gehandelt haben? Es war eine unglaubliche Idee, und er versuchte, sie als unsinnig abzutun. Es war zu fantastisch, zu sehr wie schlechte Science Fiction. Aber war nicht alles so fantastisch, daß man es nicht glauben mochte?

Der Gedanke ließ sich nicht mehr verdrängen.

Fröstelnd ging er weiter, leise und vorsichtig. Er versuchte eines nervösen Zitterns Herr zu werden und sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die unheilvollen Umstände, die Einsamkeit und die Unfähigkeit, außer dem Nebel selbst irgend etwas zu sehen, alle zusammenarbeiteten und seine Einbildungskraft angriffen, Verwandte der Furcht.

Er sah, daß der Schein — oder war es nur ein hellerer Gelbton? — unverkennbar aus dem offenen Kirchenportal drang. Hatte er den Mut, zu der drinnen lauernden Quelle dieses trüben Scheins vorzudringen?

»Scheiß drauf!« Es war ein gemurmelter Kriegsruf. Er ging weiter.

Unter dem gotischen Bogen verweilend, spähte er in den helleren Nebel. Die Luft war hier viel mühsamer zu atmen, die stechende Schärfe brannte ihm in der Kehle. Er griff nach der Sauerstoffmaske, zog sich den Zuleitungsschlauch

über die Schulter und war im Begriff, die Rauchmaske abzunehmen, als ihn eine Bewegung im Randbereich seines Gesichtsfeldes stutzen ließ. Er erstarrte, beobachtete die Stelle, wo er die Bewegung gesehen hatte. Wieder Einbildung? Er sah nichts, nur die träge ziehenden Nebelschwaden. Er lauschte und hörte nichts als den eigenen Herzschlag in den Ohren.

Wieder blickte er zum Ursprung des Lichtscheins. Am stärksten war er in der Mitte des weiträumigen Kirchenschiffes, ungefähr dort, wo das Querschiff unter der Vierung das Längsschiff kreuzte. Dieses Zentrum schien keine bestimmbare Form zu besitzen; seine äußeren Ränder veränderten ständig ihre Form und waren nur durch den Helligkeitskontrast sichtbar. So wirkte der Kern vor dem trüberen, graueren Gelblichweiß seines schützenden Nebelschirms rein gelb. Es war unmöglich, die Größe dieses Kerns zu bestimmen, da seine Sicht von den umgebenden Nebelschichten zu sehr beeinträchtigt wurde, aber seine bloße Existenz schien Bösartigkeit zu verströmen, ein schädliches Wachstum, das beängstigend und doch auf eine perverse Weise faszinierend war.

Nur mit äußerster Willensanstrengung konnte Holman seinen Blick von dem unheimlichen Schauspiel abwenden und bei seinem Karren niederknien. Er erinnerte sich seiner Sauerstoffmaske und brachte sie über Mund und Nase an, nachdem er die Rauchmaske abgenommen hatte. Er tat mehrere tiefe Atemzüge, und sogleich wurde ihm klarer im Kopf, und er fragte sich, ob der Nebel eine leicht betäubende Nebenwirkung habe. Er zog die Metallschläuche aus den Halterungen, schraubte sie zusammen, verspürte aber nun, da er dem Ziel endlich nahe war, eine wachsende Nervosität.

Er wußte nicht recht, ob er den Mut aufbringen würde, an den leuchtenden Kern heranzugehen, der rein aussah, tat-

sächlich aber aus der tödlichen, sich vermehrenden Masse mutierter Mykoplasmen bestand. Er ließ die Frage einstweilen auf sich beruhen. Der Augenblick der Wahrheit würde früh genug kommen, und er würde entweder auf den leuchtenden Kern zugehen oder davonlaufen. So oder so, die Handlung mußte spontan erfolgen, nicht sorgfältig erwogen. Er konzentrierte sich auf die Metallschläuche.

Er wurde sich ihrer Anwesenheit bewußt, weil er ihre Nähe fühlte, nicht weil er sie hörte oder sah. Sie erschienen als drei dunkle Umrisse im Nebel, standen ungefähr eineinhalb Meter auseinander, knapp außerhalb klarer Sichtweite, bewegungslos, stumm. Er schaute entsetzt von einer verschwommenen Gestalt zur nächsten. Ihr plötzliches Auftauchen und ihre Lautlosigkeit waren beängstigender, als wenn sie sich bewegt hätten, denn Bewegung hätte ihm wenigstens einen Anhaltspunkt dafür gegeben, was sich dort befand.

Er erhob sich, den steifen Metallschlauch noch in den Händen. Eine der Gestalten kam draufhin näher, und mit einem Gefühl von Erleichterung erkannte Holman, daß es die Gestalt eines Mannes war. Aber der Kopf war anders.

Er wich entsetzt zurück und hob abwehrend den Metallschlauch, als die Gestalt aber näherkam, hätte er vor Erleichterung beinahe laut herausgelacht. Es war ein Mann, und der Kopf sah so seltsam aus, weil er eine Gasmaske aus dem Zweiten Weltkrieg trug. In den Händen hielt er einen langen schwarzen Kerzenleuchter, dessen böse aussehende Spitze zum Aufstecken einer Kerze auf Holman zielte.

»Was, zum Teufel, tun Sie hier?« fragte Holman, nachdem er die Sauerstoffmaske abgenommen hatte, um sich verständlich zu machen.

Er blieb ohne Antwort, als der Mann vor ihn hintrat.

»Dieser Nebel ist gefährlich, Sie hätten mit den anderen fortgehen sollen«, fuhr Holman fort. Sein Blick ruhte wie gebannt auf der Spitze, die auf seine Brust zielte. Beinahe hyp-

notisiert verfolgte er, wie der Kerzenleuchter zurückgezogen und langsam erhoben wurde, bereit zum Zuschlagen.

Holman wartete nicht darauf. Er stieß seinen Metallschlauch dem Mann in den Magen, und als der andere sich krümmte, holte er aus und schlug ihm das Schlauchende ins Genick. Der Mann brach zusammen.

Holman hielt Ausschau nach den beiden anderen. Aber sie waren verschwunden.

Er blickte umher, wandte den Kopf von einer Seite zur anderen, während die Gestalt zu seinen Füßen auf dem harten Steinboden ächzte und sich bewegte. Er kniete neben dem Mann nieder und wälzte ihn auf den Rücken. »Armer Irrer!« stieß er hervor. Dieser Held mußte geglaubt haben, die Gasmaske würde ihn gegen die Wirkungen des Nebels schützen und hatte die Gelegenheit ergriffen, sich in der verlassenen Stadt einige Wertgegenstände anzueignen. Aber was taten er und seine Kumpane in der Kathedrale, und warum hatte der Mann ihn angegriffen? Waren sie bereits Opfer der Krankheit? Oder betrachteten sie ihn bloß als unwillkommenen Zeugen?

Er zog dem Stöhnenden die häßliche Gasmaske vom Gesicht und sah, daß seine Augen den etwas glasigen Blick hatten, den er auch bei Casey gesehen hatte; der Mann war infiziert.

Der Klang von Schritten auf den Steinplatten warnte ihn in letzter Sekunde vor dem Angriff von rückwärts. Er flog herum und sah sich dem zweiten Mann gegenüber, aber ein Schlag streifte ihn, und er verlor rückwärtstaumelnd das Gleichgewicht, ließ den Metallschlauch fallen und fiel rücklings auf die Steinplatten. Sein Angreifer stand über ihm und begann zu lachen, ein gackerndes, hysterisches Lachen. Der Dritte erschien aus dem Nebel, gesellte sich zu seinem Gefährten und begann ebenfalls zu lachen. Plötzlich bückten sie sich, packten Holman bei den Knöcheln und

schleiften ihn am Boden entlang auf den Lichtschein zu. Er versuchte, seine Beine durch zappelnde Stöße zu befreien, aber sie hielten fest, und seine Anstrengungen bewirkten nur, daß sie noch lauter lachten. Seine Hände tasteten nach einem festen Halt umher, aber der alte Stein war von den Füßen der Gläubigen in Jahrhunderten geglättet worden. Als sie ihn an ihrem niedergeschlagenen Kumpan vorbeischleiften, kam sein Körper in Berührung mit dem schweren Kerzenleuchter. Er griff verzweifelt danach und glaubte ihn verloren, als er fortrollte. Glücklicherweise wurde er vom Fuß des Liegenden aufgehalten, und Holman konnte ihn gerade noch an sich bringen. Er war im Begriff, ihn einem seiner Angreifer über die Handgelenke zu schlagen, um seinen Fuß zu befreien, als der Mann, den er kampfunfähig wähnte, sich mit einem hirnlosen Gebrüll auf die Knie erhob, Holman sah und sich auf ihn warf, die Zähne entblößt, um sie als Waffe zu gebrauchen.

Es gelang Holman, einen Ellbogen unter die Kinnlade des Mannes zu klemmen und die knirschenden Zähne auf Distanz zu halten, während er gleichzeitig den eigenen Kopf zurückzog. Als die anderen zwei merkten, daß sie aufgehalten wurden, stießen sie wütende Schreie aus, ließen Holmans Beine fahren und begannen die beiden zappelnden Körper mit Fußtritten zu bearbeiten, ohne zwischen Freund und Feind einen Unterschied zu machen. Einer packte den ersten Mann beim Haar, riß ihm den Kopf hoch und bearbeitete sein Gesicht mit Faustschlägen.

Das war für Holman die Gelegenheit, die er brauchte. Er schlug mit seiner schweren Waffe nach der entblößten Kehle des Mannes und zerschmetterte ihm den Kehlkopf, sofort danach angeekelt von seiner eigenen Tat. Aber es war nur Zeit für ein momentanes Bedauern, denn nun wandten die anderen zwei ihre Aufmerksamkeit wieder ganz ihm zu.

Er stieß den Verletzten von sich und zog am Knöchel ei-

nes der anderen, der das Gleichgewicht verlor und schwer zu Boden stürzte. Der dritte Mann packte Holman von hinten am Hals, würgte ihn und beugte sich über ihn. Dabei troff Speichel aus seinem keuchenden, zähnebleckenden Mund in Holmans Gesicht.

Es war Holman nicht möglich, den eisernen Griff des anderen zu lockern. Ihm war, als müsse sein Kopf zerplatzen, und als er schwächer wurde, hörte er das irre Gackern und Schnalzen des Mannes und sah mit verschwimmendem Blick, wie der Mann, den er zu Boden geworfen hatte, sich auf einen Ellbogen stützte und über ihn lachte. Kurz bevor ihm die Sinne schwanden, wurde Holman vage bewußt, daß er noch den Kirchenleuchter hielt. Mit beiden Händen stieß er die Spitze aufwärts in die einzige verwundbare Stelle, die er erreichen konnte. Der gurgelnde Schrei des Mannes und der plötzliche Blutstrom, der Holman übers Gesicht lief, vergrößerte noch seinen Alptraum. Aber der mörderische Druck auf seine Kehle hörte auf, und er sog gierig die schlechte Luft ein, als sein Angreifer zurückfiel.

Der letzte Mann des Trios zeigte mit zitternden Finger auf die anderen und lachte hysterisch.

Es war zuviel für Holman. Er kam wankend auf die Beine und rannte aus der Kathedrale.

Draußen stolperte er und fiel auf den kiesbestreuten Weg, aber die stampfenden Tritte hinter ihm trieben ihn an, und er stolperte weiter, hinein in den dicken Nebel, dankbar für seine bergende Undurchsichtigkeit. Er fühlte, wie er über Gras lief, achtete nicht auf die Gefahr möglicher Zusammenstöße mit Baumstämmen oder Grabsteinen. Sein einziger Gedanke war fortzukommen, fort von diesem Verrückten, fort von der Mutation, fort von der Kathedrale. Fort von dem Nebel, um wieder unter normalen Menschen zu sein. Seine Mission war vergessen, sein Überlebensinstinkt die einzige Triebkraft. Er fühlte nicht einmal die unvermittelt auffrischende Luftbewe-

gung, sah nicht, daß die ziehenden Nebelschwaden in wogende, wallende Bewegung übergegangen waren.

Er glitt im nassen Gras aus, und als er mit ausgebreiteten Armen vorwärtsstolperte, um das Gleichgewicht zu halten, lief er gegen einen Baum. Sein Kopf schlug vernehmlich gegen den Stamm, und er sackte betäubt zusammen, fiel auf die Knie und dann ausgestreckt ins Gras.

Mit schwindendem Bewußtsein sah er eine schattenhafte Gestalt aus dem Nebel treten. Das tiefe, kehlige Glucksen war das letzte, was er hörte, bevor er ohnmächtig wurde.

Sie stießen auf den Geistesgestörten, als er gerade dabei war, Holman lebendig zu begraben. Aufkommender Wind und Regenböen hatten den Nebel aus der Stadt getrieben, und die Hubschrauber folgten der zurückweichenden gelblichweißen Masse, um ihn zu suchen. Als einer die Kathedrale umkreiste, sichtete der Pilot die Gestalt eines grabenden Mannes. Als er tiefer herunterging und ihn in geringer Höhe überflog, sah er, daß der Mann ein tiefes Loch mit Erde füllte. Sein Kopilot stieß ihn an.

»Wir müssen landen, schnell!« rief er durch den Motorenlärm. »Da lag einer in dem Loch. Dieser Mann begräbt ihn!«

Der kleine Gauner, der über die Gelegenheit, die ganze Stadt Winchester für sich zu haben, um sie mit seinen beiden Busenfreunden ungestört zu plündern, sehr erstaunt gewesen war, und nun durch die Einwirkung des zerstörischen Nebels den Verstand verloren hatte, ignorierte die landende Maschine und schaufelte fröhlich Erde in die Grube, zu der er den Bewußtlosen geschleift hatte. Die Grube war von Arbeitern zurückgelassen worden, die gerade ein Grab ausgehoben hatten, welches die sterblichen Überreste eines bedeutenden kirchlichen Würdenträgers aufnehmen sollte. Dieser verdienstvolle, aber nun verblichene Gottesmann hatte als letzten Wunsch geäußert, im Schatten seiner

geliebten Kathedrale begraben zu sein. Die Arbeit hatte wegen des plötzlichen Evakuierungsbefehls unterbrochen werden müssen, und das für den Nachmittag angesetzte Begräbnis wurde nun durch eine bei weitem unwürdigere Zeremonie ersetzt.

Holman lag auf dem Grund des offenen Grabes, in das der Mann ihn wie einen Sack Kartoffeln gerollt hatte. An seiner Stirn bildete sich eine große Beule, verursacht durch seinen Zusammenstoß mit dem Baumstamm, und erst die auf ihn fallende Erde riß ihn aus seiner Bewußtlosigkeit. Er regte sich, ein leises Stöhnen entwich seinen Lippen. Als er eine Hand zum Kopf führte, die Augen noch geschlossen, und den Mund zu einem erneuten Stöhnen öffnete, landete eine Schaufelvoll feuchter Erde auf seinem Gesicht. Er zwinkerte erschrocken, nur, um die Augen sofort wieder zu schließen, als lockere Erdkrumen hineingerieten.

Er hustete und spuckte, als die Erde ihm in Mund und Kehle drang, versuchte sich aufzusetzen, aber sein Kopf war noch zu benebelt, und so fuhr er sich statt dessen mit den Händen übers Gesicht, um es von der Erde zu befreien. Er fühlte, wie Erdklumpen weiter auf seinem Körper landeten, und sein betäubtes Gehirn rang mit den Signalen der Sinneswahrnehmungen, um zu verstehen, was vorging. Erst das gackernde Lachen durchbrach seine Betäubung und machte ihn hellwach.

Wieder öffnete er die Augen, hielt sie aber diesmal mit den Fingern bedeckt. Er sah die Ränder des Grabes über sich, dann gewahrte er die Gestalt, welche die Erde auf ihn schaufelte. Mit einem Schlag wußte er, wo er war und was geschah. Der Mann begrub ihn bei lebendigem Leibe!

In Panik bohrte er die Finger in die lockere Erde zu beiden Seiten der Grube und zog sich hoch. Der Mann über ihm sah es und holte knurrend mit der Schaufel aus, um ihn nie-

derzuschlagen und zu verhindern, daß er sein vorzeitiges Grab verließ.

Holman hob einen Arm, den Schlag abzuwehren und schloß die Augen, da er nicht genug Raum hatte, um dem Schlag auszuweichen. Aber er blieb aus. Stimmen riefen, dann folgen unbestimmbare, scharrende und grunzende Geräusche. Als er vorsichtig die Augen öffnete, konnte er nur den trüben grauen Himmel über sich sehen. Er fühlte Regen im Gesicht und auf den Händen, und die beruhigende Nässe trug zur Belebung seiner Sinne bei. Er zog die Knie an, bereit, einen weiteren Angriff abzuwehren.

Plötzlich erschien ein Gesicht über ihm. Es grinste herab und eine Stimme sagte: »Das ist nicht der rechte Zeitpunkt, sich von der Arbeit zu drücken und aufs Ohr zu legen, Mr. Holman.«

Eine Hand wurde ausgestreckt und half ihm, aus seiner schauerlichen Ruhestatt zu klettern.

Voller Befürchtungen ging Holman durch den langen Korridor zum Beobachtungsraum 3, wo Casey untergebracht war. Nach seiner Rückkehr zum Forschungszentrum war es ihm nicht gelungen, Janet Halstead zu sprechen, denn sie hatte die Nacht durchgearbeitet, um Krankenhäuser im ganzen Land für den Notstand zu organisieren, und trotzdem noch Zeit gefunden, Caseys Behandlung zu überwachen, aber nun gönnte sie sich ein paar Stunden Schlaf. Ein anderer Arzt hatte ihm gesagt, daß die Strahlenbehandlung gut verlaufen sei, und nun warteten sie, daß Casey erwachte, bevor sich sagen ließ, ob sie auch erfolgreich gewesen war.

Auch Holman brauchte Schlaf. Seine Erlebnisse am Vormittag hatten ihn erschöpft; die Erinnerung, wie er in einem Grab zu sich gekommen war, in das ein Verrückter Erde geschaufelt hatte, überwog im Rückblick noch die anderen Schrecken, die er durchgemacht hatte.

Ein Militärhubschrauber hatte ihn nach London zurückgefliegen. Professor Ryker war verständlicherweise enttäuscht gewesen, als Holman unverrichteter Dinge zurückgekehrt war, hatte jedoch Verständnis für Holmans angegriffene Nerven und drängte ihn nicht zu einem neuen Versuch. Der unerwartete Wetterwechsel trieb den Nebel ohnedies zu rasch weiter, als daß es möglich gewesen wäre, sein Zentrum zu lokalisieren.

Städte und Ortschaften, die in seiner Bahn lagen, wurden evakuiert, doch war die Richtung, in die der Nebel trieb, glücklicherweise nicht allzu dicht besiedelt. Polizei- und Armeefahrzeuge, gelenkt von den Überwachungshubschraubern, rasten im Vorfeld der sich heranwälzenden grauen Masse zu kleinen Dörfern und abgelegenen Häusern und luden die Bewohner in Busse und Lastkraftwagen. Waren diese voll, bogen sie im rechten Winkel ab und verließen die

Gefahrenzone. Dann entluden sie ihre menschliche Fracht und fuhren auf einer anderen Route zurück, um das Verfahren zu wiederholen. Es war anstrengend und nervenaufreibend, und zahlreiche schwere Unfälle ereigneten sich bereits am ersten Tag, aber insgesamt erwies sich die Aktion als erfolgreich.

Unglücklicherweise war es eine Methode, die nicht unbegrenzte Zeit festgesetzt werden konnte, und die Leiter der Operation fürchteten den Augenblick, wenn der Nebel eine Großstadt erreichen würde. Alles hoffte, daß der Wind seine östliche Richtung beibehielt; andernfalls würden Basingstoke, Farnham, Aldershot und London selbst in Gefahr geraten. Die größte Sorge war gegenwärtig Haslemere, die größte, unmittelbar in der Zugrichtung des Nebels gelegene Stadt, aber sie war bereits größtenteils geräumt. Die meisten Einwohner waren nach Norden geflüchtet, da sie fürchteten, im Süden gegen die Küste gedrängt zu werden; das Schicksal der Bewohner von Bournemouth beeinflußte ihre Wahl. Man konnte sie nicht überzeugen, daß ihre Befürchtungen unbegründet seien — der Nebel war noch immer nicht breiter als zwei Kilometer und konnte leicht umgangen werden -, und die Straßen nach Norden waren verstopft von Fahrzeugen aller Art und fliehenden Menschen zu Fuß und auf Fahrrädern.

Der Premierminister war nach London zurückgekehrt und leitete die Operation mit der Hilfe seiner militärischen, wissenschaftlichen und medizinischen Berater von einem besonderen Hauptquartier aus, einem weitläufigen unterirdischen Atombunker, eineinhalb Kilometer vom Unterhaus entfernt, dessen tatsächliche Lage vor der Öffentlichkeit strikt geheimgehalten wurde. Die Bunkeranlage wurde bereits für Bewohner eingerichtet und mit Proviant versehen, da mit weiterer Ausbreitung des Nebels gerechnet wurde und sein Eindringen in London nicht auszuschließen war.

Man hoffte, daß die Schutzvorrichtungen gegen radioaktive Verseuchung die Erreger dieser anderen tödlichen, von Menschen erzeugten Gefahr in gleicher Weise abwehren würden.

Der Vorschlag, in London große Feuer zu entzünden, um den Nebel aufzulösen, wenn er in die Stadt eindringe, wurde diskutiert, und der Befehl zu den nötigen Vorbereitungen erteilt. Doch sollte nur in größter Not zu diesem Mittel gegriffen werden; die Gefahr, daß ganz London in Flammen aufgehen könnte, war eine beängstigende Vorstellung, die nicht unbeachtet bleiben durfte. Aber er war wenigstens ein Beweis positiven Handelns. Das demoralisierende Schachspiel, das weiter südlich mit dem Nebel gespielt wurde, konnte nicht unbegrenzte Zeit weitergehen, und die Öffentlichkeit mußte sehen, daß zu ihrem Schutz etwas unternommen wurde, mochten die Vorkehrungen auch unvollkommen sein.

Die Bevölkerung wurde unterrichtet, daß ein Gegenmittel vorbereitet werde und große Mengen bald zur Verfügung stehen würden; man verbreitete die Nachricht, die Krankheit selbst sei bereits unter Kontrolle und werde wahrscheinlich bald erlöschen oder durch reine Luft so verdünnt, daß sie ihre Wirksamkeit verlieren müsse; es wurde bekräftigt, daß die Fachleute glaubten, der Krankheitserreger sei auf noch ungeklärte Weise vom Meer hereingetrieben, und eine gründliche Untersuchung seiner Herkunft werde durchgeführt, sobald die Krise vorüber sei.

Das Volk wurde belogen, weil die Regierung es für richtig hielt; sich ausbreitende Panik würde die Gefahr nur vergrößern. Die Wahrheit — oder wenigstens etwas davon — konnte gesagt werden, sobald die Bedrohung gebannt wäre.

Die Verantwortlichen erwartete Bestrafung — aber an ein öffentliches Gerichtsverfahren war nicht gedacht. Schritte sollten eingeleitet werden, die eine Katastrophe dieser Art und Größenordnung in Zukunft unmöglich machen wür-

den.

Holman hatte mit Ryker den Umstand besprochen, daß die mutierten Mykoplasmen ins Innere der Kathedrale geraten waren. Oder hatten sie dort Zuflucht gesucht? War es denkbar, war es auch nur im Entferntesten möglich, daß der Mutation eine Art Triebkraft innewohnte? Konnte sie - Holman hatte gezögert, das Wort auszusprechen —, konnte sie Intelligenz besitzen? Schließlich, verteidigte er den Gedanken, sei es ein Parasit, der sich vom Gehirn nähre.

Professor Ryker hatte gelacht, aber ohne Humor. »Jedes Lebewesen hat eine Triebkraft, Mr. Holman. Jede Pflanze hat ein gewisses Maß an Intelligenz, es ist eine Frage des Grades. Aber zu der Überlegung, ob dieser Organismus einen Willen, ein Gehirn hat: Er hat vielleicht einen Überlebenstrieb, eine Motivation ähnlich wie diejenige einer Blume, die sich der Sonne zuwendet, aber einen eigenen Verstand? Nein, Mr. Holman, lassen Sie sich von Ihrem schrecklichen Erlebnis heute vormittag nicht in die Bereiche der Fantasie drängen. Die Mykoplasmen beherrschen den Nebel nicht; als der Wind die schützende Wolke davontrieb, mußten die Mykoplasmen mitziehen, gefangen in ihrer Mitte, eingesperrt durch ihren eigenen Schutzschirm. Sie üben keine Macht über diesen Nebelschirm aus, geben ihm keine Richtung. Es handelt sich um ein organisches, aber hirnloses Phänomen, unfähig zu überlegtem Handeln.«

»Aber Handeln durch Instinkt?« hatte Holman ihm geantwortet.

»Ja, vielleicht.«

»Möglicherweise läuft es auf das gleiche hinaus.«

Ryker wurde nachdenklich, saß tief in Gedanken und schüttelte bisweilen den Kopf, wie um eine Theorie zu verwerfen, dann runzelte er angestrengt die Stirn, als ein neuer Gedanke verarbeitet und wieder verworfen wurde.

Inspektor Barrow hatte Holman zum Forschungszentrum

begleitet, nachdem Holman dem Innenminister Meldung gemacht und versprochen hatte, er werde einen neuerlichen Versuch unternehmen, Mykoplasmen in reiner Form zu beschaffen, sobald die Bedingungen günstig wären. Der Innenminister erklärte, man bleibe mit den Hubschrauberbesatzungen in ständigem Funkkontakt, und sobald der Wind nachgelassen und der Nebel stationär würde, sollte er sofort an Ort und Stelle geflogen werden. Von anderer Seite wurde vorgeschlagen, daß er an einem Platz Stellung beziehe, der sich in der genauen Zugrichtung des Nebelzentrums befinden würde, so daß es ihn zwangsläufig passieren müsse, aber Holman hatte von der Idee nichts wissen wollen. Wenn es keine andere Möglichkeit gab, dann würde er es tun, aber er lehnte es ab, dem Mykoplasmenkern gegenüberzutreten und sich von ihm einhüllen zu lassen, ohne die Möglichkeit, ihm seitwärts auszuweichen.

Zu einem anderen Zeitpunkt hätte er das Risiko wahrscheinlich auf sich genommen, aber nach dem jüngsten Erlebnis waren seine Nerven angespannt, und er hatte kein Verlangen, das gewagte Unternehmen des Vormittags unter ähnlichen Vorzeichen zu wiederholen. Auch war er begierig, Casey zu besuchen und zu erfahren, ob die experimentelle Behandlung geholfen hatte, zu wissen, ob sie in Zukunft als hirnlos vegetierendes Wesen oder als normaler Mensch leben würde.

Der Innenminister verzichtete weise, aber mit erkennbarer Enttäuschung darauf, ihm den Befehl zur Ausführung des Auftrags zu erteilen; er sah, daß der Mann in besserer Verfassung von größerem Nutzen sein würde. Inzwischen konnten Vorrichtungen in der Zugrichtung des Nebels aufgestellt werden, Behälter, die durch Fernsteuerung geschlossen wurden, wenn Sensoren die Botschaft übermittelten, daß der Kern des Nebels in der Nähe sei. Es war eine unsichere Methode, aber die einzige, die gegenwärtig zur

Verfügung stand.

Holmans nervöse Unruhe erreichte ihren Höhepunkt, als er die Klinke der mit 3 gekennzeichneten Tür niederdrückte. Durch das eingesetzte Fenster konnte er die blasse Gestalt reglos im Bett liegen sehen. Eine Schwester saß neben dem Bett, bereit, bei den ersten Anzeichen wiederkehrenden Bewußtseins Janet Halstead zu rufen. Sie lächelte Holman entgegen.

»Wie geht es ihr?« fragte er.

»Sie hat ruhig geschlafen«, erwiderte die Krankenschwester, »aber sie mußte für die Strahlenbehandlung und die Bluttransfusion mit starken Beruhigungsmitteln behandelt werden, da sie gewalttätig war.«

»Kann ich eine Weile bei ihr bleiben?«

»Ja, selbstverständlich.« Die Schwester stand von ihrem Platz auf, noch immer lächelnd. »Ich werde Sie eine Weile verlassen, sollte die Patientin jedoch erwachen, drücken Sie bitte auf diesen Knopf. Wir werden dann sofort kommen, denn das Resultat der Strahlenbehandlung interessiert uns natürlich sehr.«

»Sind die Zeichen gut?«

»Nun, die Zeichen, die auf körperliches Befinden hindeuten, sind gut, aber offen gesagt, Mr. Holman, wir wissen es nicht. Ich glaube, Dr. Halstead hat es Ihnen erklärt.«

Holman nickte und setzte sich auf den freigewordenen Stuhl. Nachdem sie dem Mädchen zum sechsten Mal seit ihrem Dienstantritt den Puls gemessen hatte, verließ die Krankenschwester das Zimmer, ohne auf Holmans fragenden Blick einzugehen.

Er saß da und betrachtete minutenlang Caseys Gesicht. Ihre Blässe und Zerbrechlichkeit bereitete ihm Sorgen. Sie hatte so viel durchgemacht, daß die Vorstellung, sie werde jemals wieder dieselbe sein, selbst wenn der Parasit bezwungen worden war, unmöglich schien. Würde sie ihn

wiedererkennen, wenn sie die Augen aufschlug, oder würde noch immer dieser verlorene, glasig-abwesende Ausdruck darin sein, der so quälend war, so schrecklich? Unter der weißen Decke waren ihre Handgelenke an das Bett geschnallt, und das Wissen darum trieb ihm Tränen in die Augen, die er nicht vergießen konnte. Er hätte gern geweint, um seine nervöse Anspannung zu lösen, wollte sich aber in dieser Situation nicht gehenlassen.

Er streckte die Hand aus, ihr Gesicht zu streicheln. Der Wunsch zu weinen, war noch nicht bezwungen, nur widerwillig unterdrückt, die Unfähigkeit mehr eine Bürde als eine Stärke.

Seine Fingerspitzen berührten ihre Lippen, dann ihre Wange, ihren Hals. Sie bewegte sich ein wenig und runzelte die Stirn. Gleich darauf entspannten sich ihre Züge wieder. Er sprach ihren Namen aus, nicht, um sie zu wecken, sondern weil er ihn aussprechen mußte, und ihre Augenlider zuckten. Und dann öffneten sie sich.

Ihr Blick begegnete dem seinigen, und zuerst schien sie ihn nicht zu erkennen. Er saß starr und mit angehaltenem Atem, und in dieser Sekunde existierte nichts, war nichts wirklich, und es gab keine Zeit und keine Fragen.

Dann wurden ihre Augen lebendig, weil sich Gefühl darin spiegelte, und sie lächelte.

»Warum nennst du mich Casey, John?« fragte sie, und schief wieder ein.

Janet Halstead war erfreut, als Holman ihr von Caseys Worten erzählte. Gewißheit, sagte sie, könne es erst geben, wenn Casey wieder bei vollem Bewußtsein wäre, aber die Annahme sei gerechtfertigt, daß ihr Gehirn normal funktionieren würde. Sie bedrängte Holman, sich ein paar Stunden schlafen zu legen, und versprach ihm, ihn zu wecken, sobald Casey aufwachen würde. Sie fand ein ruhiges Zimmer, wo es eine Couch gab und ließ ihn ruhen, während sie zu-

rückging, Caseys Krankenblatt mit den Eintragungen der Schwester zu studieren.

Drei Stunden später schüttelte Barrow ihn wach.

»Sie ist aufgewacht, Holman, und es geht ihr gut.«

Holman setzte sich aufrecht, rieb sich das Gesicht und grinste. »Himmel«, sagte er, »ich muß mich rasieren.«

»Ich glaube nicht, daß es ihr etwas ausmachen wird.«

»Gibt es neue Entwicklungen mit dem Nebel?« fragte er den Inspektor, als er hastig in sein Jackett fuhr.

»Allerlei, aber das erzähle ich Ihnen, nachdem Sie das Mädchen gesehen haben.«

Als Holman Caseys Zimmer betrat, saß sie, von zwei Kissen gestützt, im Bett und sprach mit Janet Halstead. Ihr Gesicht leuchtete auf, als er zur Tür hereinkam, und im nächsten Augenblick lagen sie einander in den Armen und Holman bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Janet lächelte Barrow zu, und sie verließen diskret den Raum.

»Du bist gesund!« lachte Holman überglücklich, als er sich endlich aus ihrer Umarmung löste.

»Ja, ja, ich bin gesund.«

»Erinnerst du dich an etwas?«

Ihr Gesicht wurde ernst, sie vermied es, ihn anzusehen. »An einiges, John. Ich erinnere mich, daß ich versuchte, dich umzubringen.«

Er zog sie an sich und sagte nichts.

»Es ist alles ganz verschwommen«, fuhr sie fort. »Verschiedene Bilder gehen mir durch den Sinn, alle durcheinander, nichts davon wirklich. Mein Vater — « Sie verstummte.

»Casey«, fing Holman an, »du mußt nicht —«

»Er ist tot, nicht wahr?«

Holman schwieg bestürzt. Sie erinnerte sich daran? Zuletzt sagte er: »Ja, Casey, er ist tot.«

»Er war nicht mein Vater.«

Wieder wußte Holman nicht, was er sagen sollte.

»Er sagte es mir, John, kurz bevor ich ihn tötete. Er sagte mir, daß er mich wie ein Vater geliebt habe... sogar mehr als ein Vater. Das ist wahr, und ich —« Sie begann zu weinen, und ihr Körper zitterte, aber es waren Tränen der Trauer und nicht selbstquälerischer Reue. »Ich fühle es noch nicht. Der Gedanke ist mir schrecklich, und ich trauere um ihn, aber aus irgendeinem Grund geht es mir nicht so nahe wie es eigentlich sollte. Warum nur, John? Bin ich noch verrückt?«

Sie blickte flehentlich zu ihm auf. »Sag mir, John, bin ich noch geisteskrank?«

»Nein, Liebling«, sagte er und nahm ihr Gesicht in die Hände. »Denk jetzt nicht darüber nach. Du hast zu viel durchgemacht. Deine Natur schützt dich. Der Schmerz wird dich früh genug finden. Geh nicht auf die Suche nach ihm.«

Sie weinte und barg den Kopf an ihm, geschüttelt vom Schluchzen. Er hielt sie fest umfassen, wußte, daß ihr allmählich klar wurde, was passiert war.

»Ich liebte ihn! Ich liebte ihn so sehr! Wie kann ich damit leben?«

»Es war nicht deine Schuld, Casey. Du warst für deine Handlungen nicht verantwortlich.«

»Und du, John. Ich versuchte, dich zu töten. Kannst du mir vergeben?«

»Ich sagte dir schon, Liebling, du warst nicht verantwortlich.«

»Bin ich jetzt wirklich gesund? Wird es sich nicht wiederholen?«

»Natürlich bist du gesund? Und ich werde dir helfen, es zu vergessen, Casey. Das verspreche ich dir.«

Es würde viel Zeit erfordern, die Wunden zu heilen, die sie sich selbst zugefügt hatte, aber er wußte, daß sie stark genug war, um darüber wegzukommen. Niemand konnte

wissen, wie es ausgehen würde; alles lag bei Casey, und er konnte ihr nur helfen und versuchen, einen Teil jener Liebe zu ersetzen, die sie verloren hatte.

Er sprach ruhig zu ihr, und die Eindringlichkeit seiner Worte drang allmählich in ihr Bewußtsein, so daß sie endlich anfang, mit anderen Gefühlsregungen als Selbstvorwürfen und Selbstmitleid zu reagieren. Ihr Interesse an äußeren Dingen erwachte.

»Was wird jetzt geschehen?« fragte sie ihn, nachdem er von seinen Erlebnissen berichtet hatte.

»Sie wollen, daß ich wieder in den Nebel gehe, um Mykoplasmen einzufangen.«

»Warum? Und warum du?«

Er erklärte ihr in Kürze, wie es zu seiner Immunität gekommen sei, und daß auch sie jetzt immun sein würde, daß sie aber die bislang einzigen seien, von denen dies mit einiger Sicherheit gesagt werden könne. Sein Erlebnis vom Vormittag streifte er nur mit wenigen Worten, um ihr nicht Anlaß zu größerer Sorge zu geben, und beschränkte sich auf die Erläuterung, daß es ihm nicht gelungen sei, den Kern ausfindig zu machen.

Sie lauschte bang, schüttelte dann und wann ungläubig den Kopf, nur wenig beruhigt durch seine Versicherung, daß sie jetzt wahrscheinlich immun sei.

Zuletzt wurde ihre Zweisamkeit von Janet Halstead beendet, deren gezwungenes Lächeln ihre Müdigkeit verriet.

»Wir haben noch ein paar Untersuchungen zu machen, Miß Simmons, und dann sollten Sie noch ruhen. Und Ihnen, Mr. Holman, soll ich ausrichten, daß Ihr Polizist Sie sprechen möchte.«

Holman küßte Casey und versprach ihr, so bald wie möglich wiederzukommen. Casey wollte ihn bitten, nicht mehr in den Nebel zu gehen, sondern in ihrer Nahe zu bleiben, bis sie entlassen würde, sah aber ein, daß alle Beschwörungen wir-

kungslos bleiben würden. Und sie verstand, daß das Leben vieler Menschen wichtiger war. Trotz aller technologischen und medizinischen Fortschritte schien das Überleben Tausender von Menschen von einem Mann abzuhängen.

Barrow wartete draußen auf dem Korridor. »Man will Sie wieder hineinschicken«, sagte er.

»Was ist mit den Vorrichtungen, mit denen das Zeug eingefangen werden sollte?«

»Die Aktion ist danebengegangen. Die Mutation selbst ist nicht in die Nähe der Auffangstationen gekommen. Gegenwärtig besprühen sie den Nebel aus den Flugzeugen mit Kalziumchlorid, Hunderten von Tonnen, und er scheint zurückzugehen. Man hofft, daß Sie sich bereithalten, hineinzugehen, wenn der Nebel weiter zurückgegangen ist.«

»Und der Wind? Hat er nachgelassen?«

»Ja.«

»Gut. Da mir keine andere Wahl bleibt, werde ich es noch einmal versuchen.«

Ein Hubschrauber flog sie in eine Gegend östlich von Haslemere, wo sie von Professor Hermann Ryker, William Douglas-Glyne und Generalleutnant Sir Keith Mackien erwartet wurden. Die Männer standen inmitten einer Gruppe von Kraftfahrzeugen auf einer Anhöhe, die freien Ausblick auf das umliegende Land gewährte. Holman war beeindruckt von der großen Zahl leichter Sprühflugzeuge, welche die entfernte Nebelwolke überflogen, die in der Abenddämmerung noch unheilvoller als sonst aussah.

Douglas-Glyne schüttelte ihm die Hand. »Mutige Bemühung heute vormittag, Mr. Holman«, sagte er.

Holman setzte ein schiefes Lächeln auf. »Tut mir leid, daß ich den Auftrag nicht ausführen konnte.«

»Keine Sorge. Was lange währt, wird endlich gut, nicht wahr?«

Sir Keith Mackien gesellte sich zu ihnen und erklärte: »Sie

müssen es noch einmal versuchen, Holman. Es ist absolut lebenswichtig, daß Sie eine Probe von dem verdammten Zeug herbeischaffen.«

»Ja«, sagte Douglas-Glyne. »Vor ein paar Stunden schickten wir aus reiner Verzweiflung zwei Freiwillige hinein. Sie waren mit Schutzanzügen versehen und fuhren in einem Panzerspähwagen. Vor ungefähr einer Stunde riß die Funkverbindung mit ihnen ab.«

»Also sind Sie jetzt an der Reihe«, sagte Sir Keith.

»Meine Herren«, sagte Professor Ryker, »im Augenblick kann Mr. Holman nichts tun. Wir dürfen die Sprühaktion jetzt, da sie Wirkung zu erzielen scheint, nicht unterbrechen, und Mr. Holman kann schwerlich in eine so starke Konzentration von Kalziumchlorid hineingehen. Unglücklicherweise haben wir den Nebel nicht so sehr auflösen können, wie ich es erhofft hatte, und bald wird es dunkel sein. Bei Nacht aber können wir Mr. Holman nicht in den Nebel schicken; es würde seine Aufgabe nur noch gefährlicher machen.«

»Tausende von Menschenleben stehen auf dem Spiel«, sagte Sir Keith.

»Richtig. Darum ist Mr. Holman für uns so wichtig. Wir dürfen ihn keinem unnötigen Risiko aussetzen — schon gar nicht jetzt, da wir wissen, daß mindestens zwei Verrückte in dem Nebel herumwandern.«

»Aber das wissen wir nicht.«

»Doch, wir wissen es«, sagte Ryker mit einiger Schärfe. »Sie bestanden darauf, Sir Keith, daß die beiden hineingingen. Ich sprach mich dagegen aus. Ich sagte Ihnen, was geschehen würde. Und ich lasse nicht zu, daß Mr. Holman wegen Ihrer Fehlbeurteilung sein Leben riskiert! Er ist zu wichtig für die Gesamtoperation.«

»Wir können nicht einfach dastehen und untätig zusehen«, entgegnete Douglas-Glyne.

»Wir sind nicht untätig. Wir werden den Nebel die ganze Nacht besprühen, solange unsere Vorräte reichen. Bis zum frühen Morgen sollte er so weit aufgelöst sein, daß wir den Kernbereich der Mykoplasmen sehen können — falls er ohne seine schützende Nebelhülle noch sichtbar ist. In der Zwischenzeit, Mr. Holman, sollten Sie sich aufs Ohr legen. Wir werden Sie verständigen, wenn es soweit ist.«

In den frühen Morgenstunden wurde Holman wieder von Barrow wachgerüttelt. Am vergangenen Abend war er noch während der Rückfahrt im Wagen in einen schweren, traumlosen Schlaf gesunken. Die erste Neuigkeit, die er jetzt von Barrow erfuhr, betraf die zwei Freiwilligen, die am Vortag in den Nebel vorgedrungen waren; man hatte sie am Morgen aufgefunden, und die äußeren Umstände ließen den Schluß zu, daß sie einander mit den Schußwaffen getötet hatten, die sie zum Schutz gegen Angriffe von geistesgestörten Opfern der Krankheit bei sich getragen hatten.

Die zweite Neuigkeit aber verwirrte ihn so, daß er sich die Müdigkeit aus den Augen reiben und Barrow bitten mußte, sie zu wiederholen.

»Ich sagte, daß der Nebel sich aufgelöst hat«, sagte Barrow. »Er ist verschwunden.«

Corporal Wilcox fluchte, als er im Dunkeln die steile Böschung hinunterrutschte. Das feuchte Gras erhöhte seine Geschwindigkeit, und er blieb mit dem Fuß an einer Wurzel hängen, verlor vollends das Gleichgewicht und purzelte hinunter. Er hörte das brüllende Gelächter der beiden Soldaten, die seinen ungezügelten Abstieg verfolgten, wo er abrupt von einem Holunderstrauch gebremst wurde.

»Euch werd' ich noch die Ärsche aufreißen, verlaßt euch darauf!« rief er den beiden zu, als er unter dem Strauch hervorkroch und seine verlorengegangene Taschenlampe barg. Er leuchtete zu den beiden feixenden Gestalten hinauf. »Kommt runter jetzt, ihr zwei!«

»Schon unterwegs«, erwiderten sie wie aus einem Munde, steckten ihre Taschenlampen ein und schlitterten halb laufend, halb fallend, die steile Böschung zu ihm herunter. Zu seiner Befriedigung konnten auch sie sich nicht auf den Beinen halten und kollerten das letzte Stück prustend durch das knietiefe Gras. Er schwenkte den Lichtkegel seiner Lampe absichtlich weg, so daß sie kaum etwas sehen konnten. Sollen die verrückten Scheißer sich die Hälse brechen, murrte er vor sich hin.

Sie trafen direkt neben ihm ein, und er mußte hastig zurückspringen, um nicht von ihren Armen und Beinen getroffen und umgeworfen zu werden. Dann lagen sie schnaufend auf dem Rücken und grinsten zu ihm auf.

»Los, aufstehen«, befahl er barsch. »Ich weiß nicht, was mit euch los ist. Ihr kommt mir wie ein paar alberne Schulmädchen vor.«

»Tut mir leid, Eddie«, sagte der eine, »aber mein Freund Bernard ist immer so, wenn er abends länger aufbleiben darf.«

»Für dich immer noch Corporal, Evans«, sagte Wilcox in

einem Ton, der seine Abneigung gegen den kleinen Londoner und dessen Freund von der Insel Man erkennen ließ. Diese zwei waren ihm schon immer ein Dorn im Auge gewesen, weil sie ständig Dummheiten machten, aber nie so weit gingen, daß er sie disziplinieren oder bestrafen konnte. Sie mußten nicht einmal den Mund auf zu tun; er brauchte bloß in ihre grinsenden Mondgesichter schauen, und schon hatte er das Gefühl, daß sie sich über ihn lustig machten.

Die beiden rappelten sich auf, klopfen ihre Uniformen ab und ächzten über imaginäre Prellungen.

»Was sollen wir eigentlich hier unten, Corp?« fragte Soldat Buswell, dessen leiernde Redeweise Wilcox zusätzlich reizte. »Auf die Schienen legen und den nächsten Zug abwarten?«

»Wir haben Befehl, jeden Quadratzentimeter abzusuchen!« sagte der Corporal und schwenkte den Lichtkegel seiner starken Lampe über den Schienenstrang, der nicht mehr silbrig glänzte, sondern stumpf und rostig aussah.

»Ich frag mich bloß, wozu es gut sein soll«, bemerkte Evans. »Ich meine, jetzt suchen wir schon seit zwei Tagen!«

»Sie glauben, er habe sich aufgelöst. Aber wir müssen nachsehen, ob es stimmt.«

»Ja, aber diese Sprühaktion hat ihn erledigt, nicht?«

»Man nimmt es an.«

»Und wenn sie ihn bloß aus den Augen verloren haben?« sagte Buswell.

»Das ist bei der Überwachung schwerlich möglich, aber es war komisch, wie er einfach verschwand«, sagte Wilcox. »Sie besprühten ihn den ganzen Tag, und das Zeug muß gewirkt haben, denn auf einmal war das Ding in der Mitte nicht mehr da.«

»Ja, gut, was ist es also, dieses Ding in der Mitte? Es soll eine Art Bazillus sein, nicht wahr?« fragte Evans. Er schalte-

te seine Stablampe ein und richtete sie zum Himmel, um zu sehen, wie weit der Lichtstrahl reichte.

»Die Krankheit, das ist es. Sie wollen sichergehen, daß sie fort ist.«

»Ja, nun, ich bin nicht scharf darauf, sie zu finden.«

»Keine Bange, wir brauchen nicht nahe heranzugehen«, versicherte ihm Wilcox, dann fügte er geringschätzig hinzu: »Außerdem seid ihr zwei Trottel schon bescheuert genug. Auf euch würde es gar keine Wirkung haben.«

»Ganz recht, Corp«, erwiderte Evans grinsend. »Bernard und ich sind Verrückte, also würde ich an deiner Stelle gut aufpassen, weil wir Kugeln für unsere Gewehre haben.«

»Ja, Corp«, sagte Buswell, und sein Lächeln ging in einen Ausdruck der Verwunderung über, »warum haben wir eigentlich Munition bekommen?«

»Nur für den Fall, Buswell, daß wir auf richtige Verrückte stoßen.«

»Heißt das, daß wir sie erschießen müssen?«

»Wenn wir den Lichtschein finden und auf Schwierigkeiten stoßen, die uns daran hindern könnten, die beobachtete Position zu melden, dann haben wir nach unserem Ermessen zu handeln.«

Evans fröstelte. »Los, laß uns eine rauchen.«

»Immer das gleiche mit euch beiden. Ich kann es dann ausbaden, wenn der Sergeant uns findet. Er muß hier irgendwo sein.«

»Ach wo, der ist weit weg. Gehen wir ein Stück weiter und suchen uns eine geschützte Stelle.«

Corporal Wilcox trat in die Mitte der Gleise und ging mit kurzen Schritten von Schwelle zu Schwelle weiter. Der Lichtkegel seiner Lampe tastete vor ihm über Schienen und Schotter. Die zwei anderen schlossen sich ihm an. Evans begann unmelodisch zu pfeifen.

»Hör mal, wir wollen uns doch nicht überfahren lassen,

oder?« Er brach sein Pfeifen ab, um die Frage zu stellen.

»Das ist eine stillgelegte Stecke, du Trottel. Kannst schon am Gras sehen, daß sie seit Jahren nicht mehr befahren wird. Und sieh dir den Rost auf den Schienen an.«

»War nur eine Frage, Corp.«

Wilcox hörte Buswells Gekicher hinter sich und schnaufte vor müdem Überdruß. »Warum, zum Teufel, kriege ich immer euch zwei Kunstpinkler aufgehalst?«

Sie marschierten mit Evans mißtönendem Pfeifen als Begleitmusik die Bahnstrecke entlang und suchten mit ihren Stablampen die steilen Böschungen zu beiden Seiten ab.

»Wie kommt es, daß es leuchtet, dieses Zeug?« fragte Buswell nach einer Weile.

»Strahlung, ist doch klar«, sagte Evans.

»Wer sagt, es sei Strahlung?« Wilcox blieb stehen und wandte sich um.

»Doch logisch, nicht?« Evans Augen blitzten erheitert auf. »Es leuchtet, hat man uns gesagt. Es zerfrißt einem das Hirn. Es treibt nach Belieben im Land herum, und sie können es nicht aufhalten. Läßt sich zusammenreimen.«

»Ach ja? Nun, wie soll die Strahlung von der See hereingekommen sein?« fragte der Corporal.

»Mein Gott! Du glaubst das doch nicht, oder?« sagte Evans in einem Ton, als habe er es mit einem hoffnungslosen Fall zu tun. »Die verlassen sich darauf, daß Knallköpfe wie du die Geschichten glauben, die sie in die Welt setzen.«

»Nimm dich in acht, Evans, oder es gibt eine Meldung!«

»Schon recht, Corp, sei nicht ekelhaft. Los, laß uns weitergehen.«

Sie setzten sich wieder in Bewegung. Während sie gemächlich zwischen den Schienen dahingingen, erläuterte Evans seine Theorie. »Seht ihr, die haben das selbst ausgebrütet, die Wissenschaftler. Sie haben in einer ihrer Atomanlagen einen Unfall verursacht, und nun wird die Sache

vertuscht. Dieser verdammte Nebel ist in Wirklichkeit eine verdammte Strahlungswolke, hab' ich recht, Bernard?»

»Richtig, Professor.«

»Dieses Erdbeben neulich. Was meint ihr, was das war?»

»Ein Erdbeben«, sagte Buswell.

»Ah, hör auf, Matschpflaume. Das, Corp, war eine unterirdische Explosion. Und soviel wir wissen, war es eine Atomexplosion. Und soviel wir wissen, kam die Strahlung von dort.« Er nickte zur Bestätigung seiner eigenen Theorie.

»Du redest wirklich Blödsinn, Evans«, sagte Wilcox, der seine Aufmerksamkeit auf eine schemenhafte Schwärze richtete, die vor ihnen aufragte.

»Ja«, murmelte Evans, »und Blödmänner wie du lernen nie dazu.«

Wilcox blieb plötzlich wieder stehen, so daß Evans ihn anrampelte, und Buswell auf Evans prallte.

»Da vorn ist ein Tunnel«, sagte er ihnen.

»Richtig, dann laß uns jetzt eine rauchen«, sagte Evans, schon beim Aufknöpfen seines Uniformrockes.

»Ihr bringt mich noch vors Erschießungskommando, ihr zwei«, brummte der Corporal, und die beiden anderen interpretierten seine Bemerkung als Zustimmung. Sie kauerten im Tunnelleingang nieder, geschützt vor den suchenden Blicken der anderen Soldaten, die auf das umliegende Gebiet konzentriert waren.

Evans beschirmte sein aufflammendes Zündholz mit der hohlen Hand, zündete zuerst Buswells Zigarette an, und dann seine eigene. »Oh, Verzeihung, Corp«, entschuldigte er sich unaufrichtig und bot Wilcox die Flamme an.

Wilcox ignorierte ihn und zündete sich seine Zigarette mit den eigenen Streichhölzern an. Er setzte sich den zwei Soldaten gegenüber auf die Schiene.

»Nun also, du Alleswisser«, sagte er in beißendem Ton zu Evans, »erzähl mir etwas: Wenn dieses Ding, nach dem wir

Ausschau halten, Strahlung ist, warum können sie es nicht mit Detektoren finden?« Er beugte sich näher zu dem anderen, ein befriedigtes Lächeln im Gesicht.

»Weil sie es bereits beseitigt haben, alter Knabe«, sagte Evans und lächelte selbstzufrieden zurück.

»Was, mit einem Sprühmittel?« Wilcox richtete sich auf und schüttelte den Kopf über die Einfalt des Soldaten.

»Richtig. Wir wissen nicht, was für ein Sprühmittel das war, nicht? Sie sagen, es habe zum Auflösen des Nebels gedient, aber tatsächlich hatte es den Zweck, die strahlenden Teilchen — Staub oder Dampf oder was — zu binden.«

»Gott sei uns gnädig«, seufzte Wilcox mit einem Blick zum Tunneldach.

»Nein, nein«, beharrte Evans. »Wir wissen nichts, wir wissen nicht, was sie eingesetzt haben. Versteht sich von selbst, daß die sich was ausgedacht haben, um die Strahlung loszuwerden. Zeit genug hatten sie.«

Wilcox schnaubte geringschätzig, und Buswell kicherte.

»Wir sind das Kanonenfutter, Kameraden«, fuhr Evans fort. »Sie haben uns hergeschickt, damit wir feststellen, ob es beseitigt ist.«

»Ohne Geigerzähler?«

»Ohne Geigerzähler. Schließlich sollen die Leute nicht wissen, daß es eine Strahlung gibt, nicht?«

»Herrje!« Wilcox gab auf. Evans absurde Logik war für ihn seit langem eine Quelle des Ärgernisses und der Frustration, aber manchmal wurde sie unerträglich. »Ich werd mir mal das andere Ende des Tunnels ansehen, dann gehen wir weiter.« Er hätte einen der beiden schicken können, hatte aber kein Verlangen, sich ihr Palaver über für und wider anzuhören, und außerdem verspürte er ein starkes Bedürfnis, von ihnen fortzukommen, und wenn es nur für ein paar Minuten war.

Verfluchte Schädlinge, dachte er bei sich, als er in die

Schwärze davontrottete. Sie waren nicht wie er in die Armee eingetreten, um Karriere zu machen, sondern weil sie ein leichtes Leben wollten - freie Kost und Unterkunft, Bekleidung gratis und immer jemand da, der ihnen die Entscheidungen abnahm. Und so was nannte sich Berufssoldat! Schmarotzer und Drückeberger! Sahen sie eine Gelegenheit, sich an ihrer Arbeit und Pflichterfüllung vorbeizuschwindeln, waren sie zur Stelle. Sie hatten ihm in der Vergangenheit schon genug Ärger eingebrockt, diese beiden, deshalb war er noch nicht Sergeant. Man sollte meinen, daß er es nach sechs verdammt Jahren zum Sergeanten gebracht haben würde! Dieses Jahr wäre er an der Reihe gewesen, bis diese zwei Affen sich an ihn gehängt hatten. Warum an ihn? Was war so interessant an ihm, daß sie ihm ständig zur Last fallen mußten? Wie damals in Deutschland, als sie ihn in Verschiß gebracht hatten. Angefangen hatte es damit, daß sie ihn während des Wachdienstes überredet hatten, schnell einen mit ihnen zu kippen, dann noch einen, dann noch einen, bis ihm alles egal gewesen war und er sich so betrunken hatte, daß er dem Feldwebel auf die glänzenden Stiefel gekotzt hatte, als dieser auf seinem Inspektionsrundgang hereingekommen war.

Beinahe wäre er deswegen vors Kriegsgericht gekommen; nur der Umstand, daß der Feldwebel am nächsten Tag nach England zurückkehren sollte und seine Abreise nicht bis zur Verhandlung aufschieben mochte, hatte ihn gerettet. Aber er mußte in anderer Weise dafür zahlen.

Dann war es die Sache mit der >hübschen, sauberen kleinen Schnalle< gewesen, die sie ihm in Hamburg zugeführt hatten. Sie zeigte sogar eine ärztliche Bescheinigung zum Beweis vor, daß sie sauber sei. Prompt hatte er sich bei ihr die Syphilis geholt, und die britische Armee mißbilligte Soldaten, die Syphilis bekamen, selbst wenn so etwas ständig passierte.

In Nordirland hatten sie ihn zu einem >netten kleinen Verein< in der Nähe der Kaserne gebracht, wo sie angeblich freundlich aufgenommen würden, wenn sie in Zivil hingingen. Beinahe hätten sie bei ihrem Besuch Kugeln in die Hinterköpfe bekommen. Nur seine Geistesgegenwart rettete ihnen das Leben. Er hatte einen Stuhl durch das Fenster geworfen, und sie waren schnell hinterhergesprungen. Evans streckte die Schlampe, die sie dorthin eingeladen hatte, mit einer Flasche zu Boden, bevor er durchgesprungen war, und das hatte ihm einen Streifschuß am Arsch eingetragen. Ein Jammer, daß die Kugel nicht gerade hineingegangen war! Auch über diese kleine Episode war die Armee nicht allzu erfreut gewesen.

Trotzdem konnte er sich noch glücklich schätzen. Die Vorfälle — es gab noch viele mehr — waren niemals ernst genug gewesen, um seine drastische Bestrafung zu rechtfertigen, aber sie trugen natürlich dazu bei, daß er nicht befördert wurde.

Das Dumme daran war, daß er jedesmal darauf hereinfiel. Entweder versuchten sie sich bei ihm einzuschmeicheln, oder sie forderten ihn heraus. Und immer gab er nach oder ließ sich ködern. Einmal mußte er beweisen, daß er ein ganzer Kerl war. Gott, war das ein langer Tunnel!

Er sah sich um und merkte, daß er eine Biegung passiert hatte, denn die Stablampen der beiden Soldaten waren nicht mehr zu sehen. Auch in der anderen Richtung blieb es finster. Er leuchtete mit seiner Lampe nach vorn, konnte aber nur die glänzenden Reflexe an der nassen Tunnelwand sehen. Dunkel wie eine Negerhochzeit! Er mußte in der Mitte der Biegung sein, außerstande, das vordere und rückwärtige Ende des Tunnels zu erblicken — und auch ihn konnten sie nicht sehen. Weit genug, sagte er sich, trat neben das Gleis und lehnte seinen Karabiner gegen die Wand. Er schob die Stablampe in die Achselhöhle und knöpfte sich

die Hose auf. Das war auch so eine Sache! Nicht mal pinkeln konnte er vor ihnen. Ihre spöttischen Gesichter verursachten bei ihm gewisse Hemmungen. Sie kannten die Wirkung, die sie auf ihn hatten, und manchmal folgten sie ihm in die Herrentoilette, wenn sie in einem Lokal der N.A.A.F.I. oder in einem Klub waren und stellten sich grinsend zu beiden Seiten von ihm an die Pissoirbecken, während sein Gesicht immer röter wurde, ohne daß er auch nur einen Tropfen herauspressen konnte.

Sogar jetzt genügte der bloße Gedanke an die zwei, daß er in seiner natürlichen Körperfunktion gehemmt war. Warum mußten sie ihm das Leben schwer machen? Wartet nur, dachte er, bis ich Sergeant bin, dann werdet ihr dafür bezahlen! Vielleicht war es das. Vielleicht wußten sie das und versuchten, seinen Aufstieg zu verhindern. Saukerle!

Als er so dastand und aus einer Armeslänge Abstand die Tunnelwand anstarrte, die Gesichtszüge vom Reflex seiner Lampe unheimlich erhellt, die Beine gespreizt, und sein Geschäft verrichtete, vertieft in bittere Gedanken, entgingen ihm die Nebelausläufer, die sich wie Tentakel um seine Knöchel legten und dann zu einer wattigen Masse zusammenflossen, die höherstieg und langsam seinen Körper einhüllte.

»Eddie bleibt lange aus«, bemerkte Buswell. Sein Zigarettenstummel begann die Innenseiten seiner Fingerspitzen anzusenken.

»Du wirst noch Krebs kriegen, wenn du die Kippen so quälst«, sagte Evans. »Im letzten Stück sind am meisten Nikotin und Teer.«

Buswell zuckte mit der Schulter. Das war nicht seine Sorge.

»Komm schon, Corp, was hält dich auf? Hast abgeprotzt?« rief Evans in die Dunkelheit. Er blieb ohne Antwort. »Wahrscheinlich ist er sauer«, sagte er, schnippte seine Kippe in die Finsternis und stützte die Ellbogen wieder

auf die Knie.

»Der arme alte Eddie. Er nimmt es sich zu Herzen, nicht?« sagte Buswell.

»Ja. Aber er ist in Ordnung. Hat einfach nicht das Zeug zu mehr. Aber mit ihm gibt es immer was zum Lachen.«

»Glaubst du, daß er es je zum Sergeanten bringen wird?«

»Nein, kein Gedanke! Jedesmal, wenn es eine Möglichkeit gibt, verpfuscht er sie. Jedesmal!« Evans lächelte, und sein Gesicht nahm im Lampenschein einen boshaften Ausdruck an. »Weiß nicht, wie er es macht.«

»Was, meinst du, war dieser Nebel wirklich, Ray?« fragte Buswell. Er wußte, daß Evans zu jedem Thema stets mehrere Theorien hatte.

»Also, ich sage dir, Bernard, ich weiß es auch nicht. Aber auf eins gehe ich jede Wette ein - es ist von Menschen gemacht. Es hat was mit der Verschmutzung zu tun, nehme ich an. Es ist wie mit diesen Flüssen, wo sie Tausende tote Fische gefunden haben, nur weil die verdammten Fabriken ihre giftigen Abfälle eingeleitet haben. Nun, diesmal hat jemand was in die Luft abgelassen, verstehst du, das oder Chemikalien, ich weiß nicht was, aber es ist ihnen außer Kontrolle geraten. Wie in einem dieser Horrorfilme.«

»Dummes Zeug.«

»Nein, jetzt mal im Ernst! Etwas ist in die Luft geraten und hat sich ausgebreitet. Es ist nicht wirklich Nebel, weißt du. Es ist mehr wie, ah, wie Dampf...«

Während er seine neue Theorie, die ihm erst beim Sprechen in den Sinn kam, gehörig ausschmückte, zog der Nebel unsichtbar in der Dunkelheit des Tunnels auf sie zu. Dort, wo seine Ausläufer zu dicken Schwaden zusammenflossen, ging die Gestalt eines Mannes. Er hielt einen geladenen Karabiner im Hüftanschlag vor sich, als hätte er das Bajonett aufgesteckt und ginge gegen eine aufrührerische Menge vor. Er hörte die Stimmen, die von vorn kamen, und

etwas regte sich in seinem gestörten Geist.

Der Lichtschein zweier Lampen zeigte ihm die Umrisse der Gestalten. Seine eigene Stablampe lag zerschlagen zwischen den Schienen, weit im Inneren des Tunnels. Er näherte sich den beiden Männern, und die Worte: »Wo hast du gesteckt?« beachtete er nicht.

Er setzte die Mündung des Karabiners einem der Soldaten an die Stirn. Dann zog er den Abzug durch.

Der Knall des Schusses und das Schreien des anderen Mannes erfüllten den Tunnel. Das Mündungsfeuer erhellte die Szene in einer starren Momentaufnahme, die noch Sekunden nach ihrem Erlöschen auf den Netzhäuten des zweiten Soldaten nachglühte.

Buswell warf seine Stablampe auf Corporal Wilcox, der mit rauchendem Karabiner dand, den starren Blick auf den Toten gerichtet, der mit zerschmettertem Schädel langsam rückwärts kippte. Noch immer schreiend, rannte Buswell ohne sein Gewehr aus dem Tunnel. In seiner Panik versuchte er unmittelbar vor dem Tunneleingang die steile Böschung hinaufzuklettern; seine Füße glitten auf dem hohen, nassen Gras aus, seine Hände rissen Büschel davon los, als er in kopfloser Hast hochkrabbelte.

Seine Hände bekamen einen kleinen Strauch zu fassen, und wunderbarerweise hielt dieser sein Gewicht, und er kam eine Körperlänge voran. Hinter ihm ertönte das metallische Klacken des Repetiermechanismus in der kalten Nachtluft und trieb ihn noch schneller voran, denn er wußte, daß der Karabiner wieder schußbereit war.

Unter äußerster Kraftanstrengung erreichte er beinahe den Rand der Böschung.

Sein zweiter Fehler war, daß er sich umsah.

Er sah die stumme Gestalt am Fuß der Böschung bei den Schienen stehen und zu ihm aufblicken, ohne sich zu bewegen, ohne auch nur das Gewehr zu heben.

Als Buswell sich mit einem Aufschluchzen wieder herumwarf, um mit letzter Energie den rettenden Böschungsrand zu erreichen, verloren seine Füße den Halt, er geriet ins Rutschen, und seine Hand griff nach dem erstbesten Grasbüschel und riß ihn samt den Wurzeln aus. Nun glitt ihm das nasse Gras durch die krallenden Finger, ohne ihnen Halt zu bieten, und weder seine Stiefel noch der flach ausgestreckte Körper konnte seine Abwärtsbewegung bremsen.

Langsam glitt er die Böschung wieder herab, bis er in halb liegender, halb kniender Haltung unten ankam. Der Corporal stand über ihm und hob den Gewehrkolben.

Der Nebel floß aus der Tunnelöffnung, zerfasert und zögernd zuerst, bald aber rasch und in dichten Schwaden. Er umwallte die beiden Soldaten und hatte sie in kürzester Zeit eingehüllt.

Als Holman erwachte, benötigte er einige Sekunden, um sich zurechtzufinden. Er starrte zur Decke auf und ließ seinen Gedanken Zeit, sich zu sammeln und zur Ruhe zu kommen, wandte sich dann der Gestalt zu, die neben ihm in seinem Bett lag. Im grauen Dämmerlicht, das durch die zugezogenen Vorhänge sickerte, sah sie aus wie immer, ruhig und kaum berührt vom Leben, aber er wußte, daß das harte Tageslicht die ersten feinen Linien in ihrem glatten Gesicht zeigen würde, denn die Erlebnisse der letzten Tage konnten nicht spurlos an ihr vorübergegangen sein. Und die Wunde, die in ihr zurückblieb, würde sehr viel schlimmer sein als jede körperliche, bald vernarbende Verletzung.

Welch ein Unterschied zum letztenmal, als sie in seiner Wohnung gewesen war! Würde er jemals den zerrütteten haßerfüllten Ausdruck ihres Gesichts vergessen, die tückische Gewalttätigkeit ihres Angriffs? Würde er nicht immer auf die Wiederkehr dieses Ausdrucks warten, unfähig, sein Gedächtnis den Visionen der Vergangenheit zu verschließen, in immerwährender Furcht, daß die Krankheit nur zum Stillstand gebracht worden sei und tief in den Verästelungen ihres Gehirns schlummere, auf den Augenblick warte, daß sie ihr parasitäres, zerstörerisches Werk von neuem beginnen könne?

Zwar hatte Janet Halstead ihm versichert, daß Casey geheilt sei, genauso wie er selbst, und daß die bösartige Krankheit nicht wieder zum Ausbruch kommen werde, aber es fiel ihm schwer, daran zu glauben. Und angesichts des Umstandes, daß es so gut wie keine Erfahrungen mit Verhalten und Verlauf dieser Krankheit gab, mußte Janet Halsteads Versicherung reichlich optimistisch erscheinen. Nur die Zeit konnte Gewißheit bringen.

Er war dankbar, daß die Amtsärztin ihm schließlich er-

laubt hatte, Casey mit nach Haus zu nehmen. Obwohl alle Untersuchungen abgeschlossen waren, an ihm selbst wie an dem Mädchen, und ihre Anwesenheit nicht mehr unbedingt erforderlich war, hätte sie darauf bestehen können, daß sie beide im Forschungszentrum blieben, falls sich doch noch Komplikationen einstellen würden. Doch unter der Voraussetzung, daß sie sich täglich meldeten, hatte Janet Halstead sie gehen lassen. Zum einen, weil das Forschungszentrum kein Krankenhaus war und kaum über Pflegeeinrichtungen verfügte, zum anderen, weil sie eingesehen hatte, daß sie Holman und Casey die Rückkehr ins Privatleben nicht ohne zwingenden Grund verwehren konnte. Vielleicht war die vertraute häusliche Umgebung, wo sie einander trösten konnten, besser geeignet, ihre Genesung zu fördern. Medizinische Behandlung konnte nur bis zu einem bestimmten Punkt helfen; danach war es Sache der natürlichen Instinkte jedes einzelnen, die Heilung vollständig zu machen.

Holman war jederzeit telefonisch erreichbar, doch hatte man seit zwei Tagen keinen Nebel mehr gesichtet. Die Spur der Verheerung, die er angerichtet hatte, war erschreckend, denn nicht alle hatten rechtzeitig evakuiert werden können. Die Folgeerscheinungen traten noch immer auf, denn bei manchen Menschen dauerte es länger, bis die Reaktion sich durch Verhaltensstörungen manifestierte. Es gab Fälle, in denen das mutierte Mykoplasma im ersten Ansturm die körpereigene Abwehr überwand und innerhalb kürzester Zeit geistige Störungen hervorrief; in anderen Fällen vergingen Tage, bis die charakteristischen Anzeichen auftraten. Viele Menschen starben, andere brachten sich selbst um.

Am ersten Tag, nachdem der Nebel auf unerklärliche Weise verschwunden war, schien das Land in einem Zustand der Betäubung zu verharren. Dann ging Unruhe durch die Bevölkerung; die Menschen verlangten Aufklä-

rung. Was war das für ein Nebel? Woher war er gekommen? Wenn er nicht von der See hereingeweht war, wo war dann sein Ursprung? Hatte er sich wirklich aufgelöst, und wenn ja, konnte er vielleicht zurückkehren? Liefen noch Verrückte frei herum, und woran erkannte man sie? Welches waren die ersten Symptome? Hatte die Regierung rasch genug gehandelt, welche Schritte wurden unternommen, um sicherzustellen, daß eine Katastrophe dieser Art und Größe sich nicht wieder ereignen würde? Hatte eine ausländische Macht insgeheim mit Großbritannien experimentiert und wurde das Land nun von dieser Macht erpreßt?

All diese Fragen und viele mehr wurden gestellt und von der Presse verarbeitet. Die Regierung mußte Antworten geben — und zwar rasch. Jedes Hinauszögern weckte Argwohn und Mißtrauen. Der Tag der Rechenschaft war gekommen. Das voll unterrichtete Kabinett hatte anfangs sogar erwogen, die Wahrheit zu verbreiten, aber diese Überlegung ließ man bald wieder fallen.

Holmans Hand fand die weiche Kurve von Caseys Taille, und er fürchtete den Anruf, der ihn von ihr fortrufen könnte. Die Vorstellung, wieder in den Nebel zurückgehen zu müssen, war ihm verhaßt, und er hoffte, daß die Bedrohung endgültig gewichen sei.

Sie regte sich, schmiegte sich an ihn, und ein leises, schläfriges Murmeln kam aus ihren kaum geöffneten Lippen. Seine Hand glitt an ihrem Rücken aufwärts und zog sie näher, bis ihre Körper einander berührten. Noch im Halbschlaf, schob sie ihr Bein zwischen die seinigen, und ihr Arm legte sich um seine Mitte und streckte sich aus, bis ihre Hand mit gespreizten Fingern über einer Hinterbacke lag. Er wurde hart an ihrem Körper, drängte in ihr weiches Fleisch.

Aufgewacht, aber mit noch angenehm benommenem Verstand, dem die Sinne vauseilten, strich sie mit der

Hand über seine Schenkel, seufzte und murmelte seinen Namen. Er flüsterte ihr Liebesworte zu, küßte ihr Haar und Stirn. Sie hob den Kopf, und ihr Mund begegnete dem seinen, feucht und sanft verlangend. Behutsam löste er sich von ihrem Körper, um ihre Brüste zu liebkosten. Die Warzen wurden fest unter seinen Fingerspitzen, und er beugte den Kopf, um eine in den Mund zu nehmen und mit der Zunge zu befeuchten.

Sie stöhnte und reckte sich, drängte sich an ihn. Am Abend zuvor hatte es kein Verlangen zwischen ihnen gegeben: die Erinnerung an den Tod ihres Vaters war zu beherrschend in ihren Gedanken gewesen. Ihre Körper hatten die Nähe des anderen gebraucht, aber nur, um Wärme und Tröstung zu finden, und sie waren bald eingeschlafen, beide durch die Ereignisse der Woche erschöpft an Körper und Geist.

Nun war die Müdigkeit von ihnen gewichen, und auch geistig waren sie auf dem Weg zur Erholung. Sie entzog ihm die Brust, ein Akt, der ihre eigene Sinnlichkeit erhöhte, und ihre Zähne bissen ihn zuerst behutsam in den Hals — dann fester, bis es schmerzte.

Ein Aufflackern von Furcht fuhr ihm heiß und kalt durch die Glieder, wurde aber rasch wieder besänftigt, als ihre Lippen sich weiterbewegten, seine Brust küßten, sich um seine Brustwarze schlossen. Ihre Zunge zog eine Bahn über seine Bauchmuskeln, einen winzigen feuchten Strich, der in der Höhlung seines Nabels endete.

Sein Glied hob sich ihren geöffneten Lippen entgegen und war plötzlich umschlossen von einer warmen Höhle, deren weicher Eingang einen scharfen Kamm von Zähnen verbarg, in deren Inneren ihm aber ein seidenweiches, bewegliches Tier begegnete. Ihre Lippen bewegten sich abwärts und wieder zurück, in einer gleichmäßigen Bewegung, die Zunge blieb aktiv, während ihre Zähne den Kon-

takt mieden. Er erschauerte, umfaßte ihre Schultern mit beiden Händen und bewegte sich mit ihr.

Bevor die Erregung übergroß und das Lustgefühl unkontrollierbar wurde, zog er sich von ihr zurück, nahm ihr lächelndes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie hart und leidenschaftlich.

Seine Hand glitt über ihren Leib und weiter abwärts durch den kleinen Haarwald, bis er ihre andere, noch feuchtere Höhle fand, seidig glatt und schwellend vor Verlangen. Sie hob ein wenig die Hüften, und ihre Fersen stemmten sich ins Bett, dann entspannte sie die Muskeln wieder und warf den Kopf stöhnend zur Seite. Seine Finger liebkosten sie und streichelten sie dann fester, dem Verlangen ihres Körpers beugend.

Diesmal schob Casey ihn fort, bevor die Ekstase sie überwältigte. Sie zog ihn über sich, und er drang leicht und glatt in sie ein, bis sie ihn ganz aufgenommen hatte, die Hände fest um seine Hinterbacken geschlossen. Sie stöhnte laut, als er sich rhythmisch zu bewegen begann, ihre Lippen suchten seinen Mund, dann drehte sie den Kopf wieder seitwärts ins Kissen, als der rasche Anstieg der Lust übermächtig wurde. Sie zog die Beine an, ohne sie um ihn zu schließen und seine Bewegungen zu behindern. Seine Hand umfaßte eine ihrer Brüste und drückte sie schmerzhaft, aber die Grausamkeit entsprang der Leidenschaft und wurde verstanden und begrüßt.

Sie erreichte die befreiende Entspannung Sekunden vor ihm, aber seine Entladung vertiefte ihre Befriedigung noch und sie nahm gern die schwere Last seines Körpers auf sich, als er erschlaft über sie hinsank. Sie lagen still, bis ihr Atmen ruhig geworden war und ihre Herzen zum normalen Takt zurückgefunden hatten. Sanft strich sie ihm über den Nacken, und er stützte sich auf die Ellbogen, um einen Teil seines Gewichts von ihr zu nehmen.

Nach einer Weile hob er sich von ihr, küßte ihren Halsansatz und wälzte sich auf den Rücken. Sie drehte sich seitwärts ihm zu, einen Arm über seine Brust gelegt, die Finger um seine Schulter, ein Bein auf seinem ruhend.

Sie blickte in sein entspanntes Gesicht und zog sein Profil mit dem Finger nach, hielt inne, als sie den Mund erreichte, glitt weiter abwärts über das Kinn und den Hals, bis ihr Finger zwischen dunklem Kräuselhaar auf seiner Brust zur Ruhe kam.

»Du hast es mir noch immer nicht gesagt«, flüsterte sie nach einer Weile.

»Was?«

»Du hast es mir nicht gesagt.«

»Was soll ich dir nicht gesagt haben?«

»Warum du mich Casey nennst.«

Er schmunzelte träge. »Willst du es wirklich wissen?«

»Ja.«

»Nein. Du würdest dich bloß ärgern.«

»Ärgern? Dann möchte ich es erst recht wissen!« Sie hob den Kopf, um ihn fest anzusehen.

»Bist du sicher, daß du es wissen willst?«

»Ja!«

»Also«, sagte er lächelnd und sah sie aus den Augenwinkeln an, »als ich ein kleiner Junge war, hatte ich einen Hund...«

»Einen Hund?«

»... und den nannte ich immer Casey.«

»So! Du nanntest ihn...«

»Und als ich dich sah...«

»Casey! Du...«

»... hattest du die gleichen traurigen kleinen Augen...«

»Deshalb...«

»... und die bewirkten, daß ich mich in dich verliebte — und ich wußte, daß ich etwas gefunden hatte, was mir wie-

der kostbar sein würde. Und darum nannte ich dich Casey.«

Sie fiel gegen ihn, halb lachend, halb weinend. Er umarmte sie, noch immer lächelnd, aber mit einem Gefühl von Traurigkeit.

»Stell dir vor, wie froh ich war, als ich merkte, daß du obendrein stubenrein warst.«

Und nun weinte sie wirklich. Sie weinte vor Glück, Traurigkeit, aber auch Erleichterung, daß sie zusammen waren.

»Ist es jetzt vorbei?«

»Der Nebel? Der Alptraum? Ich kann es nur hoffen. Wenn nicht, nun, ich habe keine Ahnung, was man noch dagegen tun kann.«

»Sicherlich hat man ein Mittel dagegen gefunden.«

»Das Kalziumchlorid muß den Nebel beseitigt haben. Sie brauchten eben eine Menge davon.«

»Warum sind sie so zurückhaltend mit der Bekanntgabe?«

»Weil sie nicht verstehen, wie die Chemikalie die Mykoplasmen zerstört haben könnte. Auf Professor Rykers Rat hin haben sie entschieden, vorsichtig zu sein und abzuwarten, bis sie völlige Gewißheit haben.«

»Und wann wird das sein?«

»Wer weiß? Wenn sie das ganze Gebiet gründlich durchsucht haben, nehme ich an.«

Sie schmiegte sich schauernd an ihn. »Oder wenn die Leute aufhören, verrückt zu werden.«

»Seit deiner Behandlung wissen sie, daß solche Fälle geheilt werden können. Vorausgesetzt, es bleiben Einzelfälle, können sie jeden Infizierten behandeln.«

»Es sei denn, die Opfer bringen sich vorher selbst um.«

Er blieb still. Sie hatten beide Glück gehabt, aber der Preis, den sie zu zahlen hatten, war hoch. Er wußte, daß es von nun an oft ein nachdenkliches Stillschweigen zwischen ihnen geben würde. Es konnte Jahre dauern, bis sie sich auch in der Erinnerung von den alptraumhaften Schrecken

lösen würden, doch waren sie durch ihre persönliche Erfahrung sicher in der Lage, einander zu verstehen und zu helfen.

Ihre Blicke begegneten sich. Auch sie hatte ihren Gedanken nachgegangen. Sie lächelte.

»Ich bin geheilt«, sagte sie.

Er richtete sich auf. Sie mußten versuchen, nicht zu tief in den Treibsand ihrer Erinnerungen einzusinken. »Ich werde uns einen Kaffee machen.«

»Nein.« Sie zog ihn wieder herunter. »Du bleibst da. Laß es mich tun.«

Er legte die Hände unter den Kopf und sah zu, wie sie in sein Hemd schlüpfte. Es hing weit und verführerisch um sie, als sie sich zu ihm beugte, ihn zu küssen. Dann ging sie um das Bett herum zu den Vorhängen, und wieder kam ihm das Bild in den Sinn, wie er sie letztes Mal in dem verdunkelten Raum gesehen hatte. Aber er bildete sich ein, daß der Gedanke schon jetzt etwas leichter zu verdrängen war.

Sie zog die Vorhänge halb zurück, dann hielt sie in der Bewegung inne, und er sah, wie ihr Körper erstarrte.

»John...« hörte er sie sagen, den Kopf halb zu ihm gewandt, aber unfähig, den Blick von dem seltsam gedämpften Licht abzuwenden, das von draußen hereindrang.

Er sprang aus dem Bett, fühlte sich, kaum auf den Beinen, bereits von dem vertrauten Frösteln überlaufen. Mit ein paar Schritten war er bei ihr, zog den Vorhang auf einer Seite mit einem heftigen Schwung ganz zurück und starrte dann entgeistert hinaus.

Es war keine Straße zu sehen, nur eine graugelbe, wattige Leere. Eine lastende, stille Leere.

Sie standen in Furcht und Grauen vor der verhüllenden Dichte, und erst allmählich wurde ihnen bewußt, daß im Nebenzimmer beharrlich das Telefon läutete.

Sie hatten versucht, die Stadt vor dem herannahenden Ver-

hängnis zu warnen. Es war plötzlich erschienen, eine kleine, vom starken Wind getriebene Wolke. Nach zweitägiger Suche, gerade als sie angefangen hatten, in ihren Anstrengungen nachzulassen, war sie erschienen, zuerst versteckt in den Bodennebeln der frühen Morgstunden, um sich aber bald darauf zu erheben, als hätte sie auf der Lauer gelegen, ihre Kräfte gesammelt und auf ihren neuen Verbündeten, den Nordostwind gewartet. Viele gerieten in Panik, denn sie waren in der direkten Zugrichtung der rasch vorankommenden Wolke gewesen, und zerstreuten sich in alle Richtungen. Die Besonnenen dachten daran, vorher über Funk ihre mobile Einsatzleitung zu verständigen, aber die meisten waren nur darauf bedacht, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Der Nebel zog über das Land hin und nahm an Volumen zu. Er zog durch die kleineren Städte, dann durch Industriegebiete, die ihre schmutzigen Abgase auch während der Nacht ausstießen, und dem Nebel kam die verschmutzte Luft gelegen, er nahm sie in sich auf und wuchs daran. Er erreichte die Vorstädte, und seine Größe und Ausdehnung verminderte die Wirksamkeit des Windes. Er trieb stadteinwärts.

Die verstreuten Alarmeinheiten des Heeres wurden neu formiert und jagten vor der anrückenden Nebelfront her, um mit plärrenden Lautsprechern ihre verspätete Warnung unter die Bevölkerung zu bringen, obwohl sie erkannten, daß es praktisch nutzlos war, daß es zu spät sein würde, wenn die Menschen sich den Schlaf aus den Augen rieben und die Botschaft begriffen hätten, weil der wachsende Nebel bis dahin über ihnen sein würde.

Aber sie versuchten es. Zumindest versuchten es zwei Drittel der eingesetzten Streitkräfte. Das restliche Drittel rastete nach London hinein, um andere Aufgaben zu übernehmen.

Janet Halstead wurde von der Nachtwache des Instituts aus dem Schlaf gerüttelt. Sie schlüpfte in ihren Morgenmantel und ging in das Büro neben ihrem provisorischen Schlafraum.

Sie nahm den Hörer vom Telefon und ließ sich von der Zentrale den Anrufer durchstellen, der auf sie gewartet hatte. Schweigend und ohne eine Miene zu verziehen, hörte sie die Nachricht, nur ihre Augen verrieten Trauer und Entsetzen.

Als sie den Hörer auflegte, starrte sie noch eine Weile geistesabwesend darauf. Dann ließ sie alles diensttuende Personal zusammenrufen und ordnete mit knappen Worten die sofortige Evakuierung des Forschungszentrums an. Alle transportfähigen Geräte und Instrumente, alle Aufzeichnungen mußten für den Abtransport bereitgestellt werden. Lastkraftwagen mit Soldaten seien bereits unterwegs, um die Evakuierung zu beschleunigen.

Stan Reynolds, ein Wachmann mittleren Alters, schlenderte den teppichbelegten Korridor entlang zu seinem Lieblingsraum im obersten Stockwerk des Bürohochhauses am Ufer der schwarzen Themse. In diesem Raum stand der größte Konferenztisch, der ihm je unter die Augen gekommen war, und im Laufe der Jahre hatte er bei den verschiedenen Firmen, für die er als Sicherheitsbeauftragter arbeitete, nicht wenige gesehen. Er war aus dunkler Eiche und sollte mehr als sechstausend Pfund gekostet haben; sechzig Personen konnten an ihm Platz finden. Er öffnete die schwere Flügeltür, die bis zur Decke reichte, und trat ein, um die Beleuchtung einzuschalten.

Darauf schritt er die Länge des Tisches ab und blieb hinter dem prachtvollen lederbezogenen Armsessel stehen, der dem Vorstandsvorsitzenden der Ölgesellschaft gehörte. Er setzte sich hinein, zog die Stiefel aus und legte seine Füße auf den Tisch. Mit einem zufriedenen Seufzen überließ er

sich einem farbenfrohen Tagtraum von großen Geschäftskulissen und Machtkämpfen in der Vorstandsetage.

Schließlich wurde er der Sache müde, schwang die Beine vom Tisch, fuhr wieder in die Stiefel und wanderte zu den breiten Fenstern, die eine Panoramaaussicht nach Süden über die Stadt gewährten. Es war ein Anblick, der ihn immer wieder mit Stolz auf die Riesenstadt erfüllt, deren Lichter wie Sternhaufen im schwarzen Samt des Universums glitzerten.

Heute aber war die Aussicht anders. Es war ein orangefarbener Lichtschein am Himmel, und er sog den Atem durch die Zähne ein, als er die Ursache erkannte. Er sah eine Reihe von Feuern über Südlondon. Es waren riesige Feuer, die in regelmäßigen Abständen brannten, und ihre Flammen leckten rot und beängstigend zum Himmel. Einen Augenblick fühlte er sich an die Zeit des Krieges und der Bombenangriffe erinnert, und an die von feindlichen Flugzeugen verursachten Brände.

Dann schienen die Feuer ihre Helligkeit einzubüßen, als würden sie eines nach dem anderen von einer Decke überzogen, durch die nur ein stumpfroter Glutschein schimmerte.

Er glaubte, von irgendwo die Töne eines Lautsprechers zu vernehmen, aber die Isolierscheiben ließen nicht viel davon durch. Außerdem war er von dem Phänomen am südlichen Horizont zu sehr in Anspruch genommen, um sich auf die Botschaft zu konzentrieren.

Er stand da und beobachtete den heranziehenden Nebel, wie er allmählich die Millionen Lichter verdunkelte, die Stadt Stück für Stück verschluckte, bis er den Fluß zu seinen Füßen erreichte.

Und dann war auch der Fluß nicht mehr zu sehen, und die Nebelschwaden umzogen die großen Panoramafenster vor ihm.

Morgengrauen. McLellan, Holmans Kollege im Umweltministerium, starrte aus seinem Schlafzimmerfenster in den Nebel. Die Augen waren schwer von Schlaf und unvergessenen Tränen. Er wußte, daß es *der* Nebel war, seine gelbliche Färbung verriet es ihm. Und er hatte ihn erwartet; sein Vertrauen zur eigenen Regierung in Krisenzeiten war niemals groß gewesen, und er hatte damit gerechnet, daß sie diese Sache verpfuschen würden.

Er war sich der Gefahr sehr viel mehr bewußt als die allgemeine Öffentlichkeit, denn durch Holman und den toten Spiers war er den seltsamen Vorkommnissen näher gewesen, und viele Leute verstanden noch immer nicht, daß es keineswegs *der* Nebel war, der tötete, sondern daß die von ihm verursachte Geistesgestörtheit die Menschen in den Tod trieb.

Er blickte über die Schulter zu seiner Frau hin, die noch friedlich unter der Decke lag und schlief. Als er an seine Kinder in den benachbarten Zimmern dachte, weinte er Tränen der Bitterkeit und Enttäuschung. Wie lange würde das Gift benötigen, um auf sie einzuwirken, sie krank und wahnsinnig zu machen? Was würde es aus ihm machen? Würde er derjenige sein, der seine eigene Familie auslöschte? Er schlug mit einer Faust in die offene andere Hand. Es mußte eine Möglichkeit geben, sie zu schützen.

Er setzte sich auf die Bettkante, regsam bedacht, seine Frau nicht zu wecken, und versuchte sich zu beruhigen. Es mußte eine Antwort geben! Konnte er sie fesseln, oder in ihren Zimmern einsperren? Aber was war mit ihm selbst? Was würde sie vor ihm schützen? Konnte er sich vergewissern, daß sie vor sich selbst geschützt waren, und dann hinausgehen und sich im Nebel verlieren? Nein, er konnte sie nicht verlassen; es wäre wie Fahnenflucht. Er mußte rasch überlegen. Gott allein wußte, wie lange das Gift benötigte, um Wirkung zu zeigen. Bei Spiers hatte es einen Tag gebraucht,

auf Holman hatte es beinahe sofort gewirkt.

Dann wußte er die Antwort! Es war nicht ideal, würde ihnen aber etwas Zeit geben; vielleicht Zeit genug, daß die Behörden etwas unternahmen, um Menschenleben zu retten.

Er ging ins Zimmer seiner Tochter und nahm die kleine Tafel für Schreibübungen von ihrem Ständer, zusammen mit etwas Kreide, dann schlich er wieder hinaus und schloß vorsichtig die Tür, um sie nicht zu wecken. Er stieg die Treppe hinunter, sstzte sich auf die unterste Stufe und schrieb mit großen Buchstaben eine Botschaft auf die Tafel. Darauf öffnete er die Haustür einen Spalt, lehnte die Tafel von außen an die Tür und schloß diese wieder. Er konnte nur hoffen, daß die Maßnahme ihren Zweck erfüllen würde. Dann ging er wieder hinauf und ins Bad, nahm die Flasche mit Schlaftabletten aus dem Apothekenschränkchen, die Pillen, die seine Frau manchmal nötig hatte, um von der nervenzehrenden Aufgabe, drei lebhafte Kinder aufzuziehen, auszuruhen. Er füllte ein Glas mit Wasser und ging wieder ins Schlafzimmer seiner Tochter. Er richtete sie im Bett auf, ohne ihre schwächlichen, im Halbschlaf vorgebrachten Proteste zu beachten, und nötigte sie, fünf Tabletten zu nehmen. Dann küßte er sie auf die Stirn, legte sie wieder nieder und zog die Decke über sie. Darauf wiederholte er dasselbe bei den Jungen im Nebenzimmer. Paul zeigte sich widerspenstig, aber das Versprechen einer fantastisch hohen Belohnung stimmte ihn um. Der nächste Teil würde schwieriger sein. Er mußte seine Frau Joan wecken und ihr erklären, warum er dies tat. War es eine Einbildung, oder fühlte er bereits einen Anflug von Kopfschmerzen?

Joan weinte und weigerte sich zuerst, die Pillen zu nehmen, aber nach viel Überredung und Bitten stimmte sie zu. Er selbst nahm acht, ohne zu wissen, wie hoch die tödliche Dosis sein würde, aber überzeugt, daß die Menge, die er für seine Familie und sich selbst vorgesehen hatte, nicht allzu

gefährlich war. Außerdem mußte das Risiko unter den Umständen eingegangen werden.

Er ging zurück in das warme Bett und zog seine weinende Frau an sich. So lagen sie da und warteten auf den Schlaf.

Irma Bidmead war eine Frühaufsteherin. Mit dreiundsiebzig waren ihre Tage zu kurz, um mit Schlaf vergeudet zu werden. Und ihre Katzen mußten hungrig sein.

Sie hatte dreizehn Katzen, allesamt Streuner, die sie aufgenommen hatte. Oft ging sie spätabends mit einer Tasche voller Essensreste für die Katzen durch die Seitenstraßen ihres Viertels. Die Katzen kannten ihre kleine, ärmliche Gestalt und ihren zischenden Ruf, wenn sie durch die dunklen Straßen wanderte, und sie folgten ihr, bis sie fand, daß genug beisammen waren, und halt machte. Dann fütterte sie die Tiere, sprach zu ihnen, tadelte ihre Gier und lachte über ihre Possen, wenn sie sich hervortun und zuerst gefüttert werden wollten.

Alle paar Monate wartete ein Lieferwagen an einer bestimmten Stelle, und etwa ein Dutzend Katzen wurde hineingesteckt und zu einem Krankenhaus im Süden Londons gefahren. Der Fahrer des Lieferwagens, mit dem sie eine Vereinbarung hatte, nahm den Löwenanteil des Geldes, das vom Krankenhaus für die Tiere bezahlt wurde, aber sie verdiente noch immer eine hübsche kleine Summe daran. Die Lieferung von Tieren an Institute, die sie für Tierversuche brauchten, war immer ein lohnendes Geschäft gewesen, obwohl der Tierschutzbund und andere Gruppen in ihrem Feldzug gegen Tierversuche massive Unterstützung in der Bevölkerung gefunden hatten. Aber weil Industrie und Forschungsinstitute Tierversuche für notwendig hielten und die Politiker und Behörden dies wußten, unternahmen sie nichts.

Und das Geld, daß sie bei der Sache verdiente, gab sie für Katzenfutter zur Ernährung ihrer eigenen Katzen aus. Denn sie liebte ihre Katzen.

Irma nahm den Geruch, der ihr beim Öffnen der Tür aus der Wohnung entgegenschlug, nicht mehr wahr; nach Jahrzehnten gemeinsamen Lebens mit den Tieren war ihr Geruch zu ihrem eigenen geworden, und der Umstand, daß dreizehn von ihnen die ganze Nacht in einem Zimmer eingesperrt zugebracht hatten, blieb ohne Wirkung auf ihren unempfindlichen Geruchssinn.

»Hallo, meine Schönen«, begrüßte sie die Tiere und erwartete, daß sie herbeispringen, sie umdrängen und sich an ihren Beinen reiben würden, die aus dem zerrissenen Morgenmantel hervorsahen, in welchem sie schlief. So taten sie es jeden Morgen, aber heute hielten sie sich von ihr fern, saßen still und machten kein Geräusch.

In ihrer Verwunderung bemerkte sie nicht den gelblich-weißen Nebel, der durch den Spalt des angekippten Fensters hereindrang.

»Was ist denn heute mit euch los?« sagte sie in entrüstetem Ton. »Habt ihr es vielleicht nicht nötig? Nun, wenn ihr nicht wollt, könnt ihr euch selbst füttern!«

Sie tappte hinaus in die Küche, wo sie zwei steife und stinkende Bücklinge aus dem Spülbecken nahm und unter gemurmelten Selbstgesprächen zum Katzenzimmer trug, um sie hineinzuworfen.

»Hier«, rief sie, »und erstickt mir nicht an den Gräten! Ihr könnt von Glück sagen, daß ihr sie kriegt!« Sie schlurfte zurück in ihr Zimmer und stieg ins Bett, wobei sie die gemütlich zusammengerollte Katze, die immer bei ihr schlief, von der warmen Stelle wegstieß. Sie sträubte verdrießlich das Fell, beruhigte sich aber bald. Bevor Irma die Decke zum Kinn zog, rief sie wieder zu den anderen Katzen: »Kommt bloß nicht betteln, wenn ihr mit dem Fisch fertig seid! Ich will nichts davon wissen, mir tut der Kopfweg.« Und als sie die Decke zum Kinn zog, murmelte sie zu sich selbst: »Undankbare Bande! Ich sollte sie alle zum Krankenhaus bringen,

wahrhaftig! Alle bis auf dich, Mogs, denn du hast dein Frauchen lieb, nicht?« Sie drehte den Kopf zur Seite und lächelte der Katze zu, die neben ihr schnurrte. »Du bist ein liebes, altes Mädchen, nicht wie die anderen — die wollen immer nur fressen! Oh, wie mir der Kopf wehtut!« Sie verzog schmerzlich das faltige Gesicht und schloß die Augen, um sich auf den Schmerz zu konzentrieren.

Die Katzen ließen die Bücklinge unberührt und liefen still in Irmas Zimmer, wo sie am Fuß ihres Bettes warteten, als die alte Frau einnickte.

Chefinspektor Wreford schleppte sich die Treppe herab und betrat die Küche. Ungeniert gähmend, füllte er den Elektropf mit Wasser und schaltete ihn ein. Gott, war er müde! Wegen dieses elenden Nebels hatte er seit Tagen bis spät in die Nacht Überstunden gemacht, und die letzte Nacht war die erste gewesen, die er ungestört zu Haus in seinem Bett hatte verbringen können. Hoffentlich war jetzt alles vorbei, dann könnte er ein paar Tage Urlaub nehmen. Er beglückwünschte sich, daß er in der Holman-Angelegenheit vorsichtig taktiert hatte. Er hätte den Mann als einen verschrobenen Spinner abtun können, aber die Erfahrung hatte ihn gelehrt, Warnungen niemals zu ignorieren, ganz gleich, aus welcher Quelle sie stammten. So hatte er auch in diesem Fall die Karten richtig ausgespielt und seine Nachforschungen nicht offiziell gemacht; jedenfalls nicht, bis er festgestellt hatte, daß an der Geschichte etwas Wahres war. Dann war er mit beiden Beinen hineingesprungen und konnte das Verdienst beanspruchen, die Ermittlungen noch vor der schrecklichen Katastrophe von Bournemouth energisch vorangetrieben zu haben.

Das wird Barrow eine Lehre gewesen sein, sagte er sich und lächelte, als er alte Teeblätter aus der Kanne in den Ausguß spülte. Ein bißchen zu ehrgeizig, der Bursche; hätte ihm gefallen, wenn ich mit der Sache baden gegangen wäre.

Er stand da, eine Hand auf dem Teekessel, die andere am Elektrotopf und wartete, daß das Wasser siedete und betrachtete lächelnd die Wand gegenüber. Trotzdem, er ist kein schlechter Kerl. Manchmal ein bißchen vorschnell und brutal, aber das gibt sich mit der Erfahrung, und im Augenblick ist er nützlich, wie er ist. Das Wasser begann zu kochen und unterbrach seinen Gedankengang, und er schaltete den Topf aus und goß das kochende Wasser in die Teekanne.

Als nächstes ging er zur Haustür, um die Milch hereinzuholen und seinen ersten tiefen Atemzug an der frischen Morgenluft zu tun. Das war eine Gewohnheit, die er mit den Jahren angenommen hatte; seiner Frau pflegte er zu predigen, daß der frühe Morgen die einzige Tageszeit sei, wo man in London frische Luft atmen könne. Bis neun würden die Straßen voller Autoabgase sein, also machte er das Beste aus seinen täglichen Atemübungen um halb acht und stand meist volle fünf Minuten auf dem Fußabstreifer vor der Haustür und füllte die Lungen bis zum Bersten, während der Tee in der Küche ziehen konnte.

Als er die Haustür öffnete, zog er die Luft ein, und bevor er den Nebel sah, waren seine Lungen bereits halbvoll davon.

Kriminalinspektor Barrow schlief. Auch er hatte eine schwere Woche hinter sich, und dies war sein erster ungestörter Nachtschlaf. Daß er für Holman das Kindermädchen hatte spielen müssen, war ganz und gar nicht sein Fall gewesen; in einer Krise wie der gegenwärtigen gab es für einen Kriminalbeamten Wichtigeres und Besseres zu tun, es galt, Gelegenheiten wahrzunehmen, seine Tüchtigkeit zu beweisen und höheren Orts auf sich aufmerksam zu machen. War er es nicht gewesen, der Holman zuerst ins Präsidium gebracht hatte? Der Mann irritierte ihn. Gewiß, anfangs hatte er ihn hart angepackt, aber sobald er seinen Fehler erkannt

hatte, war er bemüht gewesen, die Sache in Ordnung zu bringen. Er war für den Mann verantwortlich, als sie ihn zu seinem Leibwächter machten, hatte sich um ihn gesorgt und versucht, eine freundschaftlichere Beziehung mit ihm herzustellen. Schließlich war Holman durch seine Immunität gegen die Krankheit eine wichtige Person, und wenn ihm etwas zugestoßen wäre, solange er unter Barrows Schutz gestanden hatte, wäre Barrow der Leidtragende gewesen. Aber Holman hatte keinen Wert auf freundschaftlichen Umgang gelegt; er war auf Distanz geblieben, nachtragend und nicht bereit, seine rauhe Behandlung zu vergessen.

Nun, wahrscheinlich hatte das alles nichts mehr zu sagen, die Gefahr schien vorüber. Der verseuchte Nebel hatte eine Menge Schaden angerichtet, aber nun hatten sie ihn endlich unter Kontrolle — sagten sie jedenfalls.

Die Gedanken, die ihm schon am Vorabend unaufhörlich durch den Kopf gegangen waren — ein sicheres Zeichen äußerster Ermüdung — meldeten sich jetzt im Halbschlaf nur noch in verschwommener, wohlthätig gemilderter Form, und dankbar ließ er sich wieder in die Tiefe traumlosen Schlafes hinabsinken.

Er schlief noch fest, als das düstere graue Licht des nebligen Morgens in sein Schlafzimmer sickerte.

Samson King tappte blindlings durch den Nebel. Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr lebte er in London, hatte aber noch nie derart dichten Nebel erlebt. Es war gut, daß er nicht weit vom Busdepot wohnte, sonst hätte er es nie gefunden. Schon so war er nicht ganz sicher, daß er in die richtige Richtung ging. Er vermißte die Sonne Jamaicas nicht so sehr wie seine Eltern, denn er konnte sich kaum noch der warmen Strände und der tiefgrünen See erinnern, die sie voll Heimweh beschrieben. Nein, er war die wäßrige Sonne Englands gewohnt und fand gar die wenigen heißen Tage, die das Land bisweilen im Sommer erlebte, äußerst unangenehm.

Sicherlich würde man nicht von ihm erwarten, in diesem Nebel mit dem Bus loszufahren. Bernice hatte ihn sogar überreden wollen, nicht zur Arbeit zu gehen, aber er befürchtete, es könnte schlecht aussehen. Er wollte diesen Arbeitsplatz nicht verlieren, wie er viele andere verloren hatte; es paßte ihm, hinter dem Lenkrad des großen roten Ungeheims zu sitzen, es völlig zu beherrschen und den übrigen Straßenverkehr in den Schatten zu stellen.

Hm, aber wo war er? »Verfluchtes Scheißwetter!« fluchte er laut, da er den Klang seiner Stimme hören wollte. Kein Mensch war ihm im Nebel begegnet, und das verschaffte ihm ein eigentümliches Gefühl, nicht von Fleisch und Blut zu sein, sondern mehr wie ein wandernder Geist in einem trüben Nichts.

Das Depot sollte auf der anderen Straßenseite sein. Die Zebrastreifen vor ihm zeigten, daß die Busstation ungefähr fünfzig Schritte weiter sein mußte. Der Fußgängerüberweg half ihm oft, den Bus in den dichten Straßenverkehr einzufädeln, wenn die Fahrzeuge anhalten und Fußgänger über die Straße lassen mußten.

Er trat von der Bordsteinkante, lauschte und blickte wachsam nach links und rechts und benutzte die weißen Streifen, um auf die andere Straßenseite zu gelangen. Er hatte Kopfschmerzen bekommen, durch Überanstrengung der Augen, wie er dachte, vom Umherspähen im Nebel, dem Bemühen, Umrisse vertrauter Anblicke wiederzufinden. Wenigstens die Straßen sollten klarer sein, weil die vorbeifahrenden Wagen den Nebel in Bewegung brachten. Er kicherte, ohne zu wissen warum, und kicherte noch immer, als er den Bürgersteig auf der anderen Seite erreichte. Er bog nach rechts und blieb nahe an den Ladenfronten zu seiner Linken, um sie als Orientierungshilfe zu nutzen.

Bald hatte er die Einfahrt zum Busdepot erreicht und ging hinein, gelegentlich von aufkommender Heiterkeit

geschüttelt. Er fragte sich nicht, warum das Depot leer war, warum kein Inspektor da war, seine Abfahrt zu registrieren, warum kein Schaffner ungeduldig auf ihn wartete. Es interessierte ihn nicht. Er kletterte einfach in sein Fahrerhaus, noch immer grinsend, bisweilen kichernd, und startete den Diesel. Dann fuhr er langsam an und aus der Depothalle ins Freie.

In ganz London erwachten die Menschen und entdeckten, daß ihre Häuser und Wohnungen von gelblichgrauem Nebel umgeben waren. Einige erkannten seine Bedeutung, andere nicht; viele waren bereits zu geistesgestört, um sich etwas daraus zu machen. Tausende waren während der Nacht geflohen, Glückliche, die die Lautsprecherwarnungen oder die Radiodurchsagen gehört hatten. Diese hatten wiederum Freunde und Verwandte benachrichtigt, entweder per Telefon (das infolge der chaotischen Verhältnisse am wenigsten verläßlich war) oder durch eilige Besuche.

Aber es war eine große Stadt, und den Tausenden, die sich hatten in Sicherheit bringen können, standen Millionen gegenüber, die überhaupt nicht gewarnt wurden. Die Panik der vergangenen Nacht war nichts, verglichen mit den tragischen und bizarren Ereignissen, die während des nun beginnenden Tages folgen sollten.

Holman steuerte das gepanzerte Fahrzeug vorsichtig die Rampe vorn großen unterirdischen Bunker hinauf und in den Nebel. Ein Mann namens Mason, unförmig in seinem Schutzanzug, saß auf dem Beifahrersitz und spähte durch das kleine, bleiverstärkte Fenster aus Panzerglas, das Gesicht in angespannter Konzentration.

»Er scheint nicht so dicht zu sein wie vorhin«, sagte Holman, den Blick auf die Straße fixiert.

»Wahrscheinlich ist er im Londoner Becken zur Ruhe gekommen, und nun breitet er sich ein wenig aus«, erwiderte Mason.

Holman nickte; es schien logisch. London lag in einem flachen Becken, ähnlich einer Untertasse, umgeben von niedrigen Hügeln. Der angetriebene Nebel mußte sich darin festgesetzt haben und breitete sich nun aus, das Becken zu füllen. Sein wahrscheinlicher Weg führte, sofern nicht ein starker Wind aufkam, ostwärts die Themse entlang durch das Flachland von Essex.

»Fahren Sie links den Themsekai entlang«, sagte Mason mit einem Blick zum Armaturenbrett. »Wenn wir auf der Straße bleiben, kommen wir ins Zentrum.«

Holman bog nach links ab und benutzte die Bordsteinkante als Führunglinie. Er konnte gerade eben die andere Straßenseite erkennen, was ihm früher am Morgen, als er zum geheimen Bunker gegangen war, nicht möglich gewesen war. Noch jetzt schauderte ihn bei dem Gedanken an die unheimliche Wanderung durch die nebelerfüllten Straßen.

Noch als er und Casey zum Fenster hinaus in den Nebel geblickt hatten, sprachlos vor Bestürzung, hatte das Telefon sein beharrliches, durchdringendes Läuten begonnen. Holman hatte den hypnotischen Bann des Nebels durchbrochen, um den Anruf entgegenzunehmen, als könne es eine

Art Rettungsleine sein, ein Strohhalbm, sich daran zu klammern.

Am anderen Ende war Douglas-Glyne gewesen, der Staatssekretär im Verteidigungsministerium, und hatte mit knappen Worten Anweisungen gegeben. Holman hatte keine Möglichkeit gehabt, Argumente vorzutragen oder eine abweichende Meinung zu äußern. Er habe sofort zur Westminster-Brücke zu gehen, wo er von einem Fahrzeug abgeholt würde, das einem Panzerspähwagen ähnlich sei, nur größer und schwerer und mit mehreren Antennen ausgestattet.

Von dort würde man ihn zu einem geheimen Treffpunkt bringen, dessen Lage jetzt nicht preisgegeben werden könne. Er habe jegliche Verwicklung in Zwischenfälle zu vermeiden, die sich auf dem Weg ergeben könnten; es sei seine einzige Aufgabe, den Treffpunkt unversehrt und so rasch wie möglich zu erreichen. Er habe sich unter allen Umständen zu schützen, selbst wenn es dazu erforderlich sein sollte, andere zu verletzen oder zu töten; ein oder zwei Menschenleben seien bedeutungslos, verglichen mit den Millionen, die zu retten er mithelfen könne, wenn er selbst unverletzt blieb. Das Mädchen hatte einstweilen zu bleiben, wo es sei; es sei zu riskant, die Wanderung durch die Stadt gemeinsam zu unternehmen. Sollte Holman etwas zustoßen, würden sie Mittel und Wege finden, sie zu erreichen. Sie könnten ihr Sonderfahrzeug schicken, um ihn abzuholen, aber das würde Stunden in Anspruch nehmen, da der Fahrer durch die begrenzte Sicht in dem dichten Nebel praktisch blind sei. Wenn er es nicht schaffen würde, müßten sie diese Methode versuchen, um das Mädchen zu holen.

Douglas-Glyne legte auf, sobald Holman gesagt hatte, er habe verstanden und werde die Anweisung befolgen. Während er sich hastig ankleidete, erklärte er Casey, was er zu tun hatte, und bemühte sich nach Kräften, einen ruhigen

und selbstsicheren Ton zu wahren. Sie weinte und protestierte nicht, da sie einsah, daß die äußeren Umstände ihr Handeln bestimmten, daß sie nicht mehr Herren ihres eigenen Geschickes waren und den Weg gehen mußten, den die Ereignisse ihnen diktierten. Er riet ihr, die Tür hinter ihm zu verriegeln und sich dann in seinem Schlafzimmer einzuschließen. Sie verloren wenig Zeit mit dem Abschied, denn die Versuchung, sich einzuschließen, abgesondert von der Außenwelt und ihrem Wahnsinn, war zu groß; die leiseste Andeutung von ihr oder ihm hätte allzu leicht Anlaß gegeben, ihr nachzugeben. Statt dessen küßten sie einander, und dann ging er ohne ein weiteres Wort.

Er benutzte die Treppe, um zur Straße hinunterzukommen, da er den selbst in normalen Zeiten unzuverlässigen Aufzug nicht zu benutzen wagte. Sobald er auf die Straße kam, nahm der Alptraum eine neue Dimension an.

Beängstigend war vor allem das Gefühl von Leere, von völliger Hohlheit. Nichts war substantiell, nichts ganz wirklich. Er hielt sich nahe an den Häuserfronten, um nicht die Orientierung zu verlieren, doch obwohl er fürchtete, hier in Hauseingängen und Durchfahrten auf Menschen zu stoßen, sehnte er sich gleichzeitig danach, irgendeinen Menschen von Fleisch und Blut zu sehen. Einmal hörte er ein seltsames Winseln und erkannte, daß es aus einer menschlichen Kehle stammen mußte. Kurz darauf hörte er einen Wagen, der mit hoher Geschwindigkeit im Nebel vorbeifuhr; er entfernte sich rasch, dann endete das Fahrgeräusch in einem dumpfen Krachen, gefolgt von kalter Stille. Er hörte eine Frau kreischen, vermischt mit Gelächter. Dem hysterischen Gelächter eines Irren. Aber es wirkte alles fern und unwirklich, wie die unechten Gruseffekte einer Geisterbahn.

Er war dankbar, daß es noch früh am Morgen war und die meisten Leute entweder schliefen oder gerade erst aufstanden. Vor seinem inneren Auge sah er ein Bild des Tollhau-

ses, in das die Stadt sich später am Tag verwandeln würde, und er beschleunigte seinen Schritt. Er konnte sich denken, von welcher Art die Aufgabe sein würde, die man ihm stellen wollte, doch nun begrüßte er sie. Wenigstens würde es aktives Handeln sein, und nicht bloß ein Herumstolpern im Nebel, ein Abwarten, daß etwas geschehe. Und er würde wieder unter Menschen sein, hoffentlich normalen Menschen. Er dankte Gott, daß Casey nun immun war. Wie der Plan auch aussah, den sie sich ausgedacht hatten — und er hatte seine Vermutungen —, im Falle des Scheiterns wollte er zu Casey zurückkehren und mit ihr die Stadt verlassen. Zum Teufel mit den Herren von der Regierung; sie hatten die Schweinerei angerichtet, sollten sie damit fertig werden. Er hatte schon genug getan.

Zu spät sah er den dunklen Schatten vor sich, und sie prallten zusammen, daß der andere Mann zu Boden fiel. Ohne zu überlegen, bückte sich Holman, der liegenden Gestalt aufzuhelfen. Der Mann streckte die Hände aus und ergriff Holmans Schultern, und erst dann, als ihre Gesichter nicht mehr als dreißig Zentimeter auseinander waren, bemerkte Holman das seltsame Grinsen im Gesicht des Mannes. Er wich zurück, aber der andere klammerte sich an ihn. Aus dem grinsenden Mund kamen glucksende, knurrende Geräusche. Holman wollte ihn wegstoßen, aber ein Arm umfaßte seinen Nacken und zwang seinen Kopf abwärts. Er schlug in Panik zu, und das Glucksen wandelte sich zu einem wütenden Gurgeln, und der Mann revanchierte sich mit einem böartigen Tritt gegen Holmans Knöchel. Holman warf sich auf ihn und stieß ihn rückwärts, einen Unterarm unter dem Kinn des anderen, bis dieser mit dem Hinterkopf gegen die Ziegelmauer schlug. Es gab ein vernehmliches Geräusch, und der Mann brach in die Knie, eine Hand zum Hinterkopf erhoben und stieß ein mitleiderregendes winselndes Schluchzen aus. Mit der anderen Hand

tastete er blindlings nach Holmans Bein, aber der trat zurück, wandte sich um und lief davon.

Als er haltmachte, sah er sich vollständig vom Nebel isoliert. Er mußte auf die Straße hinausgelaufen sein, denn er konnte in keiner Richtung etwas ausmachen. Er schlug die Richtung ein, die nach seinem Orientierungssinn die richtige sein mußte, und ging rasch weiter, diesmal jedoch hellwach und bereit, jeder Gefahr auszuweichen. Zu seiner Linken hörte er wieder einen Schrei, einen langen und durchdringenden Schrei, der in einer Übelkeit erregenden, dumpf patschenden Aufschlag endete. Etwas Nasses traf seine Wange, und er wischte es mit der Hand weg. Als er auf seine Finger sah, waren sie mit Blut beschmiert. Heftig wischte er sich die Wange mit dem Ärmel, abgestoßen von dem Gedanken daran, was geschehen war. Jemand, ein Mann oder eine Frau, war aus einem Fenster gesprungen, und der aufschlagende Körper hatte weithin Blut verspritzt.

Wieder beschleunigte er seinen Schritt. Je länger er brauchte, Westminster zu erreichen, um so mehr Menschen würden auf den Straßen sein. Er mußte sich beeilen. Konnte er das Risiko auf sich nehmen, einen Wagen zu nehmen? Er würde praktisch blind fahren müssen, aber es mochte der Mühe wert sein. Dann hörte er Gesang, nicht weit entfernt und näherkommend. Es war eine laute und klare Männerstimme, und sie hörte sich fröhlich an. Plötzlich tauchte aus dem Nebel der dunkle Umriß eines Radfahrers auf, der in langsamen Schlangenlinien die Straße daherkam, scheinbar weltvergessen und ganz auf seinen Gesang konzentriert. Er sah Holman und fuhr in einem Kreis um ihn, lächelnd und singend, ohne den Blick von Holmans Augen zu lassen, doch weder herausfordernd, noch kriegerisch. Friedrich.

Als der Radfahrer seine zweite Umkreisung beendete, dachte Holman daran, ihm das Rad abzunehmen und selbst zu gebrauchen, entschied sich aber dagegen, denn es könn-

te gefährlicher sein als das Gehen. Mit einem Winken verschwand der Mann wieder im Nebel, und Holman lauschte der Stimme, die sich in der wattigen Luft bald verlor. Er fühlte sich noch einsamer als zuvor.

Kaum hatte er seine Wanderung wieder aufgenommen, wurden hinter ihm rennende Schritte hörbar, und er flog herum, aber sie liefen vorbei, ohne daß er mehr zu sehen bekam als eine schemenhafte Gestalt, die aus dem Nebel auftauchte und im nächsten Augenblick wieder darin verschwand. Er begriff, daß es so nicht weiterging. Seine Nerven waren übermäßig angespannt, und er kam langsam vorwärts; bei diesem Tempo würde er Stunden benötigen um Westminster zu erreichen, und lange vorher würden die Straßen von Menschen wimmeln. Er mußte einen Wagen nehmen. Es konnte nicht allzu schwierig sein, einen zu finden, und er wußte, wie er ohne Zündschlüssel starten konnte. Er suchte den Weg zurück zur Bordsteinkante und benutzte sie als Leitlinie. Hier mußte er bald auf einen abgestellten Wagen stoßen.

Er passierte eine Frau, die mit einem gewöhnlichen Hausbesen den Rinnstein kehrte, sich über den aufgehäuften Schmutz erregte und die Welt verfluchte.

Kurz darauf stieß er auf einen Körper, der ausgestreckt am Boden lag. Er hielt sich nicht mit einer Untersuchung auf, ob er tot oder lebendig, männlich oder weiblich war.

Er passierte einen Hund, der vom Kadaver eines anderen fraß. Er blickte auf und knurrte drohend und beobachtete ihn aufmerksam, bis der Nebel ihn wieder verschluckt hatte.

Holman schnaufte mittlerweile wie jemand, der vom Laufen außer Atem geraten ist, und wußte selbst nicht recht, ob es an der unreinen Luft oder an seiner inneren Spannung lag. Er mußte bald einen Wagen finden.

Dann sah er einen Lichtschein, der mit seinem Näher-

kommen immer heller wurde. Zuerst dachte er, es könne ein Feuer sein, dann ein beleuchtetes Schaufenster, weil es in seiner Stärke gleichmäßig blieb, aber als er auf zehn Meter heran war, erkannte er den Ursprung der Lichtquelle. Der Anblick zeigte ihm, wie er rasch und mit weit geringerem Risiko durch London kommen konnte. Es würde furchterregend sein, das wußte er, aber nicht so beängstigend wie eine Fahrt mit dem Wagen. Er begann zu laufen.

Eine gute Stunde später verließ Holman die U-Bahnstation am Trafalgar Square, Hände und Gesicht von Staub geschwärzt, die noch leuchtende Taschenlampe in der Hand. Die Wanderung durch die finsternen Tunnels war ohne Zwischenfall verlaufen. Die Station St. John's Wood war menschenleer gewesen, obwohl alle Lampen noch brannten. Er vermutete, daß die Station im Laufe der Nacht aufgegeben worden war und niemand sich die Mühe gemacht hatte, die Scherengitter zu schließen oder den Strom auszuschalten. Eine Tür mit der Aufschrift >Dienstraum< stand halb offen, und er fand eine große Stablampe mit Gummifassung. Er hatte keine Ahnung, ob der Fahrstrom ausgeschaltet war und hielt sich von den in Kniehöhe verlaufenden, halb abgedeckten Fahrleitungen fern, mußte sie aber bei Weichenanlagen außerhalb der Station mehrmals übersteigen und hätte sich dabei wohler gefühlt, wenn er sicher gewesen wäre, daß sie nicht mit tödlichem Starkstrom geladen waren.

Glücklicherweise waren die vereinzelt schwachen Deckenlampen entlang den Tunnels auch eingeschaltet geblieben, und nur im weiteren Verlauf hatte es einige Stellen gegeben, wo die Beleuchtung ausgefallen war. Die Stationen waren voll von eingedrungenem Nebel, wenn er hier auch weniger dicht zu sein schien, und sogar über die Gleise zogen da und dort dünne Schleier. Einmal hörte er gedämpfte Stimmen im Tunnel, schaltete seine Lampe aus und wartete im Dunkel, bis sie sich in der Ferne verloren. Seine Haupt-

sorge war, daß ein Zug durch den Tunnel auf ihn zugeordnet käme, eine Angstvorstellung, die abzuschütteln ihm schwerfiel. Selbst die schwarzen, huschenden Gestalten aufgescheuchter Ratten störten ihn nicht so sehr wie dieser Gedanke.

Aber er schaffte es. Die Erleichterung war groß, wieder in helles Tageslicht zu kommen, so grau es auch war, und beflügelte seinen Schritt. Der Nebel schien etwas weniger dicht, aber er war nicht sicher, ob es nicht daran lag, daß er aus der Dunkelheit der Tunnels gekommen war und der Kontrast zum nebligen Grau seine Augen täuschte.

Ein sonderbares Geräusch zu seiner Rechten ließ ihn aufmerken, ein gleichmäßiges, monotones und irgendwie gespenstisches Gurren. Erst als er sie sah, merkte er, daß es Tauben waren, Tausende von Tauben, die auf dem Trafalgar Square zu Hause waren. Wurden sie vom Nebel angegriffen? Ihr vieltausendfacher vereinter Ruf war seltsam und hypnotisch und weckte seine Neugierde. Ungeachtet seiner Instruktionen, allen möglichen Gefahren auszuweichen, ging er näher heran, nicht, ohne gleichzeitig nach verdächtigen Bewegungen oder schemenhaften Gestalten Ausschau zu halten,

Die Tauben waren wie ein dunkelgrauer Teppich vor ihm über den inneren Platz ausgebreitet. Ihre Zahl war so groß, daß die Menge der Vögel sich im Nebel verlor und den Eindruck erweckte, daß sie den gesamten Platz völlig bedeckte. Dann und wann flatterte ein Tier auf, um schon nach wenigen Metern wieder auf den Rücken der anderen zu landen und sich zwischen sie zu drängen. Sie schienen frei von Angst; Holman bemerkte keine Nervosität an ihnen, keine jähen Bewegungen außer in Fällen, wo einzelne von ihren Plätzen gedrängt wurden und sich einen neuen suchen mußten. Und unaufhörlich durchdrang das tiefe Gurren die vergiftete Luft, unheimlich und unwiderstehlich. Plötzlich bemerkte

Holman, daß höhere Schatten aus dem Teppich der Vogelkörper ragten, die geisterhaft verschwommenen Umrisse von Menschen, die still und völlig bewegungslos standen.

Er zog sich zurück. Etwas bahnte sich an. Er spürte es.

Sein Blick wich nicht von den Vögeln, bis der Nebel sie vor ihm verhüllte, und dann erst drehte er um und ging schnell weiter. Er konnte sich vorstellen, daß eine jähe Bewegung einer der Personen, die unter den Tauben standen - und es mußten ziemlich viele gewesen sein, denn er hatte in seinem eingeschränkten Gesichtskreis fünf gezählt — die Masse der Tauben zu Schreckreaktionen verleiten würde. Ob sie dann angreifen würden oder nicht, vermochte er nicht zu beurteilen, aber der Instinkt riet ihm, es nicht darauf ankommen zu lassen.

In der Hoffnung, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, eilte er weiter. Der Umstand, daß er hier auf dem Platz in einer Art Niemandsland zu sein schien, ohne Bordsteinkanten und Gebäude, die als Wegweiser dienen konnten, verstärkte seine innere Unruhe. Wenn sein Richtungsgefühl stimmte, mußte Whitehall vor ihm sein, der Strand zur Linken und die Mall zur Rechten; er war am Ausgangspunkt all dieser Straßen.

Bevor er ihn zu sehen bekam, hörte er den Wagen. Der Motor brüllte, die Reifen kreischten, und das gab Holman glücklicherweise genug Zeit, die nahende Gefahr zu erkennen. Er blieb still stehen und versuchte, durch das Gehör festzustellen, welche Richtung der Wagen nehmen würde. Die Geräusche kamen vom Strand her und aus dem Kreischen der Reifen konnte er schließen, daß der Fahrer in verrückten Schlangenlinien von einer Seite der Straße zur anderen kurvte. Und dann war er nicht mehr als zwanzig Schritte von ihm entfernt und fegte durch den Nebel wie ein Dämon aus der Hölle.

Er stand starr vor Schreck, denn obwohl er mit dem Auf-

tauchen des Fahrzeugs aus dem Nebel rechnen mußte, hatte die Plötzlichkeit seines Erscheinens eine beinahe lähmende Wirkung auf ihn. Sein Überlebensinstinkt half ihm über die Schrecksekunde hinweg und setzte seine Beine in Bewegung, als das Auto, ein hellroter Sportwagen, nach einer kreisenden Kehre zurückgebraust kam und mit einem Kotflügel die Seite seines Beines so streifte, daß er wie ein Kreisel um seine Achse gedreht wurde und auf die Straße fiel. Im Augenblick der Begegnung hatte er das Gesicht des Fahrers gesehen: Es war ein Mann mittleren Alters, nackt — wenigstens von der Mitte aufwärts — und dick, ein wahnsinniges Grinsen im Gesicht; neben ihm eine ebenso nackte Frau, auch fett und in mittleren Jahren, sie stand neben dem Fahrer, ließ ihre großen Brüste über die Windschutzscheibe hängen und kreischte und lachte.

Holman lag auf der Straße, unverletzt, aber benommen, und sah dem im Nebel verschwindenden Wagen nach. Als er sich gerade auf ein Knie erhoben hatte, hörte er langgezogenes Quietschen blockierter Reifen, Stille — und dann das schrecklich dumpfe Geräusch des Aufpralls, als der Wagen auf ein Hindernis stieß. Darauf folgte brausendes Klatschen von Tausenden von Flügeln, und das Gurren wurde zu einem vielstimmigen schrillen Ruf, als die Tauben alle miteinander in die neblige Luft aufflogen. Menschliche Schreie schienen sich in das Geräusch der Vögel zu mischen, und Holman glaubte zu wissen, was geschah: Die Tauben griffen an.

Er stand auf und zog das Hosenbein hoch, um sein Bein zu untersuchen. Später würde sich sicher ein böser Bluterguß entwickeln, aber es gab keine offene Verletzung. Im Bewußtsein der wirklichen oder eingebildeten Gefahr hinter ihm lief er leicht hinkend weiter, überzeugt, daß, wenn nur ein Vogel ihn fände, andere bald folgen würden.

Er dankte Gott, als er die Bordsteinkante und den Gehsteig

fand, und dankte ihm wieder mit lauter Stimme, als er entdeckte, daß er in Whitehall war. Der Rest des Weges zur Westminster Bridge war nebelhaft und unwirklich, eine Fantasie von Geräuschen und plötzlichen Erscheinungen, die auftauchten und genauso abrupt wieder verschwanden. Später erinnerte er sich, daß viele Menschen an ihm vorbei dem Geräusch zugeeilt waren, wie Lemminge auf dem Weg zur Selbstzerstörung; ein Großbrand zu seiner Rechten (er hatte keine Ahnung, welches Gebäude es gewesen war, berühmt oder nicht); zwei weitere Wagen, die sich, auf gleicher Höhe nebeneinander fahrend, ein Rennen lieferten und einander dabei fortgesetzt seitwärts rammten; eine Gruppe von Leuten, die zu Füßen des Kriegerdenkmals in ein Handgemenge verwickelt waren. Ihm bedeutete dies alles nichts; er trachtete nur danach, einen sicheren Ort zu erreichen, und die einzige Sicherheit, die sich finden ließ, würde bei geistig gesunden Menschen sein.

Endlich fand er die gesuchte Kreuzung. Die Brücke war direkt vor ihm. Aber auch die religiösen Wirrköpfe.

Ehe er sich zurückziehen konnte, sah er sich schon unter ihnen. Er hatte sie oft in London gesehen, wie sie herumgezogen waren, gekleidet in lange, safrangelbe Gewänder, mit rasierten Köpfen, und ihre monotonen Litaneien zur mißtönenden Begleitung von rasselnden Handtrommeln gesungen hatten, und immer in ihrem eigentümlich hüpfenden Tanzschritt. Insgeheim hatte er sie stets mit einer gewissen erheiterten Zuneigung betrachtet, denn es war eine einnehmende Frische und Freundlichkeit an ihnen, und ihre Religion schien harmlos und glückverheißend. Jetzt aber sahen sie unheimlich aus.

Sie saßen in einem weiten Kreis am Boden, und er war unversehends in diesen Kreis hineingeraten.

»Willkommen, Bruder!« Einer von ihnen, der in der Mitte

gestanden und den Gesang geleitet hatte, begrüßte ihn mit ausgebreiteten Armen. »Heute ist der Beginn! Stimme mit ein in unseren Dank.«

Holman blickte wachsam umher; die anderen waren aufgestanden und rückten konzentrisch gegen ihn vor.

»Komm, Bruder. Jetzt ist die Zeit!« Der Mann vor ihm war nur einen Schritt entfernt, und Holman war von seiner Größe beeindruckt und ein wenig eingeschüchtert. Er legte zwei mächtige Pranken auf Holmans Schultern, und der Gesang seiner Gemeinde verstärkte sich. Holman versuchte, sich dem Griff zu entziehen, aber der andere packte fester zu. Gleichzeitig beugte er sich herab, bis seine Stirn die von Holman berührte und flüsterte: »Wenn du versuchst, wegzulaufen, brech' ich dir das Kreuz.«

Das rauhe Geflüster trug mehr als der Griff um seine Schultern dazu bei, daß Holman wie erstarrt dastand und keine Bewegung wagte.

»Auf die Knie, Bruder. Demütige dich, damit du erlöst werdest.«

Holman widerstrebte, aber die breiten Pranken seines Gegenüber sowie die Hände mehrerer Anhänger zwangen ihn zu Boden. Der Anführer war mit ihm in die Knie gesunken, so daß sie einander noch immer auf derselben Ebene gegenüber waren. Die riesigen Hände blieben auf seinen Schultern, und er sah in dem grobknochigen Gesicht dunkelbraune Augen, die glasig, doch grausam blickten. Speichel rann aus einem Mundwinkel. Der Mann hob die Stimme und dröhnte: »Ich liebe dich, Bruder! Wir lieben dich!« Und dann, wieder im rauhen Flüsterton: »Ich bring' dich um, du mieser Scheißer.«

Er grinste Holman zu, beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

»Heute ist dein Beginn. Und um für den Neuanfang bereit zu sein, mußt du zuerst sterben«, fuhr er fort, während die

anderen sich nacheinander über Holman beugten und ihn küßten. Dann knieten sie alle ringsum nieder.

»Ihr — ihr müßt mich gehen lassen«, sagte Holman, ängstlich umherblickend. »Ich bin der einzige, der gegen den Nebel etwas tun kann.«

»Den Nebel, Bruder? Es ist kein Nebel. Was du um uns her siehst, ist der Geist der Menschheit. Heute ist der Beginn. Der Nebel ist nur das Sein, die Seelen, die bereits ihre Reise angetreten haben.«

»Laßt mich gehen!«

»Friede sei mit dir! Die Brücke, die du nun beschreiten wirst, ist kurz, und der Schmerz, den du fühlen wirst, ist nichts, verglichen mit dem ewigen Glück, das jenseits auf dich wartet.« Und wieder die geflüsterten Worte: »Du wirst heute der Fünfte sein, Scheißkerl. Ich werde dir das Genick brechen, als wär's ein verdammtes Zündholz.«

Seine Hände lösten sich von Holmans Schultern und wollten seinen Hals umschließen, bevor die dicken Finger zufassen konnten, trieb Holman dem anderen die Faust mit einem Aufwärtshaken in die Magengrube. Der Schlag hatte keine andere Wirkung als daß das Lächeln des Sektenführers in einer gespannten Grimasse erstarrte. Der Mann stand auf und zog sein Opfer mit sich in die Höhe, beide Hände um seinen Hals geschlossen. Die Finger begannen zuzudrücken.

In seiner Verzweiflung ließ Holman sich schlaff zu Boden fallen, dann stieß er nach dem Kerl. Es war ein Glück für ihn, daß die Sektenanhänger ringsum noch knieten, denn sein Stoß ließ den Anführer rückwärts taumeln und über den gebeugten Kopf eines seiner Schäflein stolpern. Sie fielen in einem heillosen Gewurstel zappelnder Arme und Beine zwischen die Knienden, und Holman konnte sich aus dem Würgegriff befreien. Er schlug noch einmal mit der Faust zu und sah zu seiner Genugtuung, daß aus der Nase

des Hünen Blut floß.

Die langen Gewänder der Sektenmitglieder behinderten ihre Bewegungen und brachten Holman einen Vorteil. Statt sich zu erheben, machte er einen Purzelbaum nach vorn, so daß seine Schulter den Kopf des Anführers streifte, der hart auf das Pflaster schlug. Seine Füße trafen zufällig die Brust eines der weiblichen Mitglieder, sie wurde auf den Rücken geworfen und er konnte aufspringen. Hände grabschten nach ihm, Stimmen schrien durcheinander, aber er ließ sich nicht halten, schlug die Hände fort, stieß halb erhobene Körper wieder zurück. Er hörte den großen Kerl brüllen und verdoppelte seine Anstrengungen. Gerade als er glaubte, sich befreit zu haben, schloß sich eine Hand um seinen Knöchel, brachte ihn zu Fall, so daß er über das Gehsteigpflaster gegen die Scheibe eines Restaurants rollte.

Er rappelte sich auf, so schnell er konnte, aber der Große war schon wieder auf den Beinen und hob die Beine, um durch die zusammengedrängten Körper seiner Anhänger zu steigen, als wate er durch einen Fluß. Das Blut aus seiner Nase war über das ganze Gesicht verschmiert und machte es zu einer roten, haßerfüllten Maske, die keuchende Flüche hervorstieß. Auch seine verwirrten Anhänger sprangen jetzt auf, und gerade als er beinahe durch war, stand einer vor ihm auf. Der Riese stieß ihn wütend aus dem Weg, daß er vor Holmans Füßen auf dem Bauch landete.

Holmans Rücken war an das große Schaufenster gedrückt, ebenso die gespreizten Handflächen, und er war bereit, sich abzustößen. Der andere war nur ein paar Schritte entfernt und stürmte auf ihn zu, die Hände halb vorgestreckt, um ihn zu packen. Aber der verwirrte junge Mann zu Holmans Füßen krabbelte auf allen Vieren herum, und der Blick seines Anführers war so stier auf seine Beute gerichtet, daß er das Hindernis nicht sah. Im letzten Augenblick sprang Holman beiseite, und sein Gegner strauchelte

über den Gefolgsmann und schoß kopfüber in die Schaufensterscheibe.

Holman hörte den Schrei und das Klirren splitternden Glases, als der Mann durch das Fenster fiel, hinein in die ausgestellten Torten und teuren Pralinen. Schwere Stücke der zersprungenen Scheibe fielen aus dem oberen Rahmen wie eine Guillotine auf ihn herab, und schnitten ihn in den Rücken.

Holman rannte davon, so schnell ihn die Beine trugen, und jetzt war der Nebel sein Verbündeter, in dessen watti-ger Tiefe er Zuflucht suchen konnte. Aber die religiösen Fanatiker nahmen die Verfolgung auf, und mehrere von ihnen hatten sich mit langen Glassplittern bewaffnet. Er rannte blindlings in den Nebel hinein, angespornt von ihrem Rachegeschrei, war aber nicht so schnell, um aus der Sichtweite seiner Verfolger zu kommen.

Er wußte, daß die Brücke nicht mehr weit war und betete, daß das Regierungsfahrzeug dort auf ihn warten werde. Schnaufend erreichte er die Ecke, wo die Straße vom Themse-kai abzweigte. Mein Gott, dachte er plötzlich, auf welcher Seite würde das Fahrzeug stehen? Konnte es an dieser Ecke sein, außer Sicht im Nebel, oder auf der anderen Seite, der Brückenecke? Ohne zu zögern rannte er auf die Straße hinaus, erfüllt von der Hoffnung, daß seine Vermutung stimmte. Er konnte sich nicht leisten, lange im Nebel herumzu-springen und den Wagen zu suchen, während die Menge der Verrückten ihm so dicht auf den Fersen war.

Er erreichte die Verkehrsinsel in der Mitte der Straße und lief weiter. Nur Glück und sein Überlebensinstinkt konnten ihn aus dieser mißlichen Lage befreien. Stehenzubleiben und sich umzusehen, wäre völlig sinnlos gewesen; es hätte seinen Tod bedeutet.

Und dann leuchteten vor ihm zwei helle Scheiben auf, und hinter ihnen kam der dunkle Umriß eines seltsam aus-

sehenden Fahrzeugs in Sicht. Er hörte das dumpfe Aufbrüllen des Motors, und sah, daß es auf ihn zukam. Es mußte der Wagen sein! Es mußte.

Zu seiner Bestürzung aber wich der schwere Wagen ihm aus, beschleunigte und fuhr vorbei. Verspätet erst, und mit einem Gefühl von Übelkeit, verstand er die Absicht des Fahrers. Das massige Fahrzeug pflügte in das Rudel seiner Verfolger, schleuderte sie beiseite, zermalmte mehrere unter den breiten Rädern. Dann wendete es und kam zu Holman zurück. Es schien nicht schnell zu fahren, aber die Reifen kreischten, als der Fahrer bremste. Holman mußte beiseite springen, um nicht selbst überfahren zu werden.

Eine kleine Tür in der Seite des Fahrzeugs sprang auf, und eine seltsam metallische Stimme sagte: »Verzeihung, Sir. Aber Sie sind im Augenblick wichtiger als diese Leute.

Ich mußte es tun, es war Ihre einzige Chance. Nun steigen Sie bitte ein, wir haben nicht viel Zeit!«

Holman kletterte an Bord und sah sich einer dick verummten Gestalt gegenüber, deren Schutzanzug jenen glich, die von den Männern in Winchester getragen worden waren, aber viel voluminöser und plumper aussah. Der Mann trug einen großen Helm, und hinter der dunklen, schmalen Visierscheibe waren keine Augen zu sehen. Die metallische Stimme drang aus einem kleinen Mundstück in der Mitte dieses Helms.

»Schließen Sie die Tür, Sir. Wir wollen vermeiden, daß mehr von dem Nebel oder welche von diesen Irren hereinkommen.«

Holman tat wie geheißen und wandte sich wieder der Gestalt zu.

»Wohin bringen Sie mich?« fragte er.

»Das werden Sie sehen, Sir«, kam die Antwort. »Mein Name ist Mason — kann Ihnen nicht die Hand geben, diese Handschuhe sehen es nicht vor. Ich muß sagen, Sie hatten

mir Sorgen gemacht. Ich habe eine Ewigkeit gewartet.«

»Es gab unterwegs ein paar Probleme«, stieß Holman hervor und ließ sich atemlos in seinen Sitz fallen. »Wohin fahren wir?«

»Augenblick, Sir. Muß erst durchgeben, daß wir Sie gefunden haben.« Er drückte einen Schalter und begann ohne ein sichtbares Handmikrofon zu sprechen. Er meldete, daß seine Mission soweit erfolgreich verlaufen sei, und daß sie bald zur Operationsbasis zurückkehren würden. Darauf wandte er sich wieder zu Holman.

»Nun, Sir, möchte ich Sie gern fahren lassen. Diese Schutzanzüge sind nicht für Unternehmungen in dichtem Nebel gedacht, wie Sie an den Sehschlitzen sehen können. Es war verdammt schwierig, diese Stelle zu erreichen, obwohl ich auf der Herfahrt keinen Helm trug. Und nun, nachdem die Tür offen war, kann ich nicht riskieren, ihn wieder abzunehmen.«

»Ist der Anzug mit Blei beschichtet?«

»Ja, Sir. Das macht ihn so beschwerlich. Ist als Strahlenschutz gedacht, wissen Sie. Der ganze Wagen ist gegen Strahlen isoliert.«

»Strahlung?«

»Ja. Sie werden später erfahren, was es damit auf sich hat.«

Holman sah sich um. Der Wagen war mit einer Unzahl von Instrumenten, Anzeigeskalen und Schaltern ausgestattet.

»Ich weiß nicht, ob ich den Wagen fahren kann«, sagte er.

»Oh, lassen Sie sich von all diesen Vorrichtungen nicht verunsichern«, erwiderte Mason. »Sie haben nichts mit dem Fahrbetrieb zu tun. Tatsächlich könnte es nicht einfacher sein, die Anordnung ist wie bei jedem Lastwagen. Es gibt Gaspedal, Bremspedal und Kupplung, mehr ist nicht dabei. Kommen Sie, viele Leute können es kaum erwarten, Sie zu

sehen!«

Holman folgte Masons Anweisungen und fuhr langsam den Themsekai entlang, bog dann nach links in eine Art Tiefgarage ein, die zu einem der großen Regierungsgebäude gehörte.

Sie war nicht beleuchtet, aber Holman sah im Scheinwerferlicht viele abgestellte Wagen. Eine Durchfahrt war frei, und dieser folgte er, bis sie vor einer massiven Betonwand endete. Mason betätigte einen Schalter und sagte mehrere verschlüsselte Worte, die Holman unverständlich blieben. Auf einmal hob sich die Wand vor ihnen in die Höhe, und er sah in einen langen, kastenförmigen Raum.

Mason tippte ihn an, und der große Helm nickte zu der Öffnung. Holman fuhr durch und hielt an, als er drinnen war. Hinter dem Fahrzeug wurde die Wand wieder abgesenkt, und sie saßen eine volle Minute schweigend, bis die Wand vor ihnen unvermittelt hochging und sie sich einem langen, trübe erhellten Korridor gegenübersehen, der wieder an einer leeren Wand zu enden schien. Als sie durchführen, sah Holman, daß die Wand, die sich gerade geöffnet hatte, aus grauem Metall bestand und wenigstens vierzig Zentimeter stark war.

Der Korridor führte abwärts, und sie passierten zwei weitere Tore, bevor sie in eine weiträumige Halle fuhren. Holman schätzte, daß sie annähernd fünfhundert Meter zurückgelegt hatten, um diesen Punkt zu erreichen. Ein anderes Fahrzeug, das dem glich, in dem er gekommen war, stand in einem entfernten Winkel. Eine Gruppe graugekleideter Männer, die auf sie gewartet hatten, jeder mit einem Kaniister in den Händen, umringte den Wagen. Die Männer begannen ihn systematisch mit einer fast unsichtbaren Substanz einzusprühen.

»Warten Sie noch einen Augenblick, Sir«, sagte Mason.
»Wir wurden schon entgiftet, als wir in den Tunnel einfuh-

ren, aber dies ist der zweite Durchgang. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme werden wir beim Aussteigen eingesprüht.«

»Wozu sprühen sie uns ein?«

»Der gesamte Komplex ist steril; es gibt hier unten nicht einen Krankheitskeim. Jede Person, jedes Fahrzeug, alles, was hier hereinkommt, wird entgiftet. Die Anlage ist darauf eingerichtet, mindestens dreihundert Menschen bis zu zehn Jahre zu beherbergen. Wenn sich in einem so begrenzten Raum ein Erreger ausbreitet, kann es leicht zu einer Epidemie kommen.«

»Zehn Jahre?« Holman sah ihn ungläubig an. »Was für ein Komplex ist das?«

»Ich dachte, Sie wüßten es. Hat man es Ihnen nicht gesagt?«

Holman schüttelte langsam den Kopf.

»Dies«, sagte Mason, »ist ein Atombunker. Ein Atombunker der Regierung.«

Mason wartete auf einen Kommentar von Holman, aber keiner kam, und er fuhr fort: »Mit dem Bau wurde in den frühen 60er Jahren angefangen, und es werden noch immer Veränderungen und Zubauten vorgenommen. Sollte das Land jemals in eine Krisensituation kommen, wo der Atomkrieg unausweichlich scheint, werden die wichtigsten Persönlichkeiten hierher kommen. Es gibt einen Tunnel, der direkt zum Parlamentsgebäude führt, einen zweiten, der zum Buckingham-Palast führt.«

Holman lächelte zynisch. »Gibt es noch mehr Bunker von der Sorte? Ich meine, für die gewöhnlichen Leute?«

»Äh, darüber weiß ich nichts, Sir. Diese Dinger unterliegen der Geheimhaltung. Ich weiß, daß es in London keinen anderen gibt, aber ich habe in Manchester einen gesehen und vermute, daß es in einigen der anderen Großstädten auch welche geben wird.«

»Aber alle für >besondere< Leute.«

»Nun, sie konnten kaum entsprechende Anlagen für die gesamte Bevölkerung errichten, nicht wahr, Sir?«

Holman seufzte. »Nein, vermutlich nicht. Aber ich frage mich, wie man sich qualifiziert, um zu dem Kreis der Ausgewählten zu zählen.«

Mason wechselte das Thema. »Wir können jetzt aussteigen«, sagte er.

Holman wurde von einem jungen, selbstsicheren Mann, der trotz der Krise und der frühen Stunde makellos und geschmackvoll in einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug, tiefroten Schlips und ein makellostes weißes Hemd gekleidet war, durch weitere Korridore geführt. Der Mann sprach ruhig und sachlich, erklärte Holman, was während der Nacht geschehen war und wie man nun versuchte, die Lage zu meistern. Der Premierminister sei da, zusammen mit den meisten Kabinettsmitgliedern; sie und die königliche Familie, die sich jetzt sicher in Schottland befinde, seien als erste gewarnt worden. Der Premierminister habe entschieden, in London zu bleiben und die Operationen von hier aus zu leiten, denn der Atombunker sei für diesen Zweck ideal geeignet: Er sei undurchdringlich, enthalte praktisch unbegrenzte Vorräte und Hilfsmittel, habe Nachrichtenverbindungen mit allen Teilen der Welt und einen großen und gut ausgestatteten Lagerraum für operative Besprechungen. Er verfüge über eine eigene Energiequelle, sogar eine eigene Telefonvermittlung, die sich als unbezahlbar erwiesen habe, als das Londoner Fernsprechnetze zusammengebrochen sei (Holman begriff jetzt, daß es ihnen auf diese Weise gelungen war, ihn zu erreichen). Die Armee habe außerhalb Londons mobile Einsatzkräfte zusammengezogen, die sich für jede von ihnen abverlangte Aufgabe bereithielten, aber die meisten Stabschefs befänden sich hier im Atombunker und bemühten sich, einen Aktionsplan auszuarbeiten. Auch

Professor Ryker sei hier, mit vielen anderen bekannten Wissenschaftlern, und man arbeite bereits intensiv an einer neuen Theorie Rykers über das rapide Wachstum des Nebels, das mögliche Hinweise auf seine Entstehung und genaue Zusammensetzung gebe. Ferner sei Janet Halstead mit ihrer medizinischen Forschungsgruppe und einigen Opfern gekommen, die sie in Behandlung gehabt habe. Überhaupt habe man zahlreiche Fachleute und Spezialisten der verschiedensten Bereiche in den weitläufigen unterirdischen Komplex gebracht, von Ärzten bis zu Geistlichen, von Naturforschern bis zu Zimmerleuten und Klempnern; alle seien selbstverständlich schon vorher als unentbehrlich fürs Überleben eingestuft gewesen (die meisten ohne ihr Wissen), und ihre Namen und Anschriften befänden sich auf einer Liste, die alle drei Monate überprüft werde.

Im Weitergehen sah Holman viele bekannte Gesichter, bekannt jedoch nur, weil er sie in den Medien gesehen hatte. Er wunderte sich, von welchem möglichen Wert die meisten dieser Leute in der gegenwärtigen Situation sein konnten. Der Umstand, daß die meisten zu den sehr Reichen zählten, machte ihn äußerst argwöhnisch. Hatten sie sich den Zutritt erkaufte? Oder hatten sie hohen Regierungsbeamten gewisse Gefälligkeiten erwiesen, um eine Eintrittskarte zum Überleben am Tag des Weltuntergangs zu erhalten?

Viele der anwesenden Männer und Frauen schienen verwirrt, viele wie betäubt. Mit aschfahlen Gesichtern, viele der Frauen in Tränen, starrten sie ihn verständnislos an, als er mit seinem Begleiter vorüberging, hofften vielleicht einen Freund oder Verwandten wiederzuerkennen oder beneideten ihn, weil er ein Ziel zu haben schien, eine Aufgabe.

»Wie ist es Ihnen gelungen, so viele Leute rechtzeitig hierher zu bringen?« fragte er seinen jungen Begleiter.

»Eine Entscheidung wurde getroffen«, war die knappe

Antwort.

»Welche Entscheidung?«

»Es wurde eingesehen, daß nicht die ganze Bevölkerung Londons gerettet werden konnte, und selbst wenn es versucht worden wäre, die darauf ausbrechende Panik alle Rettungsoperationen für bestimmte Schlüsselpersonen ernstlich gestört haben würde.«

Holman faßte ihn am Ärmel und brachte ihn zum Stehen. »Mit anderen Worten, man versuchte es gar nicht erst? Man ließ die Leute in den Betten, während der Nebel — ?«

»Natürlich hat man einen Versuch gemacht!« versetzte der junge Mann in ärgerlichem Ton. »Aber man gebrauchte den gesunden Menschenverstand. Ein Drittel der verfügbaren Kräfte wurde eingesetzt, um bestimmte Leute zu warnen und hierher zu bringen, die restlichen zwei Drittel taten, was sie konnten. Tausende entkamen in die Vororte, weil die Armee sie warnte, aber London ist groß, wie Sie wissen. Der gesunde Menschenverstand mußte die Oberhand behalten.« Er entzog ihm den Arm und marschierte weiter. Holman starrte ihm mit offenem Mund nach. Dann folgte er ihm mit grimmiger Miene.

Sie betraten eine große, von Menschen wimmelnde Halle. Hier hatte jeder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, und wohin das Auge blickte, waren elektronische Geräte, beleuchtete Übersichtskarten, Bildschirme. Trotz der Aktivität herrschte eine ruhige Atmosphäre, als sei aller Aufruhr, der jetzt an der Oberfläche herrschte, eine Welt entfernt, unwirklich, weil er weitgehend ungesehen blieb; die Bildschirme zeigten nur graue Leere, und wenn bisweilen eine schemenhafte Gestalt im Aufnahmebereich erschien, verschwand sie ebenso rasch wieder daraus.

Sie wissen es nicht, dachte Holman. Sie wissen nicht, wie es da oben zugeht; der vollendete Wahnsinn, der jetzt die Stadt im Griff haben mußte, das Chaos, das hinter jenen Ne-

beln lag, die auf den Bildschirmen zu sehen waren. Sie waren schockiert, gewiß, fühlten aber keine wahre, tief empfundene Trauer. Das konnte man auch nicht von ihnen erwarten. Es war eine unwirkliche Lage. Natürlich kannten sie die Tragödie von Bournemouth, und der Flugzeugabsturz konnte ihnen nicht entgangen sein; aber wie sollte der menschliche Verstand sich mit der Tatsache abfinden, daß eine der größten Städte der Erde verrückt geworden war? Nur er konnte den vollen Schrecken ermessen, weil er ihn mit eigenen Augen gesehen, ja selbst erfahren hatte. Aber vielleicht würden sie genauso handeln, wenn es der atomare Vernichtungsschlag gewesen wäre, für den der Bunker ursprünglich gedacht gewesen war. Betroffen waren vor allem diejenigen, die nichts tun konnten als zusehen und abwarten. Und sich den Kopf zerbrechen.

»Hier entlang, Mr. Holman«, unterbrach die Stimme des jungen Mannes seine Gedanken. Er stand bei einer Tür, die von einem bewaffneten Soldaten bewacht wurde. Holman ging mit fragendem Blick auf die beiden zu.

»Das ist der Planungsraum«, erläuterte der junge Mann. »Der Minister wartet, um Sie selbst in Kenntnis zu setzen.«

Während er das Katastrophenfahrzeug die neblige Straße entlangsteuerte, hielt Holman Ausschau nach Menschengruppen. Diese waren am gefährlichsten, Leute, die sich zu Rudeln zusammengetan hatten und wie Wölfe nach einsamen und wehrlosen Opfern suchten. Die meisten Menschen auf den Straßen ignorierten den seltsam geformten Wagen, denn heute war alles seltsam. Mason war jetzt ohne Helm, weil das Fahrzeug seit ihrer Ausfahrt aus dem Bunker noch nicht geöffnet worden war. Sie benutzten den Reservewagen, da das Innere des anderen noch entgiftet wurde. Mason grinste ihm nervös zu. »Wie fühlen Sie sich?« fragte er, mehr aus Unbehagen über die bedrückende Stille als aus wirklicher Neugierde.

»Schlecht«, antwortete Holman. »Am liebsten würde ich weiterfahren, bis wir offenes Land erreichen, weg von diesem Alptraum.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Mason, »aber eine Menge hängt von uns ab, Sir. Ich brauche Sie als Führer. Ich werde nichts sehen können, sobald ich hinauskomme, nicht mit dieser Ausrüstung.«

»Der Nebel scheint jetzt nicht mehr so dicht zu sein.«

»Nein. Wie ich sagte, er breitet sich aus, wird dünner. Aber nach den Wetterbeobachtungen zieht er noch nicht ab. Nun, wir werden nicht lange draußen bleiben müssen; nur so lange, daß ich etwas von dem Zeug in unseren Behälter saugen kann, und dann geht es zurück. Wenn ich nicht Ihre Augen nötig hätte, würde ich es allein tun.«

Der gute Mann wußte noch nicht mal die Hälfte, dachte Holman. Er war mit einem Revolver bewaffnet, den er in einem verborgenen Schulterhalfter trug, und hatte vom Premierminister persönlich die Anweisung erhalten, daß er sein Leben um jeden Preis zu schützen habe, selbst wenn es bedeutete, daß er zu diesem Zweck seinen Begleiter töten müßte. Es war noch nicht bekannt, ob der Schutzanzug gegen die mutierten Mykoplasmen, die noch immer eine unbekannte Einheit waren, hinreichenden Schutz bot, und wenn Mason anfang, sich in irgendeiner Weise drohend oder unberechenbar zu verhalten, war er sofort zu erledigen, und Holman hatte die Mission allein auszuführen. Er hatte sich der Anweisung widersetzt, aber der Premierminister hatte lang und energisch auf ihn eingeredet und ihm klar gemacht, daß er nicht zu entscheiden habe, und daß ein Menschenleben wenig bedeutete, verglichen mit den Millionen, die sich in Gefahr befänden. Der Premierminister hatte ihm das Versprechen abgerungen, daß er den Befehl im Notfall ausführen werde, aber er wußte, daß er die Entscheidung erst würde treffen können, wenn der Augenblick es

erforderte.

Ryker hatte an dem Gespräch teilgenommen und Holman erklärt, daß die Gefahr größer werde. Wegen des rapiden Wachstums der Nebelzone während der vergangenen Nacht war er nun zu der Vermutung gelangt, daß genau dies Broadmeyers Absicht gewesen sei: Daß die Mykoplasmen sich von der verschmutzten Luft nährten und sich in ihr vermehrten, so daß die Krankheit um so wirksamer wäre, je größer und stärker industrialisiert die betroffene Stadt war. Der Nebel selbst, so Ryker, war eine bloße Nebenerscheinung, tödlich nur wegen der in ihm schwebenden Erreger. Ryker hatte Vermutungen, was den Ursprung betraf, aber es erforderte zeitraubende Nachforschungen, um Antworten zu erhalten. Einstweilen blieb es die rascheste und einfachste Möglichkeit, reine Proben des mutierten Erregers zu gewinnen, eine größere Menge aus der Kernzone des Nebels zu entnehmen. Er vertraute Holman, daß es ihm diesmal gelingen werde. Holman wünschte, er könnte dieses Vertrauen in sich selbst teilen.

Auf dem Weg zurück zum Fahrzeug hatte er Janet Halstead getroffen. Ihre Munterkeit war verflogen, ihr Gesicht hager, angespannt: Sie sah alt aus. Auch sie hatte ihn gedrängt, sich diesmal durch nichts abschrecken zu lassen; nur wenn er Erfolg habe, könnten sie anfangen, etwas von dem furchtbaren Schaden zu beheben, der bereits angerichtet sei. Wenn man Impfungen gegen die Erkrankung durchführen könnte, würden Helfer ins Katastrophengebiet gehen und die Menschen daran hindern, sich selbst und einander zu zerstören. Er hatte sie verlassen, ohne ein Wort zu sagen. Wie konnte er ihr Erfolg versprechen? Es waren zu viele andere Kräfte und Faktoren beteiligt; er war immer risikofreudig gewesen, aber die Risiken waren niemals von dieser Art, noch waren sie so zahlreich gewesen. Er konnte nicht mehr tun, als versuchen, die in ihn gesetzten Erwar-

tungen zu erfüllen.

»Großer Gott, sehen Sie sich das an!« Mason zeigte nach vorn, wo vier brennende Wagen in der Straßenmitte zusammengeschoben waren. Die Flammenglut war zu grell, um zu erkennen, ob jemand darin saß, aber eine große Menschenmenge hatte sich um das Feuer versammelt und sah zu. Als Holman und Mason näher heranzuhren, erfaßte sie lähmendes Grauen. Aus dem Kreis der zusehenden Menschenmenge brachen immer wieder einzelne Gestalten hervor, rannten auf das Feuer zu und warfen sich in die Glut. Und jedesmal brach die Menge in Hochrufe aus und verstummte dann wieder, bis der nächste die Tat wiederholte.

»Wir müssen sie daran hindern!« rief Holman, der wie gebannt auf das unheimliche Schauspiel starrte.

»Nein, das dürfen wir nicht«, sagte Mason. »Wir haben uns in keiner Weise einzumischen!«

Holman wußte, daß es sinnlos war, dagegen zu argumentieren, denn Mason hatte recht; sie durften die Mission nicht in Gefahr bringen. Wenn sie sich in jeden Zwischenfall einmischten, der ihnen unterwegs vor Augen kam, war anzunehmen, daß sie ihr Zielgebiet niemals erreichen würden.

»Nun gut«, sagte er. »Wenn wir nichts tun können, sollten wir so schnell wie möglich von hier wegkommen.«

Mason war erleichtert. »Wir werden die Stelle umfahren«, sagte er. »Setzen Sie zurück, wir können dann nach links zum Strand abbiegen und dann wieder unsere Richtung einschlagen.«

Holman fuhr zurück, verfehlte nur knapp einen schweren Lastwagen, der an ihnen vorbeidonnerte und geradewegs auf die brennenden Fahrzeuge und die Menschenmenge zuhielt. Sie hörten das Krachen, denn obwohl ihr Fahrzeug schalldicht war, hatte es Empfänger auf der Oberfläche, die von draußen kommende Geräusche auffingen, eine Funktion, die wegen der schlechten Sichtverhältnisse notwendig

war.

»O Gott«, schnaufte Mason. »Das ist furchtbar.«

»Es geht erst los«, erwiderte Holman mit einem Gefühl grausamer Befriedigung. »Es wird noch schlimmer werden.«

Und es wurde schlimmer. Sie kamen an vielen brennenden Häusern und Wagen vorbei; Dutzende von Menschen durchstreiften jede Straße und verrieten durch ihren Ausdruck und ihre Bewegungen, daß sie den Verstand verloren hatten; verwirrte Menschen saßen zusammengekauert in Winkeln und starrten aus aufgerissenen, angstvollen Augen umher. Sie passierten Leichen, die offensichtlich aus den umstehenden hohen Gebäuden gefallen oder gesprungen waren; sie hörten Schreie, Gelächter, Gesang; sie sahen Menschen auf den Knien beten. Und der seltsamste Anblick war der von Menschen, die sich scheinbar normal verhielten, an Bushaltestellen anstellten, munter und zielbewußt einherschritten, als wären sie auf dem Weg zur Arbeit, Schirme und Aktentaschen in den Händen, die in offene Bürohäuser gingen oder geduldig vor anderen warteten, deren Türen noch verschlossen waren, die miteinander plauderten, als ob es ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag wäre, die keinen Blick für das Chaos hatten, das sich um sie her ausbreitete. Aber das war *ihre* Geistesverwirrung.

Langsam fuhren sie die Fleet Street zum Ludgate Circus hinunter, stählten sich gegen die Bilder, widerstanden dem manchmal überwältigenden Drang, anzuhalten und jenen zu helfen, die sich in einer besonders gefährlichen Lage befanden. Holman war dankbar, daß sie keine Kinder sahen. Vermutlich würde sich das ändern, sobald sie durch die Wohnviertel kämen, aber er hoffte, sie würden durch den verhüllenden Nebel seinem Blick verborgen bleiben, denn er bezweifelte, daß er es über sich bringen würde, einem Kind in Not nicht zu helfen.

Am unteren Ende der Fleet Street sahen sie sich plötzlich von einer Menge umgeben. Die Männer schlugen an die gepanzerten Flanken des Fahrzeugs und versuchten, durch die kleinen Schlitzfenster hereinzuspähen. Sie schlugen gegen das Panzerglas, als wollten sie es zerbrechen. Holman und Mason hörten schwere Tritte über ihnen, als die ersten das Dach erklettert hatten und darauf herumliefen.

»Gott, das müssen die verdammten Drucker sein, die hier arbeiten!« sagte Mason.

»Ja, wahrscheinlich die Nachtschicht«, sagte Holman. »Aber sicherlich wird man sie gewarnt haben?«

Mason zuckte die Achseln. »Wir müssen durchfahren!«

Im nächsten Augenblick begann das schwere Fahrzeug von einer Seite zur anderen zu schaukeln.

»Die wollen uns umwerfen!« rief Holman durch den Lärm.

»Fahren Sie zu, Mann!« befahl Mason, beugte sich vor und schaltete die Tonübertragung aus. Er wollte nicht, daß Holman die Schreie hörte, wenn sie sich durch die Menge Bahn brachen.

Holman trat aufs Gaspedal; so sehr er bedauerte, was er zu tun hatte, wußte er doch, daß es sein mußte. Er erinnerte sich an Winchester und hatte weniger Mitgefühl für die Menschen und mehr Interesse an seinem eigenen Überleben.

Der Wagen fuhr mit einem heftigen Ruck an, und die erschrockenen Männer sprangen zurück. Andere waren langsamer und verschwanden unter den Rädern. Holman fühlte das Rumpeln, als das schwere Fahrzeug ihre Körper überfuhr, aber er ließ den Fuß auf dem Gaspedal und beschleunigte, bis die Männer auf dem Dach herunterflogen. Er pflügte durch die wogende Masse und schüttete sich ab gegen das Schicksal seiner unglücklichen Opfer. Vielleicht konnte er es tun, weil er sie als eine Bedrohung und nicht

als menschliche Wesen betrachtete. Vielleicht dachte er, daß sie wegen ihres Wahnsinns weniger menschlich seien. Oder vielleicht war es der Umstand, daß er überhaupt keine Zeit zum Nachdenken hatte.

Endlich hatten sie vor sich freie Bahn und fuhren die Steigung zur St. Paul's Cathedral hinauf. Jetzt erst begannen Holmans Hände zu zittern.

Mason bemerkte es. »Hier, lassen Sie mich ans Steuer. Sie haben genug.«

»Nein, es geht schon«, sagte Holman. »Ich fahre lieber, statt dazusitzen und nachzudenken. Überprüfen Sie Ihre Instrumente; vergewissern Sie sich, daß wir noch in die richtige Richtung fahren.«

Mason klopfte ihm beruhigend auf die Schulter und wandte sich den Instrumenten vor ihm zu. Er meldete dem unterirdischen Hauptquartier die gegenwärtige Position und berichtete von einigen Zwischenfällen, die sich ereignet hatten, ließ auch den Umstand nicht unerwähnt, daß der Nebel viel lichter erschien. Holman blickte auf seine Armbanduhr und sah, daß sie erst eine gute halbe Stunde unterwegs waren. Es kam ihm wie Stunden vor.

Dann meldete sich im Lautsprecher eine Stimme und unterrichtete Mason, daß die Menschen zu Tausenden aus der Stadt fliehen würden. Man habe große Internierungslager errichtet, und Polizeikräfte und Armeeeinheiten aus dem ganzen Land hätten London mit Straßensperren und Stacheldraht umgeben und versuchten alle aufzuhalten, die das Katastrophengebiet verlassen wollten, um sie zu ihrem eigenen Schutz einzusperren. Es sei natürlich ein unmögliches Unterfangen, alle retten zu wollen, glücklicherweise aber seien die meisten Flüchtlinge von der Krankheit noch nicht betroffen und meldeten sich bereitwillig bei den Behörden, da sie hofften, Schutz zu finden, wenn der Wahnsinn sie unfähig zu vernünftigem Handeln ma-

chen würde.

Hubschrauber über der Wolke, so hieß es weiter, berichteten, daß der Nebel am dichtesten über dem Fluß und vor allem im Hafengebiet unterhalb des Tower sei. Obwohl er sich weiter ausgebreitet habe, scheine er dünner zu sein als noch vor wenigen Stunden, besonders an seinen äußeren Rändern. Vom Hubschrauber aus könne man den Lichtschein vieler Großbrände in ganz London sehen.

Die Stimme informierte sie weiter, daß Flugzeuge aus dem ganzen Land, beladen mit Kalziumchlorid, unterwegs nach London seien, um die Stadt mit der Chemikalie zu überschütten, doch werde es noch Stunden dauern, bis die Operation eingeleitet werden könne.

Sie versprach, weitere Informationen durchzugeben, die ihnen nützen könnten, und wünschte ihnen Glück.

Mason schaltete aus und sagte zu Holman: »Es stimmt alles. Wir sind auf dem richtigen Kurs — das Zentrum muß irgendwo bei den Docks sein.«

Sie fuhren an der St. Paul's Cathedral vorüber und sahen viele Leute auf den Stufen vor dem Portal sitzen, alle mit ausdruckslosen Gesichtern und stumm.

»Schalten Sie die Tonübertragung wieder ein«, sagte Holman.

Mason tat es, aber auch jetzt hörten sie kein Geräusch von den versammelten Menschen.

»Erinnern mich an einen Vogelschwarm«, sagte Mason. »Ein lautes Geräusch, und sie flattern alle zusammen auf.«

Holman erinnerte sich der Tauben auf dem Trafalgar Square und erzählte Mason davon.

»Gott, wie schaurig!« sagte Mason. »Fahren Sie ein bißchen schneller.«

Holman beschleunigte das Tempo, soweit er es verantworten zu können glaubte, und das Bauwerk blieb hinter ihnen zurück.

»Es ist auffällig, daß die Leute sich zusammenscharen«, bemerkte Mason.

»Ja. Als ob sie mit dem Zusammenbruch ihrer Gehirnzellen ihre Individualität verlören und sich zusammendrängten, wie viele Pflanzenfresser es instinktiv zu ihrem besseren Schutz tun. Haben Sie bemerkt, wie sie sich an Bushaltestellen versammeln, einem natürlichen Versammlungsplatz? Zuerst dachte ich, daß sie sich in ihrem verwirrten Zustand anstellten, um auf ihren gewohnten Bus zu warten, aber jetzt wird mir klar, daß sie sich an Stellen zusammenfinden, wo Ansammlungen zu erwarten sind.«

»Sehen Sie den da!« Mason zeigte zum Sehschlitz hinaus auf eine Gestalt, die plötzlich vor ihnen aus dem Nebel aufgetaucht war. Der Mann war vollständig nackt und schwang einen langen, gekrümmten Säbel. Er ging gegen das Fahrzeug vor.

Holman wich ihm mit einem schnellen Manöver aus und konnte gerade noch vermeiden, den Mann zu überfahren. Mason wandte den Kopf, um ihn durch die rückwärtigen Fensterschlitze zu beobachten, aber er war wieder im Nebel verschwunden.

»Anscheinend behalten ein paar Leute selbst im totalen Wahnsinn einen Rest Individualität«, bemerkte er.

In der Innenstadt trafen sie weniger Menschen an, doch als sie ihre grauen Straßenschluchten wieder verließen, sahen sie sich einem aufsehererregenden Schauspiel gegenüber.

Die Straße vor ihnen war in ganzer Breite eine Masse von rosig weißen Körpern, ein Meer von zuckenden Körpern und Gliedmaßen. Bei genauerem Hinsehen erkannten sie, daß die Menge aus kleinen Gruppen bestand, die aber so dicht zusammengedrängt waren, daß sie eine feste Masse bildeten. Alle kopulierten mit Hingabe.

»Meine Fresse!« sagte Mason. »Seh sich einer das an! Eine

Straßenorgie!«

»Wahrscheinlich fing sie mit einem Paar an, und andere folgten einfach ihrem Beispiel.«

»Aber da sind einige darunter, die an die siebzig sein müssen.«

»Und andere scheinen noch Kinder zu sein.«

»Was tun wir?« fragte Mason und riß seinen Blick von dem Schauspiel los, um Holman anzusehen.

Holman lächelte dünn, befriedigt über die plötzliche Verblüffung seines Begleiters. Masons Ruhe während der ganzen Unternehmung hatte ihn schon lange gestört.

»Nun, wir folgen nicht ihrem Beispiel«, sagte er. »Natürlich fahren wir einen Umweg.«

Er wendete das Fahrzeug und fand eine schmale Seitenstraße. Als er davonfuhr, reckte Mason den Kopf, um das Schauspiel so lange wie möglich betrachten zu können und verfluchte den Nebel, der bald alles verhüllte.

»Unglaublich«, sagte er.

Holman fuhr weiter in eine breitere Straße, um wieder die ursprüngliche Richtung einzuschlagen. Sie waren auf dieser Straße kaum fünfzig Meter gefahren, als er auf die Bremse trat und das Fahrzeug mit einem Ruck anhielt.

»Was ist los?« fragte Mason, der seine Instrumente überprüft hatte, erschrocken.

»Da«, sagte Holman und zeigte nach vorn.

Mason spähte mit zusammengekniffenen Augen in den Nebel. Er hörte ihre Schreie, bevor er das Mädchen sehen konnte. Es sah nicht älter als achtzehn aus und stand mit dem Rücken an einer Haustür. Selbst aus der Distanz konnten sie sehen, daß ihre Augen schreckgeweitet waren, und ihre Schreie gellten aus den Lautsprechern ins Innere des Fahrzeugs.

Zwei stämmige Kerle rückten gegen das Mädchen vor, beide in zerlumpten Kleidern und grinsend. Ihre Gesichter

waren dunkel von Schmutz, was ihnen ein noch bedrohlicheres Aussehen verlieh. Am erschreckendsten aber war, daß beide ihre Hosen geöffnet hatten, während sie dem schreienden Mädchen Obszönitäten zuriefen und ihr klarmachten, was sie gleich mit ihr tun wollten. Sie stand an der Tür — ob sie auch den Verstand verloren hatte, war nicht zu erkennen —, schrie und wimmerte und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, wie um sich vor dem Anblick zu schützen.

»Großer Gott«, sagte Holman.

»Hören Sie, wir können nicht aussteigen. In diesem Anzug würde ich Ihnen keine Hilfe sein. Und Sie sind zu wertvoll, um Ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Und wenn wir jedesmal anhielten, wenn wir Leute in Bedrängnis sehen, werden wir nie zum Ziel kommen.«

»Seien Sie still«, sagte Holman, ohne die Stimme zu erheben. Er trat das Gaspedal durch, und das Fahrzeug beschleunigte mit einem Ruck. Holpernd überfuhr es die Bordsteinkante und jagte auf die beiden Männer zu, zwei Räder auf dem Gehsteig, zwei auf der Straße. Die beiden hatten noch Zeit, den Wagen kommen zu sehen, und ihre grinsenden Gesichter verzogen sich gerade erst in jäher Angst, als der Wagen sie traf. Einer geriet unter die Räder, der andere wurde durch die Luft geschleudert und gegen den erbarmungslosen Beton eines Gebäudes geschmettert. Ihre kurzen Schreie und der längere, schrillere Schrei des Mädchens hallten noch in Holmans Kopf nach, als sie schon verstummt waren. Er brachte das Fahrzeug kreischend so abrupt zum Stillstand, daß der verblüffte Mason vorwärts auf seine Instrumente geworfen wurde. Holman wandte sich um, spähte durch die rückwärtigen Sehschlitze und sah gerade noch, wie das Mädchen in den Nebel davonlief, die Hände in dem Bemühen, das Grauen fernzuhalten, noch immer vor dem Gesicht.

Der zermalmte Körper eines Mannes lag leblos auf dem Gehsteig, der andere am Fuß der Hauswand, gegen die er geschleudert worden war, den Hals verrenkt, so daß die offenen Augen dem Wagen, der ihm solch einen schrecklichen Tod zugefügt hatte, nachzustarren schienen.

Holman wandte sich wieder nach vorn, beugte sich über das Lenkrad und rieb sich die Augen, dann startete er erschöpft vor sich hin.

Mason richtete sich auf und legte Holman tröstend eine Hand auf die Schulter. Holman blickte auf, schaltete den Gang ein und fuhr wortlos weiter die Straße hinunter.

Allmählich wurden sie abgestumpft gegen neue Schreckensbilder und Zwischenfälle, gleich welcher Art. Der Anblick einer älteren Frau, die den quer über einem Kinderwagen hängenden Leichnam eines Mannes die Straße entlangschob, eine aus dem Kinderwagen rinnende Blutspur zurücklassend, regte sie kaum mehr auf. Drei Männer, die am Straßenrand saßen und aus einem Gefäß tranken, das wie ein Paraffinkanister aussah, und dem vorbeifahrenden Wagen mit schmutzigen Taschentüchern zuwinkten, beachtetten sie nicht. Für Holman war nur die Tatsache schrecklich, daß er gerade andere Menschen getötet hatte; es gab keine größere Schuld, als vorsätzlich anderen Menschen das Leben zu nehmen, ob sie verrückt waren oder nicht. Reue hatte noch nicht eingesetzt, aber der Ekel vor der Handlung. Weil er unter Zwang stand, solch eine Maßnahme zu ergreifen, war seine Entschlossenheit, Mittel und Wege zur Vernichtung des Krankheitserregers zu finden, stärker denn je. Für Mason war es die bloße Gewöhnung an die in rascher Folge sich ereignenden seltsamen und schrecklichen Geschehnisse, denn Gewöhnung ist der zuverlässigste Verbündete der Akzeptanz.

Die Szenen waren für sie nicht unwirklich, aber sie hatten sich in ihrem abgeschlossenen Fahrzeug von den Gescheh-

nissen in der Außenwelt distanziert, waren zu bloßen Beobachtern geworden, die sich durch eine eigenartige, wolkige Welt bewegten, wie Forscher in einem Tauchboot im Meer.

Von Zeit zu Zeit machte Mason dem Hauptquartier Meldung und beschrieb mit kalter Sachlichkeit die Szenen, die sich ihnen darboten: die Brände, die Verwüstungen, die Vernichtung von Menschenleben. Plötzlich bat er Holman, anzuhalten. Holman hatte keine Ahnung von ihrem genauen Standort, vermutete jedoch, daß sie inzwischen in der Nähe der Docks des Londoner Ostens waren. Er warf seinem Begleiter einen Seitenblick zu.

»Wir haben es verloren«, sagte Mason. Wieder überprüfte er seine Instrumente, schaltete dann das Funkgerät ein und gab in dringendem Ton eine Meldung durch.

»Wie können wir das Zentrum verloren haben?« fragte Holman.

»Wir werden von einem Hubschrauber geleitet, der über dem Nebel fliegt«, sagte Mason. »Er hat Sensoren an Bord, die das Zentrum der Mykoplasmen orten; die Information wird an das Hauptquartier durchgegeben, das uns die Richtungsangaben macht. Es muß so kompliziert sein, weil der Hubschrauber durch den Nebel nicht sehen kann, über welchem Gebiet er ist. Aber im Moment geschieht gar nichts; der Richtungsfinder macht keine Angaben.«

Eine Stimme kam aus den Lautsprechern und dröhnte in dem kleinen Innenraum: »Hallo, Kl, hier wieder Hauptquartier. Können Sie mich empfangen?« Mason bestätigte, und die metallische Stimme fuhr fort: »Ich fürchte, es gibt Schwierigkeiten. Charlie 2 sagt, sie haben das Zentrum verloren. Die Instrumente zeigen nichts an, und sie müssen den Bereich absuchen, bis sie es wiederfinden. Wir können nicht sagen, wie es geschehen ist, es sei denn, das verdammte Ding ist in den Fluß gefallen — Sie sind in der Nähe —, aber das ist kaum wahrscheinlich. Bitte warten Sie eine

Weile, bis Sie weitere Anweisungen erhalten. Wird nicht lange dauern, da bin ich ganz sicher. Ende.«

Mason lehnte sich in seinen Sitz zurück. »Meine Fresse«, sagte er. »Aber wir müssen nahe daran sein.«

»Meinen Sie, daß sie es wiederfinden werden?« fragte Holman.

»Wer weiß? Sie haben es schon einmal verloren.« Er blickte nervös umher in die nebelverhüllte Straße. »Ich muß sagen, es gefällt mir nicht sehr, so auf offener Straße zu stehen.«

»Mir auch nicht«, stimmte Holman zu. »Es ist zu gefährlich. Fahren wir an ein Gebäude heran, das wird uns wenigstens etwas Schutz geben.«

Er fuhr langsam weiter, zum Rand der breiten Straße und hielt Ausschau nach einem Gebäude, das ihnen einigen Schutz geben konnte.

In diesem Augenblick tauchte der Bus wie ein riesenhaftes rotes Ungeheuer aus dem Nebel auf. Seine Scheinwerfer erschienen einen Sekundenbruchteil vorher wie zwei glühende, suchende Augen. Die Frontseite war mit dunklerem Rot bespritzt, dem Blut der zahlreichen Opfer, die er im Verlauf seiner wilden Fahrt angefahren hatte. Er machte eine Seitenbewegung auf ihr Fahrzeug zu, und Holman, der die Absicht des Fahrers erriet, trat aufs Gaspedal, um der Kollision auszuweichen, aber er kam zu spät.

Der Bus traf ihr Fahrzeug seitlich am Heck, sie fühlten sich mit einem Ruck emporgehoben, als das Katastrophenfahrzeug in die Luft gestoßen und dann aufs Dach geworfen wurde. Die graue Welt wurde auf einmal schwarz.

Zum zweitenmal an diesem Morgen hatte Janet Halstead einen Schwindelanfall und mußte sich festhalten. Sie war zum Umfallen erschöpft. Der wenige Schlaf, den sie während der vergangenen Tage gefunden hatte, war unruhig und gestört gewesen, und die letzte Nachtruhe war von der

neuen, größeren Krise unterbrochen worden. Aber sie mußte weitermachen; ungezählte Menschenleben hingen von der Arbeit ab, die sie und ihre Kollegen zu bewältigen hatten. Professor Ryker und seine Arbeitsgruppe von Wissenschaftlern, Mikrobiologen und Virologen waren der Antwort nahe, und man fragte sich bereits, ob es wirklich notwendig gewesen sei, Holman noch einmal in den Nebel hinauszuschicken. Sie seufzte müde. War es nur ihre Sorge um den Mann selbst, welche diese Gedanken verursachte? Sie hatte ihn in einer mütterlichen Weise liebgewonnen, und es machte sie unglücklich zu sehen, daß er von den Mächtigen als eine Schachfigur, ein bloßes Instrument, gebraucht wurde.

Schließlich hatten sie den Fehler gemacht, die großen Herren, die sich hinter dem gesichtslosen Begriff der Regierung versteckten, und nun nutzten sie wieder einen völlig Unbeteiligten aus, der unter Einsatz seines Lebens helfen sollte, die Folgen zu bekämpfen.

Aber es war wohl notwendig. Es bestand die Möglichkeit einer wertvollen Zeitersparnis, seien es Stunden oder Tage, und deshalb war der Einsatz seines Lebens gerechtfertigt.

Sie versuchte, sich auf den Bericht vor ihr zu konzentrieren: Der letzte Patient, den sie behandelt hatten, reagierte auf Bluttransfusion und Strahlenbehandlung rasch und sehr zufriedenstellend. Glücklicherweise war die Behandlung frühzeitig erfolgt; bei anderen würde sie weniger Erfolg versprechen. Und dies war nur der Anfang, die ersten von Tausenden, vielleicht Hunderttausenden, die noch folgen sollten. Viele Staaten der Welt hielten sich bereit, Hilfe zu leisten, denn wenn solches Unheil in Großbritannien geschehen konnte, dann konnte es überall geschehen, auf jedem Kontinent, in jedem Land.

Und diese Hilfe, dachte Janet Halstead, aus welcher Quelle und aus welchen Gründen sie auch gewährt werden

mochte, würde in den nächsten Wochen bitter nötig sein.

Stan Reynolds, der Wachmann für das Hochhaus der Ölgesellschaft am Ufer der Themse, saß wieder im Ledersessel des Vorstandsvorsitzenden, hatte die Füße — diesmal mit den Stiefeln — auf den eichenen Konferenztisch gelegt, rauchte eine *Zigarre* und schlürfte vom Scotch einer teuren Marke.

»Ist er gut genug für den Vorsitzenden, so ist er auch gut für mich«, schmunzelte er und paffte an der *Zigarre*, während die Flammen aus dem Stockwerk unter ihm den Fußboden aufheizten.

Während der vergangenen Stunden hatte er viele Büros in dem riesigen Gebäude besucht und den Inhalt der Schreibtische und Ablageschränke auf den Boden geschüttet. Er haßte das Gebäude, weil es einen Lebensstil verkörperte, an dem er selbst nie teilgehabt hatte, noch jemals teilhaben würde. Von ihm erwartete man, daß er die Direktoren und ihre Büros bewachte und wenn nötig, unter Einsatz seines Lebens schützte, und wofür? Für ein lächerliches Gehalt und das Vorrecht, daß hochnäsige Direktoren und Vorstandsmitglieder ihm >Guten Morgen< oder >Guten Abend< sagten, wenn ihnen danach war. Deshalb hatte er ihre Akten und ihre >vertraulichen< und >streng vertraulichem< Papiere angezündet. Außerdem mochte er Brände; sie erinnerten ihn an den Krieg. Damals war er jemand gewesen; ein Sergeant im Heer, respektiert von Soldaten und eingebildeten jungen Offizieren in gleicher Weise. Und als er während der schwersten Bombenangriffe des Krieges auf Heimaturlaub in London gewesen war, waren seine Nachbarn zu *ihm* gekommen, um Rat und Hilfe zu suchen. Damals war er ein geachteter Mann gewesen.

Mittlerweile war die Flasche Scotch zur Hälfte geleert, und er tat einen langen, kräftigen Zug vom Rest. Als die schweren Türflügel zum Konferenzraum Feuer fingen,

stand er wankend auf.

»Meine Herren«, lallte er und blickte über den Tisch zu den beiden leeren Stuhlreihen, »ich möchte einen Toast vorschlagen.« Er stieg auf den schwarzen Ledersessel und von dort auf den Tisch. Seine Stiefel hinterließen auf der polierten Oberfläche häßliche Kratzer. Er hob die Flasche in die Höhe. »Scheiß auf den Vorsitzenden!« rief er und nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche, verschluckte sich beinahe, als er gackernd zu lachen begann.

Er blickte auf den Tisch unter seinen Füßen, sah die Kratzer im polierten Eichenholz und krümmte sich vor Lachen. Er stieß einen Absatz kraftvoll aufstampfend in das Holz und war erfreut über das Ergebnis. Er tat das gleiche mit dem anderen Absatz, dann stampfte er den ganzen Tisch entlang, blieb stehen und wandte sich um, seine Fährte zu betrachten. Er hob die Flasche an die Lippen und trank, dann schleuderte er sie gegen das Bild des früheren Vorsitzenden, das unweit von ihm an der Wand hing und trampelte mit einem letzten rauhen Triumphschrei den Tisch entlang und sprang über den Ledersessel in das große Fenster dahinter.

Er war längst über die Blüte seiner Jahre hinaus, und sein Sprung hatte nicht viel Schwungkraft, aber die Hälfte seines Körpers ging durch das splitternde Glas, und sein Gewicht kippte den Rest über die Kante hinaus. Er konnte den Erdboden nicht sehen, als er fiel; alles, was er sehen konnte, war eine weiche gelblichgraue Decke, bereit, ihn zu empfangen.

McLellan und seine Familie schliefen fest. Vor seinem Haus, in der normalerweise ruhigen Straße in Wimbledon, wo er wohnte, war der Teufel los. Seine Nachbarn und Nachbarinnen standen im Kampf mit Flaschen, Schürhaken und allem, was zur Hand war; sie stachen und kratzten einander nach den Augen, würgten, traten, schlugen und rissen ein-

ander die Kleider herunter. Niemand wußte warum, und niemand fragte nach dem Grund; sie waren rettungslos dem Wahnsinn verfallen.

McLellan konnte von Glück sagen, daß sie das Schild unbeachtet ließen, das er vor seine Tür gestellt hatte und das die Aufschrift trug: BITTE HELFEN SIE. HABE DER FAMILIE ÜBERDOSIS GEGEBEN, UM SCHADEN ABZUWENDEN. BITTE HELFEN SIE. Als er die Botschaft mit Kreide auf die Übungstafel seiner Kinder geschrieben hatte, war ihm klar gewesen, daß es eine geringe Chance war, aber er hatte keine andere Wahl gehabt. Es war besser für sie, im Schlaf zu sterben, als auf Gedeih oder Verderb einem schrecklichen und unberechenbaren Wahnsinn ausgeliefert zu sein.

Bislang waren sie ungestört geblieben, und ihre Nachbarn waren zu sehr darauf aus, einander umzubringen, als daß sie daran gedacht hätten einzubrechen und sie aus den Betten zu holen. Sie schliefen weiter.

Irma Bidmead, die alte Frau, die Katzen liebte und sie doch zur Vivisektion verkaufte, war bereits tot. Die Katzen, die sie gefüttert und beherbergt hatte, nagten noch an ihrem kalten Fleisch und den Resten ihrer zerfetzten Kleidung. Sie hatten zuerst nach ihren Augen gekrallt und gekratzt, dann, als sie geblendet und geschwächt gewesen war, hatten sie ihr die Kehle zerrissen und nach dem Erlöschen ihres schwächlichen Widerstands angefangen, sie zu fressen.

Inzwischen waren sie reichlich gesättigt und fraßen jetzt aus Gier und Futterneid, nicht aus Hunger, aber später würden sie hinauslaufen und jüngerer, zarteres Fleisch suchen. Es würde nicht schwierig zu finden sein.

Chefinspektor Wreford lachte über das Gekreisch und Geheule seiner Frau. Er hatte sie in den Kleiderschrank gesperrt und saß am Fußende des Bettes, versunken in die Be-

trachtung der Schranktüren, die sich ächzend vorwölbten, wenn seine Frau versuchte, sie von innen aufzudrücken. Ihre Stimme hatte einen eigentümlichen kratzenden Ton, denn früher am Morgen war er die Treppe von der Küche hinaufgestiegen, einen Kessel mit siedendem Wasser in der Hand. Er hatte sich über seine Frau gebeugt und ihr das Wasser in den aufwärts gewandten offenen Mund gegossen. Ihr Schnarchen hatte ihn immer angewidert. Dann, als sie schrie und immer weiter schrie, hatte er sie zusammen mit dem Bettzeug gepackt und in den Kleiderschrank gesperrt.

Bald würden ihre Anstrengungen nachlassen, und dann konnte er den Schrank öffnen. Sie würde den Scherz verstehen, wenn er ihn ihr erklärte, und wenn nicht, wenn sie anfang, an ihm herumzunörgeln, wie sie es in der Vergangenheit getan hatte, nun, dann wollte er ihr das Küchenmesser zeigen, das er auf dem Schoß hatte; in Scotland Yard hatte er viele Bilder von Opfern gesehen. Sie waren komisch, diese Bilder; unglaublich, was man einem menschlichen Gesicht antun konnte. Man konnte dem Mund zu einem immerwährenden Lächeln verhelfen, wenn man wollte. Er würde es ihr zeigen, wenn er sie herausließ — falls sie jammerte und schimpfte.

Er wartete geduldig und betrachtete lächelnd die Schranktüren.

Kriminalinspektor Barrow war gerade erst erwacht. Er stand in einem locker sitzenden Bademantel am Fenster und blickte hinaus in den Nebel. Plötzlich machte er kehrt und ging zum Schrank. Er nahm seinen besten Anzug heraus und legte ihn sorgsam auf das Bett. Dann öffnete er eine Schublade und nahm ein sauberes Hemd heraus, das er auf den Anzug legte. Er trat wieder an den Schrank, griff in das oberste Fach und holte einen breiten Karton heraus. Es war sein privates und gegen die Bestimmungen verstoßendes

>Schwarzes Museum< von Waffen, die in verschiedenen Mordfällen, an deren Aufklärung er beteiligt gewesen war, Verwendung gefunden hatten. Er betrachtete eine Weile den Inhalt und nahm einen Gegenstand heraus. Dann verschloß er den Karton mit dem Deckel und stellte ihn wieder an seinen Platz.

Darauf ging er ins Bad und drehte die Badewannenhähne auf. Während das Wasser einlief, rasierte er sich mit Sorgfalt.

Samson King hatte großen Spaß an seiner Busfahrt. Zwar wußte er nicht, wo er war, denn er hatte seine normale Route verlassen, aber das hatte nichts zu sagen. Er fühlte sich frei wie ein Vogel und tausendmal mächtiger. Er hatte alles niedergewalzt, was seinem roten Koloß in die Quere gekommen war. Passanten, Wagen — alles hatte er abgeräumt. Auch seine Fahrgäste hatten ihren Spaß daran gehabt; noch jetzt lachten sie fröhlich und zeigten aus den Fenstern und riefen zu den leeren Gesichtern hinaus, die ihnen nachstarrten. Es waren inzwischen mindestens fünfzig Leute in seinem Bus, denn er hatte zweimal an Haltestellen angehalten, um sie einsteigen zu lassen.

Samson kicherte, als er an die Bushaltestelle dachte, wo er nicht angehalten hatte. Statt dessen war er in die Warteschlange hineingefahren, angefeuert von seinen Fahrgästen, fasziniert vom Anblick der Körper, die wie Kegel bei einem Volltreffer auseinandergefliegen oder unter den Rädern verschwunden waren. Im Nebel konnte er nicht allzuweit sehen, und war in eine ganze Anzahl von Verkehrszeichen und Verkehrsinseln gebräust. Die meiste Zeit hatte er die Bordsteinkante als Leitlinie benutzt, aber von Zeit zu Zeit fuhr er auf die andere Straßenseite hinüber, und dabei blieb es nicht aus, daß er blind in einem Niemandsland fahren mußte. Das hatte ihm gefallen. Lustig war es auch gewesen, als er auf eine breite Kreuzung gekommen war und den

Bus hatte herumschleudern lassen, daß er fast umgekippt wäre.

Am vergnüglichsten aber war die Fahrt über die Tower Bridge gewesen. Eine hübsche Menge Leute war auf der Brücke gewesen, und er hatte den Bus in Schlangenlinie von einer Seite zur anderen gesteuert, daß sie alle wie verrückt vor ihm hergelaufen waren. Er hatte sie gejagt, bis ihnen nichts übriggeblieben war, als über die Brüstung zu klettern und in das schmutzige Wasser zu springen. Das war das Beste gewesen!

Und nun raste er die breite Straße entlang, ohne zu wissen, wohin er fuhr, und ohne sich darum zu scheren und trat das Gaspedal durch. Mit der Geschwindigkeit wuchs die Erregung in ihm. Daß die Sicht nicht klar war, bereitete ihm keine Sorgen, sowenig wie irgendwelche Hindernisse, die ihm in die Bahn gerieten.

Dann sah er das Fahrzeug. Es war ein eigenartig aussehendes Ding, grau von Farbe und mit seltsam aussehenden Gegenständen, die oben und an den Seiten vorragten. Er ignorierte jedoch das absonderliche Aussehen des Fahrzeugs, denn er hatte bereits den Entschluß gefaßt, es zu rammen. Es kreuzte schräg seine Fahrtrichtung und beschleunigte plötzlich, als hätte der Fahrer ihn ausgemacht und versuchte, sich zu retten.

Er trat das Gaspedal bis auf den Boden durch, und zwei Sekunden später war der Bus heran und erfaßte das Heck des fremden Fahrzeugs, hob es hoch und warf es seitwärts aus der Bahn, daß es mit den Rädern in der Luft liegenblieb. Samson verlor für einen Augenblick die Herrschaft über den Bus, versuchte aber nicht, sie zurückzugewinnen. Er mußte zu sehr lachen.

Der Bus raste über die Straße und bohrte sich in eine Ladenfront.

Holman schüttelte den Kopf, die Benommenheit zu vertreiben. Es machte sie nur noch schlimmer, also ließ er es sein.

Er blieb noch eine kleine Weile liegen und ließ seinem Körper Zeit, das Gefühl wiederzufinden, denn der Schock des Zusammenstoßes mußte überwunden werden. Als er vorsichtig die Augen öffnete, sah er sich zu seiner Überraschung im hellen Tageslicht, so grau es auch war. Er hörte eine fremde Stimme aus einiger Entfernung sprechen. So unwirklich sie klang, gelang es ihr doch, einen Eindruck von Dringlichkeit und Besorgnis zu vermitteln.

Holman hob ein wenig den Kopf und versuchte zu sehen, wo das Geräusch herkam und entdeckte zu seinem Erstaunen, daß er auf der Straße lag, und ein paar Schritte von ihm entfernt das Katastrophenfahrzeug auf dem Dach. Die Stimme kam aus dem offenen Einstieg zu seiner Fahrerkabine, und jetzt merkte er auch, daß es die Stimme aus dem Funkgerät war. Das Hauptquartier wollte wissen, was geschehen sei.

Er mußte aus dem Fahrzeug geschleudert worden sein, wußte aber noch nicht, ob es für ihn ein Glück gewesen war oder nicht. Offenbar hatte der Bus beim Zusammenstoß die Tür beschädigt, die dann aufgefliegen war, als das Fahrzeug sich überschlagen hatte. Er hatte nicht das Gefühl, daß etwas gebrochen war; sein Gesicht fühlte sich roh und schmerzhaft an, als wäre er darauf über die Straße geschlidert und beide Knie schmerzten höllisch, aber abgesehen davon schien er wohlauf zu sein. Er versuchte, sich aufzurappeln und fand, daß er es konnte, obwohl ihm ein wenig taumelig zumute war.

Mason! Wo war Mason? Holman kam nun rasch zur Besinnung, stützte sich mit einer Hand auf dem Straßenpflaster ab und wandte sich dem Fahrzeug zu. Mason mußte

noch drinnen sein. Gott, hoffentlich war er nicht zu schwer verletzt! Zitternd kam er auf die Beine und schwankte zum offenen Einstieg.

»Mason!« Er steckte den Kopf in das halbdunkle Innere. Es war leer.

Er wandte sich um, lehnte sich gegen das Fahrzeug. »Mason!« rief er, diesmal lauter. Dann sah er die graugekleidete Gestalt.

Mason stolperte vom umgestürzten Fahrzeug fort, vornübergebeugt, beide Hände wie in Schmerzen vor dem Gesicht. Er hielt auf den roten Bus zu, ob absichtlich oder weil er nichts sah, war nicht zu erkennen, und als er näherkam, stiegen mehrere Leute von der Heckplattform des Busses und starrten ihn schweigend an. Einer zeigte auf Mason und begann zu kichern.

»Mason, kommen Sie zurück!« rief Holman. Ohne den Helm war sein Begleiter dem Nebel ausgesetzt.

Aber Mason hörte ihn nicht. Als er die Leute erreichte, die noch immer aus dem Bus stiegen, fiel er auf die Knie. Mehrere von ihnen begannen jetzt zu lachen, zeigten auf ihn und riefen ihren Mitpassagieren zu, daß sie kommen und sich den lächerlich aussehenden Mann anschauen sollten. Der vordere Teil des Busses steckte tief in einem Laden, dessen Schaufenster er durchbrochen hatte, aber nun kam von dort eine Gestalt aus der Stätte der Verwüstung gewankt, seine Schritte knirschten durch das zersplitterte Glas, und er hielt sich mit einer Hand an der verbeulten Flanke des Busses aufrecht. Der Mann trug die Uniform eines Fahrers der Londoner Verkehrsbetriebe, und aus einer Kopfwunde rann Blut über sein dunkelbraunes Gesicht. Er grinste breit.

Holman tat unwillkürlich einen Schritt vorwärts, Mason zu warnen oder zu beschützen, aber er war noch wacklig auf den Beinen und fiel schmerzhaft auf die Knie. Wieder rief er Mason zu, eine Hand ausgestreckt, aber kein Mensch

schien ihn zu hören.

Der Fahrer stand jetzt vor Mason, der am Boden kauerte und leise stöhnend vor Schmerz mit dem Oberkörper vor und zurückschaukelte. Der Schwarze versetzte ihm einen Fußtritt, dann trat er zurück und brüllte vor Lachen, als die gekrümmte Gestalt auf die Seite fiel. Ein zweiter trat vor und versetzte dem Liegenden einen Fußtritt, um sich danach wieder zurückzuziehen. Die übrigen Zuschauer stimmten in das Gelächter ein. Auf einmal versammelten sie sich wie in stummer, allseitiger Übereinstimmung um den Unglücklichen und begannen, ihn mit Fußtritten zu traktieren.

»Hört auf, hört auf!« schrie Holman, aber die Leute, ganz auf ihr Tun konzentriert, nahmen keine Notiz von ihm. Zu seiner Verblüffung sah er Mason auf allen Vieren aus dem Gewirr der Beine hervorkriechen, durch den schweren Anzug vor der schlimmsten Wirkung der Fußtritte geschützt. Sein Blick fiel auf Holman, und er mußte ihn erkannt haben, aber als er den Mund auftat, um etwas zu rufen, wurden ihm die Beine weggezogen, sein entblößter Kopf schlug hörbar auf den Asphalt, und er blieb bewegungslos auf der Straße liegen. Das Gelächter der Menge nahm eine neue, hysterische Tonlage an, und sie sprangen wie die Wilden auf ihn und stampften ihn zu Tode.

Holman raffte sich mit einem Wutschrei auf und wankte auf sie zu. Seine Erbitterung pumpte ihm Adrenalin in den Körper und ließ seine Kräfte rasch wiederkehren. Ohne lange zu überlegen, sprang er in das Gewühl, riß mehrere Leute mit sich zu Boden und war sofort wieder auf den Beinen, um Faustschläge und Fußtritte auszuteilen. Sie wichen geduckt zurück, fürchteten den Zorn dieses berserkerhaften Mannes, fürchteten ihn, weil sie spürten, daß er nicht wie sie war.

Alle bis auf den Busfahrer. Er fürchtete niemanden. Er

brüllte auf, als er sah, daß Holman ihnen das Vergnügen verdarb und warf sich auf ihn. Holman ging unter dem Anprall zu Boden, und das Gewicht seines Angreifers preßte seinen Kopf hart auf die Straße. Sein zur Seite gewandtes Gesicht starrte in die Augen eines Toten.

Masons Gesicht war keinen halben Meter von ihm entfernt und blickte blind in seine Richtung, mit starren Zügen. Ein Blutgerinsel kam aus einem Mundwinkel, ein Hinweis, daß gebrochene Rippen seine Lunge durchstoßen hatten. Ob es durch den Unfall oder die grausamen Tritte der Irren geschehen war, sollte Holman niemals erfahren; er empfand nur Verzweiflung und den Wunsch, auf der Straße liegenzubleiben, bis man ihn in Ruhe ließ. Aber er wußte, daß sie erst von ihm ablassen würden, wenn er tot wäre. Die schwere Last wich plötzlich von seinem Körper, als der Schwarze aufstand, und ein Stiefeltritt warf Holman auf den Rücken. Zuerst sah er nichts als das Grau des Nebels, die gelblichen, wallenden Nebelschleier, aber dann konnte er grinsende, übel aussehende Köpfe erkennen, als die Menge sich um ihn versammelte und auf ihn herabsah, als wäre er ein Tier, das nun zum allgemeinen Spaß geschlachtet werden sollte. Sie erinnerten ihn an die Gesichter seiner Schulkameraden, als sie vor vielen Jahren einmal eine Wespe in einem Marmeladenglas gefangen und dieses durch ein kleines Loch im Deckel mit Wasser gefüllt hatten. Die erwartungsvollen Gesichter hatten in bössartiger Freude gelächelt, als die Wespe in dem durch das steigende Wasser immer mehr beengten Luftraum des Marmeladenglases gesummt und mit den winzigen Beinen gegen das glatte Glas gestoßen hatte, um Halt zu finden, doch alles vergeblich. Holman hatte sich seitdem immer wieder an die sadistische Freude in den Gesichtern erinnert, als der Wasserspiegel Zentimeter um Zentimeter höhergestiegen war und den Raum zwischen ihm und dem Deckel mehr und mehr eingeengt und

zugleich die verbleibende Lebenszeit der Wespe verkürzt hatte. Die grinsenden Irren erinnerten ihn wieder an den Vorfall, denn ihre Mienen waren nicht unähnlich denen der Schuljungen, und auch die Umstände waren nicht viel anders. Aber diesmal würde es keinen geben, der ihm das Leben rettete, wie er es für die Wespe getan hatte, indem er dazwischengegangen war und dem Rädelsführer das Marmeladenglas aus den Händen geschlagen hatte, so daß es am Boden zerschellt war und dem Insekt seine kleine Existenz zurückgegeben hatte. Sein Eingreifen mußte er damals mit einer Tracht Prügel bezahlen, aber schon wegen der verblüfften, enttäuschten Gesichter seiner Schulkameraden hatte sich der Einsatz gelohnt.

Ein Gesicht beugte sich näher und brachte sein fliehendes Bewußtsein zurück zur Gegenwart, und er sah, daß es das Gesicht des schwarzen Mannes war. Der Busfahrer streckte die Hand aus und packte ihn beim Haar, zog seinen Kopf hoch und vorwärts, und die großen braunen Augen schauten in die seinen. Holman erkannte den glasigen Blick des Irren, sah aber auch die grausame Heiterkeit in den Augen. Er entsann sich des Revolvers.

Vorsichtig griff er unter die Jacke zum Schulterhalfter, befreite die Waffe aus ihrer Sicherungsschlinge, zog sie heraus und entsicherte sie gleichzeitig, setzte den kurzen Lauf unter das Kinn des Mannes und drückte ab.

Der Kopf des Busfahrers explodierte und bespritzte die umstehenden Leute mit Blut und Gehirnmasse und Knochenstücken, die wie Schrapnelle in die Luft flogen. Die Wucht des Geschosses ließ den Körper zurücktorkeln, aber der Griff in seine Haare festigte sich noch, so daß einige davon mit der Wurzel ausgerissen wurden. Er sprang auf, hielt die Waffe vor sich, bereit, jeden Angreifer niederzuschießen, aber die Menge war zu verdutzt, um ihn anzugreifen. Die Leute standen da und starrten auf den zuckenden

Körper am Boden, und ihre verwirrten Hirne waren unfähig zu verstehen, was geschehen war.

Holman begann sich langsam zurückzuziehen, ohne den Blick von den Gesichtern abzuwenden, wartete auf das erste Zeichen erneuerter Feindseligkeit. Einige wischten sich Blut aus den Gesichtern und besahen erstaunt ihre Hände. Er sah eine Frau mittleren Allers, die früher beim Anblick von Blut wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen wäre; jetzt leckte sie die roten Flecken von den Fingern einer Hand und wiederholte darauf das gleiche mit der anderen. Ihr Blick ging in die Runde der Schicksalsgenossen, dann zu den Toten am Boden, dann sah sie den vorsichtig zurückweichenden Holman, und ein tierisches Knurren brach von ihren Lippen.

Holman wandte sich um und floh. Fort von dem Bus, fort von der Menge und den Toten, fort von dem umgestürzten Fahrzeug. Hinein in den rettenden Nebel.

Er hörte einen Ruf hinter sich und wußte, daß sie ihm folgten. Seine Knie schmerzten, und als Folge des Zusammenstoßes fühlte er sich noch immer schwindlig, aber er gab der Schwäche nicht nach, denn wenn er nicht weiterlief, würde er wieder töten müssen. Und dann würden sie ihn umbringen.

Aus dem Nichts tauchte ein Wagen vor ihm auf, Bremsen kreischten, und er fiel vornüber auf die Kühlerhaube. Zum Glück war er nicht sehr schnell gefahren. Es war ein alter Ford Anglia, rostig, aber offensichtlich noch einigermaßen fahrtüchtig. Holman wälzte sich von der Kühlerhaube und rannte herum zur Tür der Fahrerseite. Er riß sie auf und war im Begriff, den Insassen herauszuzerren, als der erschrockene Mann sagte: »Bitte lassen Sie mich. Ich muß fort von diesen Verrückten!«

Holman zögerte, dann bückte er sich, um den Mann am Lenkrad genauer anzusehen. Er schien Anfang Vierzig zu

sein, verhältnismäßig gut gekleidet, vor allem aber schienen seine Augen, wenngleich erschreckt und verängstigt, nicht den glasigen Ausdruck zu haben, den er als ein sicheres Symptom der Krankheit zu beachten gelernt hatte. Er blickte mit bittendem Ausdruck zu Holman auf und sagte wieder: »Bitte lassen Sie mich fahren.«

»Rutschen Sie hinüber!« befahl Holman, drängte sich hinter das Lenkrad und schob den zitternden Mann mit seinem Gewicht auf den Beifahrersitz. Er gab Gas und legte den ersten Gang ein, zog die Tür zu, als der Wagen vorwärtsschoß. Es war buchstäblich die letzte Möglichkeit gewesen zu entkommen, denn schon griffen ausgestreckte Hände nach den Fenstern, wurden aber vom anfahrenden Wagen beiseitegestoßen. Eine Gestalt rannte vor den Wagen und wurde wie ein Kreisel herumgerissen und auf die Straße geschleudert. Holman wich einer weiteren Gestalt aus, und der Wagen geriet ins Schleudern, als er sich plötzlich dem umgestürzten Katastrophenfahrzeug gegenüber sah. Der Anglia beschrieb eine kreisende Kehrtwendung, überfuhr die Bordsteinkante und raste fünfzig Meter auf dem breiten Trottoir entlang, das er erst wieder mit einem Bums verließ, als Holman sah, daß er weiter vorn nicht durch die Lücke zwischen einer Verkehrsampel und der benachbarten Wand kommen würde. Als er ausreichende Distanz zwischen sich und die Menge der Verfolger gebracht hatte, verlangsamte er das Tempo, da er befürchtete, im Nebel mit einem anderen Fahrzeug zusammenzustoßen. Jetzt erst merkte er, daß er den Revolver noch in einer Hand hielt, und daß der Mann, den er grob auf den Beifahrersitz gestoßen hatte, ängstlich auf die Waffe starrte. Er steckte sie ins Schulterhalfter zurück und hörte den Mann erleichtert seufzen.

»Sie sind nicht wie alle anderen, nicht wahr?« fragte der Mann.

Holman wandte den Blick von der Straße und sah ihn an. Der andere hatte sich von ihm zurückgezogen, soweit er konnte: Den Rücken an der Tür, eine Hand auf dem Armaturenbrett, die andere an seiner Sitzlehne. Er sah bleich und verschreckt aus.

»Wie alle anderen?« fragte Holman.

»Sie wissen schon, verrückt. Alle sind verrückt geworden. Es ist der Nebel. Bitte sagen Sie mir, daß Sie es nicht sind, daß Sie in Ordnung sind. Wie ich.«

War es möglich? Holman warf dem Mann einen weiteren schnellen Seitenblick zu; war es möglich, daß die Krankheit ihn nicht angegriffen hatte? Er wirkte verhältnismäßig normal. Ängstlich, gewiß, aber angesichts der Umstände machte er einen vernünftigen Eindruck.

»Ich bin geistig gesund«, sagte Holman, fragte sich aber, ob das noch zutraf. Konnte jemand, nach allem was er durchgemacht hatte, geistig gesund bleiben?

Der Mann lächelte. »Gott sei dafür gedankt«, sagte er. »Ich habe einen Alptraum durchlebt. Ich dachte, ich sei der einzige, der übriggeblieben ist. Sie können sich nicht vorstellen, was ich durchgemacht habe.« Er rieb sich die Augen, die vom Selbstmitleid naß wurden. »Meine — meine Frau versuchte, mich umzubringen. Wir waren beim Frühstück; wir merkten nicht, daß es der Nebel war und was es bedeutete. Ich weiß nicht warum, wir brachten ihn einfach nicht mit dem Nebel, von dem wir gehört hatten, in Zusammenhang - dem Bournemouth-Nebel. Dann blickte ich auf, und sie saß einfach so da und starrte mich an, eine Art Lächeln in den Zügen. Ich fragte sie, worüber sie lächle, und sie antwortete nicht. Lächelte nur noch mehr. Ihre Augen — ihre Augen waren irgendwie anders. Groß, aber ohne wirklich zu sehen.« Er unterdrückte ein Schluchzen. »Es war entsetzlich«, sagte er gebrochen. Nachdem er tief Atem geholt hatte, fuhr er fort: »Sie stand vom Tisch auf und ging um ihn herum, bis

sie hinter mir war. Ich wußte nicht, daß sie das Brotmesser an sich genommen hatte. Ich drehte mich um, sie zu fragen, was los sei und sah sie mit dem Messer zustoßen. Ich — ich hatte noch Glück: weil ich instinktiv auswich, streifte es nur meine Schulter und traf dann die Stuhllehne, wobei die Klinge zerbrach. Dann wurde mir erst klar, was geschehen war. Der Nebel war *der* Nebel! Ich sprang auf, und wir rangen miteinander. Ich wollte sie nicht verletzen, aber, Gott, sie war so kräftig. Sie ist nur eine winzige Person, meine Frau, wissen Sie, aber auf einmal war sie so stark. Sie stieß mich über den Tisch zurück und wir rangen dort, zwischen dem Frühstücksgeschirr, bis wir auf den Boden rollten. Sie schlug sich dabei den Kopf an und wurde ohnmächtig. Ich wußte nicht, was ich tun sollte.« Er begann zu zittern und mußte wieder eine Pause machen, bis er sich beruhigt hatte.

»Nur ruhig!« sagte Holman beschwichtigend. Der Mann tat ihm leid. Wie viele andere hatten an diesem Morgen Gleiches oder Ähnliches erlebt? Wie viele Menschen, die einander liebten, hatten sich in Geistesverwirrung gegeneinander gewandt und versucht, die Menschen, die ihnen am meisten bedeuteten zu verstümmeln und zu töten? Wie viele hatten sich bisher selbst umgebracht? Hatte dieser Mann Glück, weil die Krankheit ihn nicht erfaßt hatte, oder war er unglücklich, weil er Zeuge hatte sein müssen, was aus seiner Frau geworden war? Es mußte eine furchtbare Erfahrung für ihn gewesen sein, sie als Wahnsinnige vor sich zu sehen, sein eigenes Leben gegen sie verteidigen zu müssen. Er konnte es weiß Gott nachempfinden. »Sprechen Sie nicht mehr davon«, sagte er. »Ich werde versuchen, Sie an einen sicheren Ort zu bringen.«

Der Mann blickte Holman an und schüttelte den Kopf; er schien sich wieder gefangen zu haben. »Nein, ich möchte darüber sprechen. Sie sind der einzige normale Mensch, den ich getroffen habe. Ich bat andere um Hilfe, aber sie

sind alle gleich; sie sind verrückt. Warum nicht wir, warum hat es uns nicht erwischt?«

Holman zögerte. Sollte er ihm sagen, daß die Krankheit wahrscheinlich auch ihn ereilen und seine Gehirnzellen zerstören würde, und daß auch er den Verstand verlieren würde, nur etwas später als die anderen? Daß die Inkubationszeit von Person zu Person verschieden war und die Mykoplasmen sich in manchen rascher vernehmen konnten als in anderen? Vielleicht konnte er ihn noch so rechtzeitig zum Hauptquartier bringen, daß Janet Halstead ihn therapierte? Er war nur einer, ein Menschenleben, aber wenigstens wäre es eine positive Tat inmitten all dieses Gemetzels. Die Mission war ohnedies gescheitert; auf sich selbst gestellt, konnte er nichts tun. Vielleicht konnte er mit dem anderen Fahrzeug zurückkehren, sobald sie das Zentrum des Nebels wieder ausfindig gemacht hätten, aber einstweilen mußte er versuchen, dieses eine Leben zu retten.

Glücklicherweise brauchte er die Fragen des Mannes nicht zu beantworten, denn der andere erzählte wieder, durchlebte noch einmal die Schrecken dieses Morgens. »Ich fesselte sie. Was hätte ich sonst tun sollen, ich fürchtete ihre Unberechenbarkeit, fürchtete meine eigene Frau. Als ich dabei war, erwachte sie aus ihrer Betäubung. Sie zappelte nicht, wehrte sich nicht, sagte zuerst auch nichts — starrte mich bloß mit diesen Augen an. Diesen furchtbaren Augen. Ich hatte Angst, hineinzusehen, sie waren so — so haßerfüllt!« Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, als wollte er die Erinnerung löschen. »Und dann tat sie auf einmal den Mund auf und redete. Solche Unflätigkeiten! Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte bis dahin nie gehört, daß sie geflucht oder schmutzige Reden geführt hätte, aber nun diese Obszönitäten, die sie von sich gab! Ich konnte nicht glauben, daß solche Gedanken in einem Menschen existierten, schon gar nicht in ihr! Sie war immer so gut, so freund-

lich. Ich konnte es nicht ertragen; ich hielt es nicht aus, sie anzuhören, ich hielt es nicht aus, ihr in die Augen zu sehen! Gott ich wußte nicht, was ich tun sollte!

Mir wurde nur klar, daß ich weg mußte, hinaus aus London, und das war nur mit dem Wagen möglich. Zwar hatte ich keine Ahnung, wie es auf den Straßen aussehen würde, aber dableiben konnte ich nicht. Die Fahrt war fürchterlich.

Ich konnte im Nebel nur langsam fahren, wenn ich keinen Unfall riskieren wollte, und die Leute, die ich unterwegs sah... allesamt Irre. Manche standen bloß teilnahmslos herum, andere krochen durch die Rinnsteine. Ich sah welche in brennenden Fahrzeugen sitzen und andere auf der Straße kopulieren. Ein Mann, den ich beobachtete, erstach sich gerade selbst; er stand in einem Hauseingang und rannte sich ein Messer in den Leib. Ich danke Gott, daß ich Ihnen begegnet bin. Ich glaube, ich wäre sonst verrückt geworden. Ich hatte mich verfahren, müssen Sie wissen. Ich wußte nicht mehr, wo ich war, und alles schien nur schlimmer und schlimmer zu werden.«

»Haben Sie sich vergewissert, daß Ihre Frau sicher verwahrt ist, bevor Sie sie verließen?« fragte Holman, ohne den wachsamen Blick von der Straße zu wenden; wenn er zum unterirdischen Hauptquartier zurückfahren wollte, mußte er bald abbiegen. »Haben Sie Vorkehrungen getroffen, daß sie sich nicht verletzen kann?«

»Oh, ich habe sie nicht verlassen«, antwortete der Mann. »Ich hätte Louise nicht sich selbst überlassen können. Ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie dort hätte allein zurücklassen können, auf Gedeih oder Verderb irgendwelchen Einbrechern ausgeliefert. Aber es waren ihre Augen, verstehen Sie, und was sie sagte — ich konnte es nicht aushallen. Ich mußte sie daran hindern, mich so anzustarren und diese gräßlichen Reden zu führen. Und ich konnte sie nicht verlassen, also nahm ich sie mit; sie ist im Fond. Ich brachte sie

dazu, die widerwärtigen Reden einzustellen und mich nicht so anzustarren, trug sie hinaus und legte sie auf den Rücksitz. Da ist sie, meine Louise, hinter Ihnen.«

Holman blickte rasch über die Schulter und erstarnte. Der Wagen fuhr führungslos weiter und beschleunigte noch, da sein Fuß unwillkürlich das Gaspedal niedertrat.

Auf dem Rücksitz saß zusammengesackt die gefesselte Gestalt einer Frau, als eine solche nur durch ihre Kleider kenntlich, denn der Körper endete in einem blutigen Stumpf am Hals. Sie war enthauptet worden.

»Ich konnte sie nicht zurücklassen, verstehen Sie«, fuhr der Mann fort, »und ich konnte nicht ertragen, was sie sagte und wie sie mich ansah, also nahm ich eine Säge. Es war eine schmutzige Arbeit, muß ich sagen. Die Küche war in einem schrecklichen Zustand, und ich mußte mich umziehen. Und wissen Sie, sie redete weiter, noch während ich es tat, aber schließlich mußte sie aufhören.« Seine Stimme wurde traurig. »Aber ich konnte ihre Augen nicht daran hindern, mich in dieser Art und Weise anzustarren, selbst als der Kopf endlich abging. Sie starrte mich weiter mit diesem irren Ausdruck an. Sie tut es noch immer, sehen Sie selbst.«

Er griff hinter sich, halb auf seinem Sitz kniend, und streckte den Arm nach etwas aus, was vor dem Rücksitz am Boden lag. Er zog es hervor und sah Holman treuherzig an. »Schauen Sie«, sagte er.

Er hob den blutigen Kopf am Haar hoch und streckte ihn Holman hin. Er hatte recht — die Augen starrten noch immer.

Holman schrie vor Entsetzen auf und prallte zurück. Alle Haare seines Körpers stellten sich auf, ein Würgen schnürte ihm die Kehle zu. Er schlug den abgetrennten Kopf beiseite, und die heftige Bewegung bewirkte, daß der Wagen ins Schleudern geriet und wild über die Straße kurvte. Sein Be-

mühen, ihn wieder unter Kontrolle zu bringen, schenkte ihm nach dem Schock, der ihn gerade getroffen hatte, eine kurze Erholungspause.

Der Mann neben ihm war erstaunt und empört, daß Holman den Kopf seiner Frau zur Seite geschlagen hatte. »Tun Sie das meiner Frau nicht an, Sie herzloser Mensch!« rief er aus und legte den Kopf behutsam in seinen Schoß. Dann griff er wieder hinter sich, sorgsam darauf bedacht, den Kopf zwischen seinen Beinen nicht davonrollen zu lassen und diesmal brachte seine Hand eine blutige Fuchschwanzsäge zum Vorschein. »Ich bringe Sie um!« geiferte er. »Sie sind genau wie alle anderen!«

Er versuchte, die scharfgezähnte Klinge Holman in den Nacken zu schlagen, doch fuhr der Wagen im selben Augenblick auf die Bordsteinkante des erhöhten Mittelstreifens der vierbahnigen Straße und warf ihn zurück gegen die Tür auf seiner Seite. Die Säge fiel herunter. Noch während er versuchte, den Schleuderbewegungen des Wagens gegenzusteuern, schlug Holman mit der Faust blindlings nach dem anderen und traf dessen Kinnlade. Sein Fuß trat auf das Bremspedal, daß die Reifen kreischten. Er glaubte schon, der Wagen müsse auf der anderen Straßenseite in eine Häuserfront krachen, aber zu seiner Überraschung und Erleichterung fand er die Bahn frei, denn direkt vor ihm mündete eine Seitenstraße ein. Sie führte mit mäßigem Gefälle abwärts, und der Wagen kam endlich quer zur Fahrtrichtung zum Stehen. Der plötzliche Stoß warf den Mann vorwärts gegen die Windschutzscheibe, und ehe er zur Besinnung kommen konnte, hatte Holman an seinem Rücken vorbeigegriffen und die Tür aufgestoßen. Mit derselben Bewegung stieß er den Mann aus dem Wagen und auf die Straße, half mit dem Fuß nach, um die Beine des Mannes hinauszubringen. Die leichte Schräglage des Wagens auf der Gefällstrecke erleichterte seine Bemühungen, und im Nu lag

der Mann draußen. Holman sah den Kopf der Frau mit seinen scheußlich stieren Augen langsam die Gefällstrecke hinunterrollen.

Ohne sich Zeit zu nehmen, die Tür wieder zuzuziehen, startete er den abgewürgten Motor, zog den Wagen herum und fuhr die Gefällstrecke abwärts, knapp an dem Kopf vorbei, der mitten auf der Fahrbahn zum Stillstand gekommen war. Er korrigierte die Fahrtrichtung, und mit der Beschleunigung des Wagens schwang die Tür auf der anderen Seite von selbst zu. Er wollte nicht anhalten; er wollte nicht denken. Er wollte nur auf und davon.

Ein schwarzes Loch gähnte vor ihm, und auf einmal sah er sich von Dunkelheit umgeben. Wieder trat er auf die Bremse, und der Wagen hielt quietschend. In Panik blickte er umher, konnte aber vorn und zu beiden Seiten nur Schwärze sehen. Er erinnerte sich des enthaupteten Leichnams im Auto und wandte sich halb zurück, wie um sich zu vergewissern, daß er noch immer leblos dalag. Graues Licht drang von einem hohen und breiten Bogen ungefähr dreißig Schritte hinter ihm herein, und er sah, daß der Leichnam in den Fußraum hinter den Vordersitzen gerutscht war. Er blickte wieder in das graue Licht und verstand allmählich, was geschehen war. Er war in einen Tunnel gefahren! Er hätte es gleich merken müssen, aber wegen der Umstände schien ihm alles, was geschehen war, unwirklich und abnorm.

Ein Tunnel! Und auf einmal wußte er auch, welcher Tunnel.

»Der Blackwall-Tunnel«, sagte er laut. Er mußte es sein; sie waren in diese Richtung stadteinwärts gefahren, durch Aldgate die Commercial Road in Richtung Poplar. Die Straße, die er gerade heruntergefahren war, mußte die Rampe sein, die von der Hauptstraße in den Tunnel führte. Dieser erstreckte sich unter der Themse zum Süden Londons und

ersparte den Autofahrern, die andernfalls entfernte Brücken benutzen müßten, kilometerweite Umwege auf verstopften Straßen. Es waren tatsächlich zwei Tunnels, die parallel zueinander verliefen, aber vollständig getrennt waren; der alte, um 1890 erbaut, und der neue, um 1968 vollendet, einer für den nach Norden gerichteten Verkehr, der andere für die Gegenrichtung. Holman war im alten Tunnel, der für die Fahrt nach Norden gedacht war. Er brauchte nur weiterzufahren, um nach Westminster zu gelangen, und von dort konnte er dem Flußufer folgen. Eine Minute lang überlegte er, ob er zu seiner Wohnung fahren, Casey mitnehmen und sich aus London davonmachen sollte, doch ließ er den Gedanken schließlich fallen, weil er wußte, daß er in Wirklichkeit keine Wahl hatte.

Ehe er aber zum Hauptquartier zurückfuhr, mußte er sich der grotesken Gestalt am Wagenboden entledigen. Er öffnete die Tür und stieg aus, klappte die Sitzlehne auf der Fahrerseite vor, um den Leichnam zu erreichen. Er hätte die Scheinwerfer einschalten können, um mehr Licht zu bekommen; der trübe Schein von der Tunnelöffnung schien ihm jedoch für seinen Zweck ausreichend. Er tastete umher, bis er die gebundenen Knöchel fand und zog an dem Körper, der überraschend leicht war und sich ohne stärkeren Widerstand herausziehen ließ. Er vermied es, etwas anderes als die Knöchel der Frau zu berühren; die Vorstellung, mit ihren kopflosen Schultern in Berührung zu kommen, verursachte ihm Übelkeit. Er schleifte den Körper zur Seite des Tunnels, dann richtete er sich auf und rieb die Hände an seiner Jacke, ab, um das Gefühl von ihrem erkalteten Fleisch loszuwerden. Er schaute tiefer in den Tunnel hinein, stutzte und blinzelte mit den Augen.

War es Einbildung, oder gab es dort unten eine Helligkeit? Der Tunnel war vernebelt, aber sehr viel weniger als über der Erdoberfläche, so daß seine Sicht nicht ernstlich be-

hindert war, und seine Augen hatten sich mittlerweile der Dunkelheit angepaßt. Er war überzeugt, daß es weiter vorn, hinter einer Krümmung des Tunnels, eine Lichtquelle geben müsse, doch konnte es nicht das Tageslicht sein, denn die Tunnelausfahrt war mindestens fünfhundert Meter entfernt auf der anderen Seite des Flußes, und die Krümmung des Tunnels verhinderte ein tieferes Eindringen von Tageslicht in die Röhre. Die einzige Möglichkeit war, daß es dort ein anderes Fahrzeug mit eingeschalteten Scheinwerfern gab. Bevor er weiterfuhr, würde er der Sache nachgehen müssen; er hatte keine Lust, neuerlich in Bedrängnis zu geraten. Wachsam und still begann er, durch den Tunnel auf die unheimliche Lichterscheinung zuzugehen.

Mit seiner Annäherung nahm ihre Helligkeit zu und erwies sich als ein seltsames gelbliches Licht, dessen Beschaffenheit ihn an das Licht erinnerte, das er schon einmal gesehen hatte, in der Kathedrale von Winchester. Das vertraute Grauen kroch wieder durch seine Adern; er glaubte zu wissen, was es mit dieser Lichtquelle auf sich hatte. Das Herz pochte ihm beinahe schmerzhaft in der Brust, als er sich der Biegung näherte, und er mußte kurze, flache Atemzüge tun, um den bitter stechenden Geruch zu ertragen, der zusehends stärker wurde. Er hielt sich nahe an der Wand, deren rauhe Oberfläche er bei jedem Schritt mit einer Hand berührte. Und dann hatte er die Biegung hinter sich gelassen, so daß er ganz hineinsehen konnte.

Sie war nicht scharf, und es war unnötig, tiefer in den Tunnel einzudringen, um zu sehen, was weiter vorn lag. Der gesamte Tunnel war von dem Lichtschein erfüllt, dem sonderbaren Leuchten, das dem mutierten Mykoplasma eigentümlich war. Er hatte das Zentrum gefunden! Nun war ihm klar, warum die Instrumente des Hubschraubers es nicht mehr aufgezeichnet hatten: Es war unter die Erde gegangen, hatte sich in ein Loch verzogen, als ob es sich des

Loches erinnerte, in welchem es viele Jahre vergraben gewesen war. Konnte das möglich sein? Hatte es tatsächlich Obdach gesucht, wie ein Tier, das einen Schlupfwinkel sucht? Nein, die Vorstellung war lächerlich. Und doch ließ sich nicht leugnen, daß er das Mykoplasma im Inneren der Kathedrale gefunden hatte, und daß sie es schon einmal verloren hatten. Konnte es wirklich rein zufällig in diese Röhren gezogen sein?

Mehrere Minuten lang blickte er in das hypnotische Licht, an die Tunnelwand gelehnt, und wurde sich seines Widerstrebens bewußt, weiter darauf zuzugehen, obwohl es ihn anzuziehen schien. Ein kleiner Teil seines Wesens drängte ihn, seinen Körper in den Lichtschein einzuhüllen, aber das Wissen, einem hypnotischen Einfluß ausgesetzt zu sein, ließ ihn zurückweichen. Er fühlte deutlich, daß es mit seiner Immunität vorbei sein würde, wenn er in die stärkste Konzentration der Mykoplasmen eindränge.

Sobald er das Leuchten nicht mehr sah, hatte es seine magnetische Anziehungskraft verloren und gleich darauf war er nicht mehr sicher, ob er sich das Ganze vielleicht nur eingebildet hatte. Er eilte zurück zum Wagen, während ihm neue Gedanken durch den Kopf schossen, und als er das Fahrzeug erreichte, hatte er eine Idee.

Er sprang in den Anglia, ließ den Motor an und fuhr, ohne die Scheinwerfer einzuschalten, rückwärts zum Eingang hinauf. Über die Schulter durch das Heckfenster blickend, sah er eine schemenhafte Gestalt im wolkigen Tunnaleingang, und als er näherkam, erkannte er den Mann, den er aus dem Wagen geworfen hatte. Er hielt den Kopf seiner toten Frau mit beiden Armen umfangen.

Holman kauerte im finsternen Inneren des Ladens, ungesehen von den Gruppen gefährlicher Irrer, welche die Straßen durchstreiften, aber in einer Position, die ihm erlaubte, das umgeworfene Katastrophenfahrzeug in der Mitte der Straße zu beobachten. Der Nebel hatte sich sehr gelichtet, doch trieben noch immer dichtere Schwaden durch die Straßen, und sogar die Luft schien die gelbliche Färbung angenommen zu haben. Holman war mit äußerster Vorsicht zurückgefahren, denn alles hing jetzt davon ab, daß er das Funkgerät erreichte. Er benötigte Hilfe vom Hauptquartier, wenn er sein Vorhaben ausführen sollte. Und bestimmte Materialien.

Er war langsam gefahren, und jedesmal, wenn er auf eine bedrohlich wirkende Menge oder einzelne Angreifer gestoßen war, hatte er beschleunigt, bis ihn eine sichere Distanz von ihnen trennte. Zweimal mußte er auf den Bürgersteig fahren, um wildgewordenen Autofahrern auszuweichen, und einmal hatte er vorsätzlich einen Hund überfahren, der Leute angegriffen hatte, aber dies war das einzige Mal gewesen, daß er sich eine Einmischung in die chaotischen Vorgänge erlaubt hatte, und auch das nur, weil der Hund ihm vor den Wagen geraten war. Inzwischen hatte er eine innerliche Distanz zu den alptraumhaften Ereignissen gefunden und war ein bloßer Beobachter geworden. Er wußte, daß es der Selbsterhaltungstrieb seines Nervensystems war: Er hatte immer diese Fähigkeit (oder vielleicht das Unglück) gehabt, seine Gefühle zurückzudrängen und sich in kalte Absonderung zurückzuziehen, wann immer die äußeren Umstände unerträglich wurden. Er konnte sich entweder in Aktivität flüchten oder in absolute Teilnahmslosigkeit zurückziehen; es war nicht Hartherzigkeit, denn nach der Gefahr überfluteten ihn unweigerlich die zurückgedrängten Emotionen. Es war eine natürliche Überlebensfähigkeit.

Er empfand kein starkes Mitgefühl für die Menschen dort draußen; seine Empfindungen waren mehr der Furcht verwandt. Es war seltsam, daß Wahnsinn, der schließlich nur eine Krankheit des Geistes war, dem >normalen Menschen< so abstoßend erschien. Lag es an der Furcht vor andersartigem Verhalten? War es eine gesunde Reaktion eines starken Naturinstinkts, der bestrebt sein mußte, abartiges Verhalten durch Ausschließung seines Trägers aus der Gruppe an Verbreitung und Vererbung der Geisteskrankheit zu hindern? Sogar bei Casey hatte er, als die Tobende angeschnallt liegen mußte, die instinktive Abneigung gespürt, den Drang, ihr den Rücken zu kehren und sie aus seinen Gedanken auszuschließen, und sie mußte ähnlich empfunden haben, als er Opfer der Geisteskrankheit gewesen war. Dieser Urinstinkt mußte es sein, was Wahnsinn für die Angehörigen und Freunde der Opfer so grausam machte: die Furcht und Abneigung gegen die Person, die sie geliebt hatten. Und jetzt wimmelte die ganze Stadt von Verrückten.

Gleichwohl war er nicht völlig unbeteiligt. Er empfand immer wieder Mitleid, vor allem, wenn er die Kinder sah, darunter Kleinkinder von zwei oder drei Jahren, die ziellos durch die Straßen gingen, viele mutterseelenallein, noch in Schlafanzügen und Nachthemden, und mit dem verlorenen, betäubten Ausdruck in ihren kleinen Gesichtern. Dieser Anblick konnte ihn nicht kalt lassen. Er wollte ihnen helfen, sie einsammeln und in Sicherheit bringen, vor Schaden bewahren, bis Hilfe käme, aber es lag auf der Hand, daß ihnen mit der Ausführung seines Planes am besten geholfen wäre.

Die Idee war einfach: das mutierte Mykoplasma war viele Jahre unter der Erde eingesperrt gewesen, unter Tonnen von Erde; nun war es zu einem anderen unterirdischen Zufluchtsort zurückgekehrt, einer von Menschen geschaffenen Öffnung, die zu einem Gefängnis gemacht werden konnte, wenn beide Tunnelöffnungen versiegelt würden. So war er

zum Katastrophenfahrzeug zurückgekehrt und hatte zu seiner Erleichterung gesehen, daß niemand es angezündet oder seine Einrichtungen zerstört hatte; das Funkgerät summte noch immer (in Abständen von zehn Minuten hatte eine Stimme Durchsagen gemacht, und die zwei Insassen des Fahrzeuges verzweifelt um Antwort gebeten), und er hatte die Funkverbindung genutzt, um das Hauptquartier über die Entdeckung und seinen Plan zu unterrichten. Beim Klang seiner Stimme hatte es große Aufregung und Erleichterung gegeben. Die Männer am anderen Ende waren Fachleute und hatten seine Instruktionen bald verstanden. Er forderte hochbrisanten Sprengstoff an, wie er in Steinbrüchen und bei Gebäudesprengungen verwendet wurde. Für den Fall, daß die ersten Versuche fehlschlagen sollten, hatte er verlangt, daß so viel Sprengstoff in das zweite Katastrophenfahrzeug verladen würde, wie es fassen konnte, und dazu einen Sprengmeister, weil seine eigenen Kenntnisse auf diesem Gebiet äußerst begrenzt waren. Er nannte ihnen seinen Aufenthaltsort, denn auf dem Rückweg zu dem Fahrzeug hatte er sich die Straßennamen eingeprägt; sie würden ihn und das umgeworfene Fahrzeug in der East India Dock Road finden, unweit der Einmündung der Haie Street. Er hatte sie aufgefordert, sich zu beeilen.

Die Stimme am anderen Ende hatte ihn um Geduld gebeten und angewiesen, er solle in Sichtweite des Fahrzeugs bleiben, ganz gleich, wie lange sie benötigen würden, und sich nicht in Gefahr begeben. Sollte er angegriffen werden, habe er ohne zu zögern von der Waffe Gebrauch zu machen.

Er hatte grimmig gelächelt. Er verspürte kaum noch Hemmungen, jemand zu töten, denn er betrachtete die Leute dort draußen nicht mehr als Menschen, und ihre Feindseligkeit half ihm, Anwandlungen von Mitgefühl zu unterdrücken. Er erinnerte sich des Verrückten, der den abgesägten Kopf seiner Frau im Tunnelleingang in den Armen gewiegt

hatte; er hatte den rückwärtsfahrenden Wagen direkt auf den Mann zugesteuert, und sein Abscheu war so stark gewesen, daß er ihn mit Haß erfüllt hatte — unvernünftigem Haß, das wußte er, denn der Mann war schuldlos an den Handlungen eines kranken Geistes gewesen. Der Anprall des Wagens hatte ihn getötet, Holman war davon überzeugt, und er verspürte kein Bedauern. Vielleicht später, wenn er Zeit zum Nachdenken hätte, würde er Mitleid empfinden, aber jetzt war er rücksichtslos geworden; teils aus Furcht vor der Krankheit, vor allem aber, weil er eine Mission hatte, die er nicht gefährden durfte.

Zwei Stunden vergingen, bis er das andere Fahrzeug aus dem Nebel hervorkommen und neben seinem verunglückten Zwilling halten sah. Holman erhob sich aus seinem Versteck hinter der Ladentheke, zwischen Regalen voller Süßwaren, und ging zur Tür, entriegelte sie und trat hinaus auf die neblige Straße. Bei seiner Ankunft hatte er die Ladentür weit offen gefunden und angenommen, daß der Besitzer sie beim Verlassen des Geschäfts so zurückgelassen hatte. Er ging zu dem zweiten Fahrzeug und langte dort an, als eine der Seitentüren geöffnet wurde. Eine plumpe Gestalt im Schutzanzug kletterte heraus, bewaffnet mit einem Ding, das wie ein gewöhnliches Gewehr aussah, nur war der Abzug mindestens neun Zentimeter lang und hatte einen entsprechend weit geschwungenen Schutzbügel. Der Mann trug einen Helm mit einer getönten schmalen Visierscheibe und mußte sich mit dem ganzen Körper bewegen, wenn er umherblicken wollte. Die schwärzliche Visierscheibe kam in Holmans Richtung, als er auf den Mann zuging, und den zum Gruß erhobenen Arm schnell zu beschwichtigenden Gebärden gebrauchte, als der Gewehrlauf hochkam und sich auf ihn richtete. Die vier Finger des plumpen Handschuhs schlossen sich um den langen Abzug, und eine scharfe Stimme sagte im vertrauten metallischen Ton:

»Halt!«

»Alles in Ordnung«, sagte Holman. »Ich bin's, Holman.« Aber er folgte der Aufforderung.

Eine zweite Gestalt in grauem Schutzanzug kletterte aus dem Fahrzeug. »Ja, Hauptmann, es ist Holman. Tun Sie die Waffe weg.«

»Verzeihung, Sir«, sagte der Mann mit dem Gewehr. »Ich bin nach allem, was wir auf der Herfahrt gesehen haben, ein bißchen nervös.«

»Ist schon gut«, sagte Holman. »Ich weiß, was Sie meinen.«

Die zweite Gestalt kam an dem Hauptmann vorbei und auf Holman zu. »Gut gemacht, Mr. Holman«, sagte eine vertraute, doch durch den Lautsprecher verzerrte Stimme. »Hoffen wir, daß wir rechtzeitig kommen, Ihren Plan auszuführen, nicht wahr?«

Er erkannte den leichten deutschen Akzent. »Professor Ryker?«

»Ja«, kam die Antwort. »Ich habe beschlossen, die Mutation selbst in Augenschein zu nehmen, bevor wir sie einschließen. Sobald sie gefangen ist, sollte es nicht schwierig sein, den Nebel aufzulösen. Später werden wir dann Löcher bohren und Mykoplasmen in Behälter absaugen können. Das sollte uns genug Impfstoff liefern, um eine große Zahl der Menschen zu heilen, die wir noch erreichen können, ehe es zu spät ist. Aber zuerst muß ich die Probe haben, denn ich fürchte, wir wissen noch immer nicht genau, was die Mutation ist.«

»Aber Sie müssen sicher inzwischen eine Vorstellung haben«, sagte Holman.

»Gehirnzellen vielleicht, isoliert und kristallisiert, mit dem Mykoplasma infiziert, zur Vermehrung angeregt, sich auf eine noch unklare Art und Weise von Unreinheiten und dem Kohlendioxyd der Luft nährend. Ja, wir haben eine

Vorstellung«, sagte Ryker, »aber das ist nicht genug. Wir benötigen nach wie vor das Ding selbst. Und bald, wenn es uns noch von Nutzen sein soll.« Er zeigte mit dem Daumen zu dem Fahrzeug, mit dem er gerade eingetroffen war. »Nun lassen Sie uns bitte gleich zum Tunnel fahren. Wir dürfen nicht noch mehr Zeit verlieren.«

Er ging zurück zum Katastrophenfahrzeug und zog Holman behutsam am Arm mit sich. »Dies ist Hauptmann Peters, unser Sprengstoffexperte«, sagte er, als sie an der Gestalt mit dem Gewehr vorbeigingen.

»Sir«, sagte der Hauptmann zu Holman, »Sie sagten nicht, was mit Mason geschehen ist, als Sie sich zurückmeldeten.«

Holman wies zu den zwei Toten, die neben dem Bus auf der anderen Straßenseite lagen. »Einer von ihnen ist Mason. Er wurde bei dem Zusammenstoß verletzt und geriet in eine Menschenansammlung. Sie trampelten ihn zu Tode.«

Er glaubte, den Hauptmann leise fluchen zu hören, als er in den Wagen kletterte. Drinnen fand er zu seiner Überraschung einen weiteren Mann, auch in dem unförmigen Schutzanzug.

»Das ist Sergeant Stanton«, sagte der Hauptmann, als er sich hinter Holman hereinzwängte. Der Helm des Sergeanten nickte ihm zu.

»Haben Sie Platz für den Sprengstoff gefunden?« fragte Holman. Der enge Innenraum war gedrängt voll, wenn sie zu viert an Bord waren, da die ungefügen Schutzanzüge viel Platz benötigten.

»Ich denke, Sie werden finden, daß wir genug haben, Sir«, antwortete der Sergeant in sachlichem Ton. Sie hatten an diesem Tag alle so viele schmerzliche Bilder gesehen, daß alle Jovialität, die sie sonst zeigten, verflogen war. »Wir haben Sprenggelatine mitgebracht. Genug, um das Parlamentgebäude in die Luft zu jagen. Sie sitzen auf dem größten Teil

davon!«

Holman rückte unbehaglich auf seinem Sitz hin und her.

»Keine Sorge, Sir«, sagte der Hauptmann. »Im Moment ist es ganz ungefährlich.«

»Solange uns niemand rammt«, bemerkte Stanton trocken.

»Ja«, meinte der Hauptmann, »ich denke, es wäre am besten, wenn Mr. Holman fährt, vorausgesetzt, er fühlt sich dazu imstande; er kann die Straße besser beobachten. Und nun, da die Tür geöffnet worden ist, dürfen wir diese Helme nicht abnehmen.«

Holman zwängte sich zum Fahrersitz durch, und der Sergeant setzte sich auf den Platz, den Holman geräumt hatte.

»Natürlich wissen wir noch nicht, ob diese Anzüge ausreichend gegen das Mykoplasma schützen«, sagte Ryker. »Zumindest nahe dem Zentrum, wo es in seiner reinsten Form vorkommt. Darum brauchen wir noch immer Sie, Mr. Holman, um die Proben zu ziehen.«

Als Holman schauderte, fuhr Ryker aufmunternd fort: »Keine Sorge, mein Freund. Sie werden nicht zu nahe herangehen müssen, weil wir lange Schläuche haben, die Sie nur in den Kernbereich richten müssen. Und einer von uns wird so weit wie möglich mit Ihnen kommen, um achtzugeben, daß Sie nicht zu Schaden kommen.«

Holman startete den Motor, und sie fuhren weiter. Wieder bot sich allenthalben der erbärmliche Anblick von Mitmenschen in allen Stadien der Entwürdigung. Holman bemerkte, daß sie sich jetzt mehr zu Banden zusammenschlossen und daß einzelne Gestalten immer seltener zu sehen waren. Er machte eine Bemerkung darüber.

»Ja, wir haben es auf der Herfahrt auch bemerkt«, sagte Ryker. »Am Fluß waren Tausende von ihnen. Wir mußten einen Umweg machen, um durchzukommen.«

»Großer Gott, Sie denken doch nicht —« begann Holman

in Erinnerung an Bournemouth.

»Doch, es ist möglich«, sagte Ryker in düsterem Ton. »Darum ist es so wichtig, daß wir diesmal Erfolg haben und den Nebel auflösen können.«

»Was können Sie tun? Zehntausende, wahrscheinlich Hunderttausende werden Massenselbstmord begehen und sich in den Fluß werfen. Die Themse wird sich mit Leichen füllen — es werden so viele sein, daß Sie darauf hinübergehen können!«

»Bitte beruhigen Sie sich, Mr. Holman.« Ryker legte die Hand beschwichtigend auf Holmans Arm. »Wir werden die ganze Stadt mit Lachgas besprühen.«

»Wie? Das ist unmöglich!«

»Keineswegs«, versetzte Ryker. »Seit die Krise in London begann, sind Sprühflugzeuge und Hubschrauber — zivile ebenso wie militärische — mit zwei Stoffen beladen worden: Kalziumchlorid und Stickstoffoxydul, dem sogenannten Lachgas, das seit langem zu Narkosezwecken dient. Damit ist die Absicht verbunden, die Bewohner der Stadt einzuschläfern, bis ein Serum gefunden und angewendet werden kann. Bedenken Sie, daß viele noch nicht von der Krankheit befallen sind, weil die Inkubationszeit von Person zu Person verschieden ist; diese Menschen werden eine Chance haben. Zehntausende werden natürlich sterben, vielleicht auch mehr, aber wir hoffen, die Mehrzahl noch retten zu können. Vorausgesetzt, wir haben ein Serum, und vorausgesetzt, wir können es rechtzeitig verabreichen.«

Holman fand die Idee einigermaßen abenteuerlich und bezweifelte, daß durch Besprühen eine wirksame Konzentration von Lachgas in der Luft erreicht werden konnte. Immerhin war jeder Versuch, etwas für die unglücklichen Menschen zu tun, besser als resignierte Hilflosigkeit. Und im Zusammenwirken mit seinem Plan bestand eine Chance, die Katastrophe zu überwinden. Diesmal mußte es gelin-

gen.

Bald, nachdem sie einige Menschenansammlungen durch Ausweichmanöver umfahren hatten, langten sie vor den schwarzen Eingängen des Zwillingsstunnels an. Holman hielt an, und sie stiegen aus, zuerst die beiden Militärs, jeder mit seinem Gewehr und bereit, es wenn nötig, einzusetzen.

»Da liegt einer im Tunneleingang«, sagte der Sergeant und wies zu der hingestreckten Gestalt des Mannes, den Holman überfahren hatte.

»Den habe ich getötet«, sagte er ihnen, und sie akzeptierten es ohne Kommentar, als hätte er ihnen erzählt, daß er ein Ungeziefer zertreten habe.

»Nun müssen wir uns vergewissern, daß das Zentrum noch dort ist«, sagte Ryker, der als letzter aus dem Fahrzeug kletterte. »Verhält es sich so, wissen Sie, was Sie zu tun haben, Mr. Holman.« Und dann fügte er überrascht hinzu: »Aber es sind zwei Tunnelröhren!«

Holman nickte. »Ja, rechts ist der alte Tunnel, der dem nordwärts fließenden Verkehr vorbehalten ist; der andere, neuere, ist für die Südrichtung. Das Zentrum des Nebels ist im alten Tunnel.« Er zeigte darauf. »Ich kann nur hoffen, daß es noch dort ist.«

Die vier Männer betraten den Tunnel, drei mit schwerfälligen Schritten, Sauerstoffgeräte auf dem Rücken, einer unbehindert, aber neben den plumpen Gestalten der anderen zerbrechlich wirkend.

»Eine ziemlich massive Angelegenheit«, bemerkte der Hauptmann bei der Betrachtung des Tunneleingangs. »Da werden gewaltige Betonbrocken herunterkommen und das Loch ausfüllen. Ja, es müßte sehr gut gehen.«

»Meine Fresse«, sagte der Sergeant, »da liegt ein Kopf.«

Holman ging voraus in die Dunkelheit, blieb dann stehen, um sich an die Finsternis zu gewöhnen. »Es ist noch da«,

sagte er nach einer Weile.

Die beiden Militärs gingen zum Katastrophenfahrzeug zurück und luden einen auf Räder montierten Behälter aus, ähnlich dem, welchen Holman in Winchester gebraucht hatte, nur größer. Der Sergeant zog einen langen, flexiblen Metallschlauch von einer Rolle, schlang ihn über seine Schulter und folgte dem Hauptmann, der den Karren zum Tunnelingang schob.

»Sie wissen mit dem Gerät umzugehen, Mr. Holmann«, sagte Ryker, sah ihn an und legte ihm eine Hand auf die Schulter, als könnte der Kontakt seine Worte verständlicher machen. »Wie ich Ihnen sagte, besteht keine Notwendigkeit, allzu nahe an den Kernbereich heranzugehen. Sie haben sechzig Meter Metallschlauch, der steif genug ist, daß Sie ihn in das Zentrum schieben können, und wenn Sie die elektrische Pumpe einschalten, wird die Materie in den Behälter gesaugt. Ich werde selbst mit Ihnen gehen; ich möchte mir dieses Ungeheuer aus der Nähe ansehen.«

»Nehmen Sie das mit, Sir«, sagte der Hauptmann und reichte Holman ein kleines Sauerstoffgerät mit Tank und Atemmaske. »Vielleicht werden Sie es brauchen. Und hier ist eine Lampe.«

Holman dankte ihm, steckte die Arme durch die Schultergurte des Tanks und ließ die Atemmaske einstweilen vor der Brust hängen. Er schaltete die Lampe ein, nahm den Handgriff des mobilen Behälters in die Hand und sagte: »Ich bin bereit, Professor.«

Sie gingen das leichte Gefälle des Tunnels abwärts zur Biegung, und Ryker zeigte nach vorn, als er zum erstenmal den seltsamen Lichtschein gewahrte. Holman nickte; er spürte, wie seine Nervenanspannung mit jedem Schritt zunahm, und eine klamme Kälte ihm über den Rücken kroch. Er hielt den Lichtkegel seiner Lampe auf den Boden unmittelbar vor ihm gerichtet, denn er hatte die Erfahrung ge-

macht, daß der Lichtschein nur zu ihm reflektiert würde, wenn er in den Nebel leuchtete.

Sie erreichten die Biegung und hielten inne. Holman wandte den Kopf zu Ryker, als suche er Ermutigung, und der Professor nickte und wies nach vorn. »Ich werde mit Ihnen durch die Biegung gehen, damit ich es besser sehen kann, aber weiter sollte ich, so meine ich, nicht gehen.«

Holman holte tief Luft, dann mußte er husten, um seine Bronchien von den bitteren Bestandteilen des Nebels zu befreien. Es war noch nicht allzu schlimm, aber bald würde er die Atemmaske aufsetzen müssen, wenn er weiter in den Tunnel vordrang. Er setzte sich wieder in Bewegung, und Ryker folgte ihm.

Sie legten ein längeres Stück zurück, dann wandte Holman den Kopf. »Bleiben Sie hier, Professor, das Leuchten wird jetzt intensiv.«

»Ja, ja, Sie haben recht«, antwortete der andere. »Leider kann ich durch diese Visierscheibe nicht allzugut sehen, aber ich denke, wir müssen dem Hauptkörper der Mykoplasmen sehr nahe sein.«

»Die stärkste Konzentration scheint jetzt dort zu sein, wo die Biegung wieder in eine Gerade übergeht; dort ist die größte Helligkeit. Warten Sie hier; ich werde in Sichtweite bleiben, wenn es sich irgend machen läßt.«

Wieder spürte er die sonderbare Anziehungskraft, gab ihr aber nur nach, weil er mußte. Die Dichte des Nebels nahm wieder zu, aber das mochte daran liegen, daß der Lichtschein von den Nebeltröpfchen reflektiert wurde und die milchige Trübung undurchsichtiger machte. Im Weitergehen wandte Holman einige Male den Kopf, um sich zu vergewissern, daß Ryker noch in Sichtweite war; er wollte vermeiden, daß der Professor ihn aus den Augen verlor. Er näherte sich dem Ende der Biegung und hielt sich auf der von Ryker eingesehenen Tunnelseite. Von hier aus, so hoffte er,

würde er den Kern erreichen können. Die Helligkeit blendete ihn. Entweder war es nur der beengte Raum, der die Illusion hervorrief, oder der Kern wuchs weiter. Holman glaubte, daß er in Winchester nicht annähernd so hell gewesen war. Freilich war er dort nicht so nahe herangekommen wie jetzt, und das durch die hohen Fenster der alten Kathedrale einfallende Tageslicht mochte den Effekt gedämpft haben, aber der Eindruck intensivierten Wachstums und weiterer Ausdehnung war nicht von der Hand zu weisen. Er brachte den Karren in Aufstellung und zog den Metallschlauch von der Trommel. Bevor er sich dran machte, ihn zu seinem Ziel zu schieben, setzte er die Atemmaske vor Mund und Nase, denn der beißende Geruch wurde stärker. Dann schob er den flexiblen und doch steifen Schlauch in der Mitte des Tunnels am Boden vorwärts. Nach einer gewissen Strecke begann er vom geraden Kurs abzuweichen, aber das machte nichts die Seitenwand würde ihn weiter in die leuchtende Materie vorn führen. Schweißtropfen bildeten sich auf Holmans Stirn; er hatte den Eindruck einer feuchten Hitze in dem höhlenartigen Tunnel, doch mochte das an der Spannung liegen, die von ihm Besitz ergriffen hatte.

Endlich begann das Schlauchende im dunstigen Licht zu verschwinden, ohne auf Widerstand zu stoßen, was Holman einigermaßen überraschte; er hatte beinahe erwartet, daß der Kern von einer greifbaren Substanz sein würde, einer irgendwie elastischen, federnden Materie, obwohl er sich sagte, daß das Phänomen, in das er seine Sonde schob, aus Milliarden winziger Mikroben bestand. Er schob den Metallschlauch in voller Länge aus, dann drückte er den Elektroschalter auf dem Behälter, der die Saugpumpe einschaltete. Die Maschine begann wie ein Staubsauger zu summen und sog die tödliche Mutation in den verstärkten Behälter. Vor seinem Einsatz in Winchester hatte man ihn angewiesen, die Maschine wenigstens zwei Minuten einge-

schaltet zu lassen, damit der Behälter sich füllen könne, doch weil dieser Behälter größer war, beschloß er, ihn mindestens drei Minuten vollzupumpen. Er ließ sich auf ein Knie nieder, angestrahlt vom diffusen gelben Lichtschein, und nutzte die Zeit zum Studium der Erscheinung vor ihm.

Er hatte die Gewohnheit angenommen, das Licht beinahe als ein denkendes Lebewesen zu betrachten. Ryker hatte es ein Ungeheuer genannt. Die Bezeichnung erschien ihm passend. Das Gefühl, daß es in irgendeiner Weise gegen diese Verletzung protestierte, wollte sich nicht abschütteln lassen, obwohl es natürlich nur das hohe Summen der elektrischen Saugpumpe war, der leise zitternde Metallschlauch, verbunden mit seiner Einbildungskraft, die diesen Effekt erzeugte und verstärkte. Wenigstens redete er sich das ein.

Der Drang, näher an die Lichtquelle heranzugehen, war wieder sehr groß, und während dieser langen drei Minuten ertappte er sich mehrmals dabei, daß er wie gedankenverloren in den leuchtenden Nebel starrte. Zuletzt schaltete er das Gerät mit einem Seufzer der Erleichterung aus, drückte einen anderen Knopf, um den Behälter wirksam zu versiegeln, dann löste er den Anschluß des Metallschlauches und ließ ihn am Boden liegen. Er stand auf und blickte noch einmal in die Helligkeit. Vielleicht sollte er sich das Phänomen doch noch einmal aus der Nähe ansehen. Vielleicht würde er hinter den verhüllenden Nebeln, die davor wogten, einen Hinweis auf seinen Ursprung finden, eine Vorstellung von seiner Struktur und Beschaffenheit gewinnen, über die er Ryker unterrichten könnte. Eine Information wie diese würde sich möglicherweise als entscheidender Faktor in der Entwicklung seiner Theorie erweisen. Schließlich war er immun; es konnte ihm nichts anhaben. Er begann, auf die Helligkeit zuzugehen.

Ein plumper Handschuh umfaßte seine Schulter mit festem Griff, als er kaum zehn Schritte gegangen war, und

zog ihn herum.

»Was fällt Ihnen ein?« fragte Ryker. Er schnaufte hörbar von der Anstrengung des Laufens in dem schweren Schutzanzug.

Holman konnte nur die getönte Visierscheibe anstarren.

»Ich konnte Sie durch den Nebel kaum ausmachen«, fuhr Ryker fort, »und als Sie ganz und gar verschwanden, wußte ich, daß etwas nicht stimmte. So schnell bin ich schon lange nicht mehr gerannt. Nun verraten Sie mir eins: Was haben Sie vor?«

Holman rieb sich die Stirn. »Ich weiß es nicht«, murmelte er. »Ich ging hinein. Ich stand wie unter einem Zwang, näher heranzugehen.

»Ja«, sagte Ryker mit gedankenvoller Miene. »Nun, schauen Sie nicht wieder hin. Kehren Sie der Lichterscheinung den Rücken und lassen Sie uns zu Ihrem Gerät zurückkehren. Haben Sie Ihren Auftrag erledigt?«

»J-aaa. Ja, der Behälter müßte voll sein. Aber Sie sollten nicht so nahe am Zentrum sein — Ihr Schutzanzug könnte unzureichend sein.«

»Ich weiß, ich weiß, aber Sie mußten zurückgehalten werden. Kommen Sie mit, lassen Sie uns von hier verschwinden.«

Sie nahmen den Karren und zogen ihn gemeinsam zurück zur Tunnelmündung, sehr zur Erleichterung der beiden Militärs, die sich von Minute zu Minute mehr Sorgen gemacht hatten.

»Alles in Ordnung, Sir?« erkundigte sich der Hauptmann, als er zu ihnen trat, um das Gerät zu übernehmen.

»Alles in Ordnung«, sagte Ryker. »Nun wollen wir keine Zeit mehr verlieren; wir müssen den Tunneleingang sofort verschließen. Bringen Sie den Behälter in Sicherheit — im Fahrzeug verstauen können wir ihn später, wenn unsere nächste Arbeit getan ist.« Er blickte abschätzend zum Bogen

des Tunnelportals auf.

»Es ist sehr günstig für uns, daß man daran dachte, einen Paralleltunnel zu diesem zu bauen. Hauptmann Peters und ich werden Sprengstoff durch den südlichen Tunnel schaffen und am anderen Ende die Ladungen anbringen. Beide Öffnungen müssen gleichzeitig gesprengt werden, damit die Mykoplasmen nicht entweichen können; wir werden beide Sprengungen so einstellen, daß sie zeitgleich erfolgen.«

Sie gingen zum Fahrzeug, und der Sergeant begann drei Kisten Sprengstoff auszuladen. »Das ist mehr als genug«, sagte er. »Sollte der erste Versuch mißlingen, so haben wir genug für weitere Sprengungen.« Er langte hinein und brachte einen weiteren Kasten zum Vorschein, kleiner als die anderen. »Zündkapseln«, erläuterte er.

Die plumpe, bärenhafte Gestalt des Hauptmanns kam zurück. »Ich habe den Behälter oben an der Abzweigung zur Rampe abgestellt, wo wir gerade heruntergekommen sind. Dort wird er einstweilen sicher sein; er ist praktisch unzerstörbar, und niemand kann die blockierten Räder in Bewegung setzen, solange er nicht damit umzugehen weiß.«

Er steckte den Oberkörper in das Katastrophenfahrzeug und zog ein kleines Funksprechgerät hervor. »Wir bleiben ständig in Verbindung«, sagte er. »Nehmen Sie dieses Gerät, Mr. Holman. Es ist einfach zu bedienen, und Sie können mit uns sprechen, während Sergeant Stanton die Sprengladungen anbringt.« Er reichte das Funksprechgerät Holman, der es kurz untersuchte und dann nickte.

»Wir werden etwa zwanzig Minuten benötigen, um auf die andere Seite zu kommen und die nötigen Vorbereitungen zu treffen, vorausgesetzt, wir stoßen unterwegs nicht auf unvorhergesehene Hindernisse«, fuhr der Hauptmann mit einem Blick auf die Uhr fort. »Aber wir werden Sie über Funk verständigen und unsere Sprengungen so synchroni-

sieren. Alles klar?« sagte er zu Ryker.

Der andere nickte und stieg ins Fahrzeug. Bevor er darin verschwand, wandte er sich noch einmal um und sagte: »Viel Glück uns allen. Und möge Gott uns beistehen.«

Holman wahrte einen Sicherheitsabstand, während der Sergeant sich daran machte, seine Sprengladungen zehn Meter im Inneren der Tunnelöffnung anzubringen, obwohl ihm versichert worden war, daß die Sache durchaus harmlos sei, weil die Sprengladungen nicht scharf gemacht wären. »Tatsächlich«, hatte Sergeant Stanton erklärt, »sind die Zündkapseln gefährlicher. Hochexplosiv, die Dinger.« Er hatte ihm die kleine Metallröhre gezeigt, die als Zündmittel diente. »Da drinnen ist ein wenig Bleiazid, mit einer etwas größeren Menge Trinitrotoluol — TNT. Sehr empfindlich.« Durch die Maske hatte er Holman zugegrinst, vergnügt über sein Unbehagen. »Keine Sorge, Sir, bei mir sind Sie gut aufgehoben.« Und er war pfeifend in den Tunnel marschiert, hoch zufrieden, daß er endlich in seinem Fach tätig werden konnte.

Holman schleifte den Leichnam des Mannes, den er aus dem Wagen gestoßen und dann überfahren hatte, aus dem Tunnelleingang; wollte nicht zulassen, daß der Tote unter Tonnen von Beton und Gestein begraben würde. Nach kurzer Zeit kam der Sergeant aus dem Tunnel und spulte ein langes dünnes Kabel hinter sich ab. »Das sollte genügen«, sagte er in munterem Ton.

In Holmans Hand knackte das Funksprechgerät. »Hallo, können Sie mich hören, Mr. Holman?« Es war Rykers Stimme, die entfernt und noch weniger menschlich klang, als sie sich zuvor durch den Lautsprecher des Schutzhelms angehört hatte. Holman bejahte. »Der Hauptmann ist im Tunnel«, fuhr die Stimme fort. »Die Südröhre war frei. Angefüllt mit Nebel, natürlich, aber nicht mit dem Material des Kerns. Wir mußten langsam fahren, da die Sicht schlecht

war, aber mit abgeblendeten Scheinwerfern und dem Randstreifen als Orientierungshilfe kamen wir einigermaßen durch. Bisher haben wir auf dieser Seite noch keinen Menschen gesehen, und auch kein Verlangen danach. Die Öffnung hier ist für unsere Zwecke ideal geeignet: Die Rampe ist beiderseits und oben durch dicke Betonmauern abgestützt. Wir haben unser Fahrzeug vor dem anderen Tunnel abgestellt, der höher liegt als dieser. Zur Sprengung werden wir ihn noch weiter aus der Gefahrenzone bringen. Wie steht es an Ihrem Ende?»

»Sergeant Stanton spult gerade das Zündkabel ab. Wir müßten eigentlich bereit sein.«

»Gut. Hauptmann Peters bat mich, dem Sergeanten zu sagen, er werde eine Ladung so hoch wie möglich anbringen, eine zweite am Boden der gegenüberliegenden Wand. Könnten Sie das bitte Sergeant Stanton ausrichten?«

Holman rief die Botschaft Stanton zu, der sich ein Stück weiter die Rampe hinauf entfernt hatte. Er nickte Holman zu, zeigte auf seine Brust und gab das Zeichen mit erhobenem Daumen.

»Der Sergeant hat es genauso gemacht«, sagte Holman ins Mikrofon.

»Gut, gut. Nun schlag ich vor, daß wir uns eine Deckung suchen. Der Hauptmann kommt aus dem Tunnel, also kann es auch auf unserer Seite bald losgehen. Ich melde mich in wenigen Augenblicken wieder.«

Das Funksprechgerät wurde ausgeschaltet, und Holman ging zurück zu Sergeant Stanton, der das obere Ende der Tunneleinfahrt erreicht hatte und die zum schwarzen Loch der Mündung führende Gefällstrecke überblicken konnte.

»Hier oben sind wir in Sicherheit, Sir«, sagte er, als Holman zu ihm kam. »Die Ladungen sind so gelegt, daß beim Einsturz des Tunnels sehr wenig in unsere Richtung fliegen wird, aber wir wollen uns trotzdem vor Gesteinsbrocken in

acht nehmen.«

»Was ist mit dem Behälter?« Holman zeigte zu dem Karren, der ein Stück weiter unten stand, näher beim Tunneleingang.

»Ach, das ist in Ordnung, Sir. Dem kann nicht viel passieren.« Er verband das Zündkabel mit einem handlichen kleinen Schaltkasten. »Eine Schalteredrehung hier, Sir, und wir werden den Eingang da unten nicht mehr sehen.« Der Sergeant grinste hinter der Visierscheibe. Mit dem näherrückenden Zeitpunkt der Sprengung schien sein Vergnügen an der Sache zu wachsen.

Das Funksprechgerät knisterte wieder und eine Stimme sagte: »Hauptmann Peters hier. Können Sie mich hören, Sergeant?«

Der Sergeant beugte sich zum Mikrofon. »Ich höre, Sir.«

»Gut. Wir sind hier in Position. Wir werden eine Startzählung von einer Minute geben. Überprüfen Sie Ihre Zeituhr.«

Holman sah den Sergeanten sich über ein kleines Zifferblatt im Gehäuse des Zündauslösers beugen, einen behandschuhten Finger am Vorlaufschalter. Die Stimme aus dem Funkgerät sagte: »Starten Sie nach drei.« Die Sekunden wurden gezählt, und der dicke Finger des Sergeanten drückte den Knopf nieder und startete einen roten Sekundenzeiger, der sogleich seine Kreisbahn abzulaufen begann.

»In Ordnung, Sergeant. Ich gebe jetzt zurück an Professor Ryker«, sagte die Stimme des Hauptmanns. »Halten Sie sich bei sechzig bereit. Viel Glück, und ziehen Sie die Köpfe ein.«

Das Gerät verstummte.

Holman beobachtete mit angehaltenem Atem die Wanderung des roten Zeigers um das Zifferblatt. Mehrmals galubte er, daß er zum Stillstand gekommen sei, merkte aber, daß es eine optische Täuschung war. Als der Zeiger die Fünfundvierzig-Sekunden-Markierung erreichte, verspürte er einen

Drang, sich zu schneuzen, aber es waren nur die Nerven, und er rieb sich die Nase mit zitterndem Finger. Zehn. Seine Kehle war trocken und zugeschnürt. Sieben. Er räusperte sich. Fünf. Er erinnerte sich daran zu atmen. Drei. Würde die Sprengung ausreichen, um die Eingänge vollständig zu verschütten? Zwei. Es mußte sein. Eins.

Er hielt sich vorsichtshalber die Ohren zu, als er aus den Augenwinkeln sah, wie der Sergeant den Schalter drehte.

Ehe er die Explosion hörte, traf ihn die Druckwelle und zertrte an seinen Kleidern. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen erzittern. Dann, einen Sekundenbruchteil nach der Sprengung, vernahm er das dumpfe Krachen der Explosion, dem ein lautes, rumpelndes Donnergrollen folgte.

In Erwartung eines Regens von Gesteinssplittern und Trümmerstaub hielt er den Kopf eingezogen zwischen den Händen und starrte auf den Betonboden vor seinen Füßen, aber nichts kam. Trotzdem harnte er in dieser Stellung aus, bis der Sergeant ihn anstieß.

»Ist schon gut, Sir. Das war eine hübsche, saubere Sprengung.«

Der Sergeant hatte sich aufgerichtet, blickte zum Tunnelingang und nickte selbstzufrieden. Holman sah auf, neugierig auf das Ergebnis.

Eine riesige Staubwolke lag um den Eingang, vermischt mit dem Nebel, begann aber allmählich abzuziehen. Was er dann sah, nötigte Holman ein Lächeln ab.

Tonnen von zerbrochenem Beton, Mauerwerk und Schutt hatten den hohen Eingang vollständig verschüttet. Wo die Öffnung gewesen war, begann jetzt ein Steilhang aus Trümmerschutt, der bis zum eingestürzten Tunneldach hinaufführte.

Er klopfte dem grinsenden Sergeanten auf die Schulter und hob das Funksprechgerät auf. »Hallo, Professor Ryker«, sagte er ins Mikrofon und wunderte sich, daß er sei-

ne eigene Stimme nicht hören konnte. Dann merkte er, daß seine Ohren noch von der Sprengung dröhnten, also legte er das Funksprechgerät auf den Boden und beobachtete die Trümmerhalde eingehender. Der Sergeant ging bereits die Rampe hinunter darauf zu. Bald hatte er die Sprengstelle erreicht und untersuchte den Schaden aus der Nähe. Endlich wandte er sich befriedigt um, winkte Holman und machte wieder das Zeichen mit erhobenem Daumen.

Unterdessen hatte Holman durch wiederholtes Gähnen den Druckausgleich wiederhergestellt und sein Gehör zurückgewonnen. Er nahm das Funkgerät auf und sagte: »Hallo, Professor Ryker, können Sie mich hören?«

Nach einigen Augenblicken kam des Professors Stimme durch. »Hallo, hallo, Mr. Holman. Ich höre Sie. Können Sie mich hören?«

»Ja, Professor.«

»Ganz schöner Knall, wie? Nun, auf dieser Seite scheint die Sache gelungen zu sein. Hauptmann Peters ist gerade hinunter gegangen, um sich das Ergebnis aus der Nähe anzusehen, aber von hier aus sieht es gut aus. Wie ist es bei Ihnen?«

»Hier ist die Öffnung vollständig versiegelt. Sergeant Stanton steigt gerade die Schutthalde zum oberen Rand hinauf, hat aber bereits das Zeichen gegeben, daß alles gut gegangen ist.«

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet. Ich werde selbst schauen und den Schaden untersuchen, besonders am oberen Rand. Die Staubwolke zieht ab, und die Luft hier scheint klarer zu sein als bei Ihnen drüben. Also bekomme ich ein ziemlich deutliches Bild vom Ergebnis. Ja, ja, je näher ich komme, desto besser sieht es aus. Hauptmann Peters kann mit seiner Arbeit zufrieden sein. Er hält Ausschau nach mir — ah, ja, er sieht mich und winkt herüber. Gut, gut, ich habe den

Eindruck, daß alles nach Wunsch ging — er schüttelt sich selbst die Hand.« Holman vernahm ein seltsam metallisches Kratzen, das offenbar aus dem Sprechgerät des Professors kam, und die Stimme fuhr fort: »Ich bin jetzt an der Schutthalde, und ich muß sagen, der Verschluß sieht sehr solide aus. Oben ist eine enorme Betonplatte schräg abgebrochen, sie muß einen Durchmesser von wenigstens sieben Metern haben, das heißt — « die Stimme brach ab, und als sie wenige Augenblicke später fortfuhr, hörte Holman trotz der metallischen Verzerrung durch den Lautsprecher eine jähe Spannung heraus. »Da stimmt etwas nicht. Dort — am oberen Ende der Betonplatte steigt Staub auf — nein, hinter ihr. Ist es Staub?« Eine lange Pause folgte. »Oder ist es bloß der durcheinandergewirbelte Nebel? Nein, der Nebel ist hier dünner, es muß Staub sein. Ich werde mir das näher ansehen. Es scheint wie unter Druck herauszukommen, wie Dampf. Ich komme allmählich näher, so daß ich hinter die Betonplatte sehen —« Wieder brach die Stimme ab.

»Da ist ein Spalt!« Holman erschrak über die Heftigkeit des plötzlichen Ausrufes. » Da ist ein Spalt im Dach! Der Nebel entweicht durch ihn! Aber das ist unmöglich. Es muß die Gewalt der Sprengung sein. Die Luft im Inneren des Tunnels muß den Nebel herausdrücken. Das muß es sein, sicherlich kann der Nebel nicht — Gott! Da ist ein Lichtschein! Die ganze Geschichte beginnt zu leuchten. Das Licht kommt heraus. Es ist das Licht, das wir im Tunnel sehen, das gelbe Licht. Nein, nein — die Mykoplasmen entweichen. Es zieht mit dem Nebel heraus! Ich muß fort von hier! Ich bin zu nahe daran.«

Das Funksprechgerät wurde still, bis auf das scharfe Knistern atmosphärischer Störungen, und Holman brach zum erstenmal seit vielen Jahren zusammen und weinte.

»Holman! Sergeant Stanton! Können Sie mich hören?« Holman hob den Kopf beim Klang der Stimme und griff

zum Funksprechgerät. Er hatte keine rechte Vorstellung davon, wieviel Zeit vergangen war, seit die Funkverbindung aufgehört hatte: Vielleicht waren es nur Sekunden gewesen, wahrscheinlich aber mehrere Minuten, durch den Schock war jedes Zeitgefühl ausgelöscht. Gab es keine Antwort, kein Ende dieses Alptraumes? Gab es keine Möglichkeit, die Bedrohung zu beseitigen?

»Hallo, hier ist Holman«, sagte er hastig ins Mikrofon. »Ryker?«

»Nein, hier ist Hauptmann Peters. Professor Ryker ist neben mir im Fahrzeug; ich fürchte, es geht ihm nicht allzu gut.«

»Was ist geschehen?«

»Das Mykoplasma. Es entweicht. Ich hörte Professor Ryker rufen und kletterte die Schutthalde des gesprengten Tunnelleingangs hinauf, um zu sehen, was geschehen ist. Er lag dort, und vor ihm konnte ich ein — ich kann es nur als eine feste Masse von Licht beschreiben, obwohl das kaum zutreffend sein kann. Es scheint mit dem Nebel weiterzutreiben und muß Professor Ryker unmittelbar berührt haben.«

Holman atmete tief durch. »Wie geht es ihm?«

»Ich weiß es nicht, er scheint etwas benommen. Ich schleppte ihn zum Wagen und zog ihn hinein, konnte aber nicht riskieren, ihm den Schutzhelm abzunehmen, um ihn zu untersuchen. Ich vermute, es ist mehr Angst und Enttäuschung als etwas Bedrohliches. Der Anblick dieser Lichterscheinung, die aus dem Tunnel entwich und auf ihm zukam, muß ihn tief getroffen haben. Aber er scheint es allmählich zu überwinden; gerade eben sagte er mir, ich solle der Lichterscheinung folgen, weil wir sie diesmal nicht aus den Augen verlieren dürften, aber dann sackte er in seinem Sitz zusammen und schien ohnmächtig zu werden. Ich hoffe, er wird sich jetzt rasch erholen.«

»Seien Sie vorsichtig, Hauptmann Peters«, sagte Holman.
»Er könnte infiziert worden sein.«

»Nein, das glaube ich nicht; diese Anzüge sind undurchlässig und verdammt fest. Ich vermute, daß es der Schock ist. Jedenfalls folge ich dem Ding, oder dem Kern, oder was es ist, und bleibe in Sichtweite. Es scheint genau ostwärts zu ziehen...« Er brach ab. »Holman, vor uns sind zwei riesige Gebäude im Nebel. Sie sehen aus wie — ja, das ist es. Es sind Gasometer. Riesige Gasometer!«

Holman versuchte, sich an die Fahrten auf der Schnellstraße durch den Blackwall-Tunnel zu erinnern. Das letzte Mal war es spät am Abend gewesen, und als er, nach Süden fahrend, aus dem Tunnel gekommen war, hatte er zu seiner Linken ein fantastisches Bild gesehen, das ihn an eine Szene aus einem Science-Fiction-Film gemahnt hatte. Es war das Bild einer großen Gasraffinerie gewesen, deren silbrig schimmernde Türme, Rohrleitungen und Gasometer, von Flutlichtlampen angestrahlt, einen seltsam unirdischen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Es gab zwei große Gasometer (vermutlich dieselben, die Peters gerade gesehen hatte), und dahinter Reihen von kleineren Tanks. Die Raffinerie war am Flußufer errichtet worden, um die Löschung der Kohle zu vereinfachen, die in Lastkränen die Themse heraufgebracht und zur Herstellung von Stadtgas verarbeitet wurde. Er wußte, daß es eines der größten Gaswerke Englands war, denn es bediente große Teile Londons und Südostenglands.

»Holman, was für eine Anlage ist das?« Es klang wie Rykers Stimme.

»Sind Sie es, Professor?« fragte er in besorgtem Ton.
»Fühlen Sie sich besser?«

»Ja, ja, ich fühle mich noch etwas schwindlig, aber sonst geht es mir gut. Nun sagen Sie rasch, was für eine Anlage ist das?«

Holman erzählte ihm, was er von dem Gaswerk wußte, und wie sie nötigenfalls hineingelangen konnten.

»Ich halte es für notwendig«, erwiderte Rykers Stimme. »Der Kernbereich hat sich zusammengeschlossen und hält darauf zu. Wie seltsam: Es sind die großen Quantitäten von Kohlendioxyd und Schwefeldioxyd, die bei der Verbrennung fossiler Energien frei werden, die in großem Maße zur Verschmutzung unserer Atmosphäre beitragen; und nun scheinen die mutierten Mykoplasmen gerade dorthin zu streben, wo diese Verunreinigungen in großem Umfang entstehen, als ob sie wüßten, daß sie bedroht sind und Ergänzung und Verstärkung brauchten. Ah, Hauptmann Peters hat die Seitenstraße gesehen, von der Sie sprachen; wir biegen ein. Wir sind den Tanks und Gasometern jetzt nahe; sie ragen vor uns auf. Ein Tor führt auf das Gelände der Gaswerke; wir werden durchfahren. Ich kann den Kern sehen.«

»Wo ist er jetzt!« rief Holman ins Mikrofon.

Er glaubte, am anderen Ende ein trockenes Lachen zu hören. »Nun, wo würden Sie ihn erwarten, Mr. Holman? Natürlich zwischen den beiden Gasometern, wie ein winziges Kind zwischen zwei riesigen Eltern.«

Holman startete auf das Funksprechgerät. Rykers Stimme hatte, soweit die mechanische Veränderung ein Urteil erlaubte, einen sonderbaren Unterton. »Professor Ryker?« sagte er.

Die antwortende Stimme war frischer, schärfer.

»Wissen Sie, woraus Stadtgas besteht, Mr. Holman? Ich will es Ihnen sagen: es ist eine giftige Mischung aus fünfzig Prozent Wasserstoff, zwanzig bis dreißig Prozent Methan, sieben bis siebzehn Prozent Kohlenmonoxyd, drei Prozent Kohlendioxyd, acht Prozent Stickstoff und zwei Prozent Kohlenwasserstoffen. Des weiteren«, fuhr Ryker fort, als belehre er einen interessierten Studenten, »enthält

es Ammoniak, Schwefel, Zyanwasserstoffsäure, Benzol und andere Substanzen. Mit anderen Worten, eine hoch-explosive Mischung. Ich denke, die Mutation hat uns eine weitere Antwort geliefert, meinen Sie nicht auch, Mr. Holman?»

Das Funksprechgerät fiel aus, bevor er antworten konnte. Mein Gott, dachte er, Ryker will die Gasometer in die Luft jagen, und das mutierte Mykoplasma mit ihnen! Aber welche Schäden würde eine so gewaltige Explosion im umliegenden Gebiet anrichten? Dennoch hatte er recht; es war das Risiko wert. Holman hängte sich das Funksprechgerät am Tragegurt über die Schulter und hob eine Hand zum Mund, um den Sergeanten zu rufen, der von der letzten Entwicklung noch nichts wußte.

Es war zweckmäßig, daß sie durch die intakte Tunnelröhre zum anderen Ufer hinübergingen und den beiden dort halfen. In diesem Augenblick entdeckte er, daß er eigene Probleme hatte.

Bevor er Sergeant Stanton rufen konnte, merkte Holman, daß er nicht allein war. Hinter ihm hatte sich eine Menge versammelt, angelockt vom Donner der Detonationen; es schienen ein paar Hundert zu sein, und sie verstopften die zum Tunnel führende Straße. Ob die Menge sich bereits vorher zusammengerottet hatte und sinnlos durch die Straßen zog, konnte er nicht wissen, aber ihr Stillschweigen war beunruhigender, als wenn sie geschrien und gebrüllt hätte. Irgendwie mußten sie spüren, daß er anders war.

Er wich langsam vor ihren kalten, stieren Augen zurück, vermied jede plötzliche Bewegung, die sie alarmieren und zum Angreifen provozieren würde. Aber schon entstand Bewegung in der Menge, und ein Junge von ungefähr vierzehn Jahren drängte sich nach vorn und sagte mit unsicherer Stimme: »Bitte sagen Sie mir, was geschehen ist, Mister?«

Holman sah ihn überrascht an. Der arme Junge, dachte er. Er war noch nicht angegriffen. Er wandert mit der Meute herum und fragt sich, was aus der Welt geworden ist. Er trat einen Schritt auf den Jungen zu und sagte: »Hör zu, mein Junge -«

Weiter kam er nicht. Beim Klang seiner Stimme brandete die Menge plötzlich wie eine menschliche Flutwelle vorwärts. Der Junge kam zu Fall und geriet augenblicklich unter die Vorwärtsdrängenden, und Holman wußte, daß er verloren war. Hände streckten sich nach ihm aus, und er wurde rückwärtsgehend vor ihnen hergetrieben, schlug nach ihnen und wehrte Hiebe ab. Einen Mann, der ihn direkt anging, fällte er mit einem Kniestoß in den Unterleib, eine Frau, die ihm ins Haar fuhr, warf er mit einem Rückhandschlag zur Seite, einem anderen Mann, der ihn würgen wollte, stieß er den Ellbogen in den Magen. Aber es waren zu viele. Er merkte, daß er sich nicht mehr lange würde halten können.

Dann krachte ein Schuß. Eine Gestalt in seiner Nähe schrie auf und fiel nach vorn. Er konnte nicht erkennen, ob ein Mann oder eine Frau getroffen worden war, aber in diesem Moment war es ihm herzlich gleichgültig. Die Menge kam zum Stillstand, wich zurück, ergriff in kopfloser Panik die Flucht. Der Gewehrschuß hatte sie mehr als alles andere erschreckt.

»Schnell, Sir, laufen Sie!« hörte er Sergeant Stantons mechanische Stimme rufen.

Im Nu hatte Holman das eiserne Geländer der Rampe erreicht und ließ sich zwei Meter hinabfallen. Er verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Knie, aber der Sergeant gestattete ihm keine Ruhepause. »Hier entlang, Sir, schnell!« rief er, und wieder peitschte ein Schuß.

Holman sprang auf und lief zu dem Soldaten. »Ein Glück, daß Sie Ihr Gewehr bei sich behalten haben«, keuchte er.

»Nach allem, was ich heute gesehen habe, würde ich ohne das Gewehr nirgendwo hingehen.« Er feuerte abermals in die Menge. »In diesem Aufzug kann man nicht mehr genau schießen, aber das ist bei dieser Meute auch nicht nötig. Wieder brachte er das Gewehr in Anschlag und feuerte. »Schnell jetzt, in den Tunnel. Ich werde nicht mit Ihnen Schritt halten können, also gehen Sie voraus zum Hauptmann. Ich werde mir dieses Gelichter schon vom Leib halten, während ich mich zurückziehe.«

Es war zwecklos, ihm zu erzählen, was am anderen Ende des Tunnels geschehen war, also sagte Holman. »Ich bleibe bei Ihnen. Ich werde Ihnen helfen.«

»Was wollen Sie tun, die Leute ansucken?«

»Ich habe eine Waffe.« Holman zeigte ihm den Revolver.

»Da müßten sie schon auf Ihnen sein, wenn diese Spritze wirken sollte, und wenn sie auf Ihnen sind, nun, dann hilft es auch nichts mehr, nicht wahr? Nein, gehen Sie nur voraus, Sir, ich kann sie zurückhalten. Sehen Sie nur hin, die ducken sich wie Tiere. Sie werden nicht näherkommen.« Um Holman zu zeigen, was er meinte, hob er das Gewehr und feuerte auf die nächste Gestalt, eine Frau, die auf allen Vieren auf sie zukroch. Bei ihrem Aufschrei wich die Menge mehrere Schritte zurück. »Nur zu, Sir«, sagte er, und Holman glaubte, ihn hinter der getönten Visierscheibe grinsen zu sehen.

Er war entsetzt von der Grausamkeit des Sergeanten. Zwar wußte er, daß sie in einer gefährlichen Lage waren, und seine Empfindungen für die Geistesgestörten waren nach und nach immer mehr abgestumpft, aber er konnte die Unmenschlichkeit des Mannes trotzdem nicht verstehen. Er feuerte nach Gutdünken in die Menge, als ob es sich um kranke Schafe handelte, die getötet werden mußten. Hatte der Wahnsinn auch ihn berührt?

»Was ist mit dem Behälter?« brachte er hervor.

»Dem kann nichts passieren. Sie können ihn nicht zerstören, und sie können ihn nicht bewegen. Wir nehmen ihn später mit, wenn wir mit dem Katastrophenfahrzeug zurückkommen. Nun zum letztenmal: Wollen Sie jetzt in den verdamnten Tunnel gehen, Sir?«

Holman wandte sich um, und mit einem letzten Blick auf die eingeschüchterte, aber noch immer langsam vorrückende Menge verschwand er im Tunnel und ließ den Sergeanten zurück. Als seine Schritte von den Tunnelwänden widerhallten und er tiefer in die Schwärze des Inneren vordrang, hörte er hinter sich zwei Schüsse in rascher Folge. Er hoffte, daß auch der Sergeant sich in den Tunnel zurückziehen würde, wo er sicherer wäre; vielleicht würde die Menge ihm nicht einmal in die Dunkelheit folgen.

Aber während Sergeant Stanton die Menge in Schach gehalten und da und dort einzelne vorwärtsdrängende Gestalten erschossen hatte, war einer an ihm vorbeigeschlichen und über die Trümmerhalde der Sprengung zum Dach der doppelten Tunneleinfahrt hinaufgekllettert; Verrückte entwickeln oft besondere Schlaueit. Der Mann hob einen der vielen herumliegenden Betonbrocken auf und warf ihn beinahe nachlässig hinunter auf den nichtsahnenden Sergeanten. Selbst der widerstandsfähige Helm konnte nicht verhindern, daß Sergeant Stantons Schädel unter dem Aufprall brach. Die graugekleidete Gestalt sackte in sich zusammen, und die Menge brandete wieder vorwärts, kreischend vor Freude, packte den Toten und hob ihn in die Höhe, warf ihn in die Luft und ließ ihn immer wieder schwer zu Boden krachen. Dann entledigten sie ihn seiner Kleidung und hoben ihn über ihre Köpfe. So stürmten sie mit ihm als einem makabren Feldzeichen in den Tunnel.

Holman hörte das Lärmen hinter sich. Er lauschte nach Schüssen, doch als keine kamen begriff er, was geschehen war; sie hatten den Sergeanten überwältigt.

Er war jetzt in völliger, beängstigender Dunkelheit, nach seiner Schätzung etwa in der Mitte des Tunnels, aber die Krümmung der Tunnelröhre brachte es mit sich, daß er keinen Schimmer von Helligkeit sehen konnte. Wie sehnte er sich nach dem Flecken grauen Lichts, der den Tunnelausgang anzeigen würde, denn die Schwärze wirkte desorientierend und vermittelte ihm ein Gefühl, in völliger Leere und körperlos zu sein. Seine Angst steigerte sich immer mehr. Als er das erste Mal an diesem Tag (Gott, war es derselbe Tag gewesen? Es schien eine Ewigkeit zurückzuliegen) in den Tunnel eingedrungen war, hatte er wenigstens eine Lampe gehabt und war zudem nicht allein gewesen, aber jetzt hatte er nur die rauhe Betonwand an seiner Seite und den Straßenbelag unter den Füßen, die ihm sagten, daß er noch als lebendiger Mensch existierte. Er wagte die tastenden Finger kaum von der Wand zu lösen, da er fürchtete, sie könne nicht mehr da sein, wenn er wieder danach suchte. Zugleich bewegte er sich im Laufschrift, verließ sich ganz auf den Zufall und hoffte, daß er in der Dunkelheit nicht auf ein unerwartetes Hindernis stoßen würde. Ryker hatte gesagt, der Tunnel sei frei, aber da war er mit dem Fahrzeug durchgefahren.

Hinter ihm tobte die rasende Menge, und in der hallenden Tunnelröhre schienen sie ihm viel näher zu sein, als sie es in Wirklichkeit waren. Er beschleunigte seine Schritte, als er merkte, wie die Straße unter seinen Füßen allmählich anzusteigen begann. Täuschte er sich, oder war es um ihn wirklich etwas weniger dunkel? Er zwinkerte. Ja, dort zeichnete sich deutlich ein Grau ab. Bald würde er die Biegung hinter sich haben, die Steigung würde zunehmen, und dort, an ihrem Ende, würde der helle Tag winken! Er atmete schwer, und die Muskeln seiner Oberschenkel schmerzten vom ungewohnten Lauf, aber die Erwartung der Tageshelligkeit verlieh ihm neue Kraft. Seine Erschöpfung jedoch

war nicht überwunden; sie wurde nur zurückgedrängt.

Minuten später kam er aus dem Tunnel, aber die Schreie des verrückten Mobs hinter ihm sorgten dafür, daß er in seinen Anstrengungen nicht nachließ. Die frische Luft, so neblig sie auch war, belebte ihn ein wenig, was ein Glück für ihn war, denn die letzte steile Strecke der Einfahrt war die anstrengendste. An ihrem oberen Ende angelangt, hörte er, wie das von seiner Schulter hängende Funksprechgerät zu knistern begann. Im Tunnel war er mehrere Male versucht gewesen, es als lästige und hinderliche Belastung wegzwerfen, doch nun war er froh, daß er es nicht getan hatte.

»Können Sie mich hören, können Sie mich hören?« fragte eine Stimme in dringlichem Ton.

Er drückte den Sendeknopf. »Hallo, ja«, keuchte er. »Hier Holman! Ich höre Sie. Ryker? Peters?«

»Gott sei Dank«, sagte die Stimme. »Hier Hauptmann Peters.«

Er ließ sich gegen die Betonwand der Rampe sinken und holte einige Male tief Luft, um seine keuchenden Worte verständlich zu machen. »Haben Sie die Sprengladungen schon angebracht?« fragte er.

»Ja, das habe ich getan. Eine gehörige Menge unter jedem der beiden Gasometer. Die Dinger sind aus Stahl, aber bei der Menge Gelignit, die ich verwendet habe, werden sie wie Eier aufplatzen. Ich habe die Zeituhr auf fünf Minuten eingestellt, das wird uns ausreichend Zeit geben, wieder im Tunnel zu verschwinden. In diesem Fall werden wir sichere Deckung brauchen.« Bevor Holman ihm von der Menschenmenge im Tunnel berichten konnte, fuhr der Hauptmann fort: »Gerade kommt Ryker zurück. Er hat sich das verdammte Ding noch einmal angesehen, während ich hier die Kabel verlegte. Ich habe den Eindruck, daß er immer noch unter einem Schock steht, wissen Sie. Eine Minute ist er ganz vernünftig, in der nächsten scheint er... Mein Gott. Er

trägt seinen Helm nicht!«

Holman hörte, wie der Hauptmann Professor Ryker beim Namen rief, dann war die Funkverbindung unterbrochen. Holman richtete sich auf und blickte über die keilförmige Betonwand, die an diesem Ende niedrig, am Tunneleingang jedoch an die zehn Meter hoch war. Er konnte die gigantischen Bauten der Gaswerke schemenhaft durch den Nebel sehen, der sich erheblich gelichtet hatte.

»Hauptmann Peters!« rief er ins Mikrofon. »Was ist geschehen? Um Himmels willen, antworten Sie!«

Er rief noch immer in das Funksprechgerät, als er merkte, daß die Antwort schon kam. Wieder hörte er den Hauptmann, der offenbar in höchster Panik sprach. Alle forsche militärische Sachlichkeit war aus seiner Stimme verschwunden. »Er - er hat mir den Kasten mit Detonator und Zündkapseln weggenommen. Ich bin überzeugt, daß er vom Nebel infiziert worden ist, und doch... und doch schien er ganz vernünftig. Er sagte, wir könnten keine fünf Minuten warten, das Risiko, daß das Zentrum der Mykoplasmen sich entferne, sei zu groß — sie müßten jetzt vernichtet werden, solange wir die Möglichkeit dazu hätten. Ich weigerte mich, aber er stieß mich zurück und brachte den Kasten an sich. Ich konnte einen Zweikampf mit ihm nicht riskieren, denn die Zündkapseln vertragen keine Stöße und hätten uns im Fall einer starken Erschütterung zerrissen. Er geht jetzt zurück in den Nebel, ins Zentrum! Holman, suchen Sie Deckung. Gehen Sie in den Tunnel, wenn Sie können. Ich komme heraus. Ich bin neben dem Fahrzeug — vielleicht habe ich noch eine Chance!« Knistern, dann Stille.

Holman unternahm keinen Versuch, den Hauptmann wieder zu erreichen; der arme Teufel brauchte jede Sekunde, die ihm noch blieb! Er blickte zu den gigantischen Gasometern und schüttelte sich bei dem Gedanken, was sich in den nächsten Minuten ereignen sollte. Dann glaubte er, ei-

ne Bewegung zu erkennen. Die ziehenden Nebel nahmen ihm die Sicht, aber jetzt erkannte er das Katastrophenfahrzeug! Peters konnte es vielleicht noch schaffen!

Dann ereignete sich zweierlei gleichzeitig: die Menge ergoß sich aus der Tunnelöffnung, und die vorderen Reihen trugen etwas über ihren Köpfen, das wie ein blutiger nackter Körper aussah. Als er den Blick in ihre Richtung wandte, erhellte ein greller Blitz die gesamte Umgebung, gefolgt von einem betäubenden Krach und einem donnernden Knall explodierendes Gases, der die Erde unter seinen Füßen erzittern ließ.

Holman drückte sich zusammengekauert gegen die Betonwand und versuchte sich so klein wie möglich zu machen. Er fühlte, wie die heiße Luft über seinen Rücken strich, wie sein Haar knisterte, als es ihm vom Kopf gesengt wurde; er glaubte, die Trommelfelle müßten ihm platzen, so ungeheuer waren die Explosionen, als ein Gasometer nach dem anderen in die Luft flog. Er fühlte, wie ihm Blut aus der Nase rann. Das Brüllen der entfesselten Elemente schien nicht enden zu wollen, glutheiße Druckwellen und Staubwolken fegten über ihn hin, die Erschütterungen ließen im Beton Risse entstehen. Obwohl er kaum noch etwas hören konnte, fühlte er weitere Druckwellen und Erderschütterungen und schloß daraus, daß die kleineren Tanks einer nach dem anderen explodierten. Er fürchtete sich, die Augen zu öffnen und Ausschau zu halten, denn selbst wenn es möglich gewesen wäre, konnte kein Zweifel daran bestehen, daß die Welt über ihm jetzt ein flammendes Inferno war und daß die Hitze, wenn er sich aus seiner Deckung aufrichtete, ihm die Augen ausbrennen würde. Er war besser daran als die meisten Menschen unten beim Tunnelausgang — er lag gegen die massive, vom Erdreich gestützte Betonwand der Rampe gepreßt und hatte das Gesicht am Boden, wo, von der Glut angesaugt, kühle Luft zum Explo-

sionsherd strömte; aber die Menschenmenge, obschon gegen die schlimmste Explosionsgewalt geschützt, war der Glutwolke relativ schutzlos preisgegeben. Viele verbrannten sofort, andere wurden von den Druckwellen in den Tunnel zurückgefedt und von fliegenden Trümmern zerschmettert und viele wurden von Betontrümmern erschlagen, als Teile des Tunnels einstürzten.

Es dauerte lange, bis Holman den Mut aufbrachte, seine mit Brandblasen bedeckten Hände vom Kopf zu nehmen und aufzublicken. Er sah, daß die Rampe mit Schutt und Trümmern übersät war, Fetzen von Metall und Brocken von Mauerwerk, die ihn, hätten sie ihn getroffen, auf der Stelle getötet hätten. Er blickte nicht hinunter zur Tunnelöffnung, denn er hatte kein Verlangen, das Blutbad zu sehen, das die Explosion angerichtet haben mußte; statt dessen erhob er sich langsam und unter Schmerzen auf die Knie und hob den Kopf Zentimeter um Zentimeter, bis er über die Mauer hinwegsehen konnte.

Die ganze Gegend vor ihm war eine einzige Feuersbrunst.

Die Gebäude und Anlagen der Gaswerke waren nicht mehr zu sehen, ebensowenig irgendwelche anderen Häuser; was nach den Explosionen stehengeblieben war — wenn etwas stehengeblieben war —, war vollständig vom Feuer eingehüllt. Seine tauben Ohren konnten das Krachen der neuen, kleineren Explosionen im Hintergrund nicht hören, aber er sah die hellen Stichflammen aus dem tieferen Orange gelb und Rot der Feuer schießen. Er zog den Kopf wieder ein, denn seine Augen schmerzten jetzt von der Hitze, und er zwinkerte heftig, sie zu befeuchten. Nach einer weiteren Minute spähte er wieder über die Mauer.

Die Brände schienen sich vom Fluß über das gesamte Gelände der Gaswerke und die meisten der anschließenden kleineren Fabriken zu erstrecken. Er wandte den Kopf und sah, daß sogar die Häuserzeilen auf der anderen Seite der

breiten Schnellstraße von den Kellern bis zu den Dächern lichterloh brannten. Die Zerstörung war furchtbar; offenbar waren die Gasometer voll gewesen, und die beiden fachkundig gelegten Sprengsätze hatten sie weit aufgerissen und das explosive Gas entzündet.

Einen halben Kilometer entfernt konnte er die ausgebrannten Reste des Katastrophenfahrzeugs auf der Seite liegen sehen. Er sank in seine Deckung zurück, drückte den Kopf gegen die Wand und schloß die schmerzenden Augen. Welch ein schrecklicher Preis war hier entrichtet worden. Seine Gedanken waren nicht mehr zornig — nicht einmal erbittert über jene, die das Unheil zuerst in die Welt gebracht und dann durch ihre Dummheit freigesetzt hatten —, noch versetzte ihn der Wahnsinn, den es verursacht hatte, in Furcht und Schrecken. Er konnte jetzt nur eine tiefe, erschöpfte Traurigkeit empfinden. Er wußte, daß die Mutation fort war, zerstört durch die Glutwolke. Nichts hätte diesem vernichtenden, doch reinigenden Inferno widerstehen können, nicht einmal die von pervertiertem menschlichem Denken ersonnene Krankheit, die mutierten Mykoplasmen, die in ihrer Zusammenballung mehr zu sein schienen als eine Anhäufung böartiger und parasitärer Mikroorganismen. War ihre Findigkeit nur eingebildet gewesen, oder hatten sie wirklich die Macht besessen, sich ihren Verfolgern zu entziehen? Waren ihre Bewegungen allein von den unbeständigen Luftströmungen verursacht worden? War ihre hypnotische Eigenschaft nur die Einbildung von Menschen gewesen, Teil des unterbewußten Willens zur Selbstzerstörung, der in jedem Geist steckt, verborgen in den dunkelsten Winkeln der Persönlichkeit, aber immer bereit, an die Oberfläche zu kommen? War Ryker wirklich verrückt geworden, oder hatte er gesehen, daß dies die einzige sichere Methode war und sich in voller Kenntnis der Folgen opfert? Vielleicht hatte er gespürt, daß die Krankheit ihn be-

reits befallen hatte, seine gesunden Gehirnzellen zerstörte und die Herrschaft über seinen Verstand zu gewinnen drohte. Vielleicht hatte er dies gefühlt und sich mit seinem letzten rationalen Gedanken entschlossen, der Krankheit und sich selbst ein Ende zu machen. Die Antworten auf diese Fragen konnte jetzt niemand mehr geben, und im Augenblick wollte Holman sie auch nicht wissen. Alles, was er wünschte, war Ruhe.

Ein kalter Windstoß weckte ihn aus seiner apathischen Erschöpfung. Er legte die Hände auf die Mauer und zog sich daran hoch. Die Feuersbrunst war am Erlöschen, aber dort, wo noch Gas in Flammen stand, schoß die Lohe beinahe weißglühend in die Höhe. Über ihr stand eine gewaltige schwarzgraue Rauchsäule, die sich in der Höhe ausbreitete und eine Pilzform annahm. Die dort emporgerissene heiße Luft ließ von allen Seiten kältere Luftmassen nachströmen, die ihrerseits aufgeheizt emporstiegen und einen hoch in den Himmel reichenden aufsteigenden Strudel erzeugten. Holman konnte beobachten, wie der Nebel von dieser Luftbewegung mitgenommen und emporgesogen wurde, dadurch wurden die stürmischen Luftströmungen erst sichtbar. Es war klar, daß nicht aller Nebel auf diese Weise verschwinden würde, aber wenigstens würde ein weites Gebiet frei davon sein; der Rest würde nun, da sein Kern, sein Zentrum zerstört war, ausgedünnt und vom Wind aufgelöst werden.

Er setzte sich wieder, den Rücken an die Mauer gelehnt, ließ die Hände über die angezogenen Knie hängen und starrte zum Himmel hinauf, wo bald der erste blaue Flecken erscheinen mußte.

Holman hatte die kleine Barkasse am Landesteg nahe der Westminster Pier angebunden und den Behälter auf seinem Karren im Boot zurückgelassen; sollten die Verantwortlichen im unterirdischen Hauptquartier Leute in Schutzanzügen aussenden, den Karren zu holen, er war zu erschöpft, mehr zu tun. Länger als eine Stunde hatte er noch in der Tunnelzufahrt gewartet, bis es ihm gelungen war, den Rückweg anzutreten. Er war wieder durch den Tunnel gegangen, doch hatte er diesmal den schmalen Laufgang an der Seite benutzt, der etwas über der Straßenebene verlief und als Rettungsweg für Autofahrer gedacht war, deren Fahrzeuge durch einen Unfall oder eine Panne im Tunnel liegengeblieben waren. Das schmale Geländer hatte ihm als Leitlinie gedient, und nur undeutlich war das qualvolle Stöhnen und Klagen der Menschen in der Dunkelheit unter ihm an seine noch halb tauben Ohren gedrungen. Auf der anderen Seite hatte er den zertrampelten Körper des Jungen gefunden, der aus der Menge auf ihn zugekommen war, verloren und ängstlich, beherrscht von der brennenden Frage, was mit der Welt um ihn her geschehen war.

Der Karren mit dem Behälter war noch an Ort und Stelle gewesen, und er hatte ihn zum Fluß gezogen, wo er bald ein kleines Ruderboot gefunden hatte, mit dessen Hilfe er eine weiter flußab vertäute Barkasse erreicht hatte. Das Starten des Diesels war nicht schwierig, da er einen elektrischen Anlasser hatte, und durch das einfache Mittel, die Zündkabel zu verbinden und den Stromkreis zu schließen hatte er den Motor bald in Gang gebracht. Mit Befriedigung stellte er fest, daß der Treibstofftank noch halb voll war, mehr als genug für seinen Zweck, Darauf hatte er den Karren mit dem Behälter mit Hilfe zweier Bretter von der Anlegebrücke in die Barkasse hinabgelassen, wo der Karren jetzt auf der Sei-

te lag, unbeschädigt und zumindest für ihn unverrückbar. Während er die Barkasse in die Flußmitte hinausgelenkt und seine Fahrt flußaufwärts begonnen hatte, war die Sonne durch das fleckige Grau des Himmels gebrochen und streute, wo ihr Schein auf das bräunliche Wasser fiel, tanzende Schwärme silbriger Lichtscherben über die Oberfläche. Er konnte beide Flußufer sehen, ein Zeichen, wie groß das in den Nebel gebrannte Loch war. Noch immer wütete weit hinter ihm die Feuersbrunst, deren gewaltige Rauchsäule den Osten der Stadt verhüllte. Vielleicht würde es noch tagelang brennen, wenn die riesigen Kohlenvorräte der Gaswerke Feuer gefangen hatten. Vielleicht würde das noch mehr Menschenleben kosten, noch mehr Sachwerte verzehren, aber vor allem würde das Feuer den Nebel an sich saugen und durch die Glut läutern und auflösen. Dann würde es allmählich ausbrennen, erschöpft durch seine eigene Wildheit. Entlang den Flußufern konnte er Leute stehen und zu der pilzförmigen Rauchwolke starren sehen, bleich und stumm, erschreckt von der ungeheuren Größe, deren Anblick ihre kranken Gehirne bis zum Ausschluß alles anderen erfüllte. Die Feuersbrunst konnte nun, da der Nebel sich auflöste, in ganz London gesehen werden, und Holman hoffte, daß die lähmende Wirkung allgemein sein würde; auf diese Weise blieben den Menschen Gedanken erspart, die ihnen oder anderen nur verderblich sein konnten. Er wich nach Möglichkeit den im Wasser treibenden Leichen aus, aber viele wurden von der Barkasse beiseite gestoßen und drehten sich träge mit aufgedunsenen Leibern und Gliedmaßen im trüben Wasser.

In der Nähe von Westminster war der Nebel noch dichter, aber auch hier begann er sich allmählich aufzulösen. Holman vertäute die Barkasse und machte sich zum Hauptquartier auf. Man hatte ihn durch die Videokameras der Fernsehüberwachung kommen sehen, aber wegen seiner abge-

sengten Haare, des geschwärzten Gesichts und seiner zerrissenen und blutigen Kleidung nicht gleich erkannt, doch als er gegen die nackte Betonwand im Hintergrund der Tiefgarage geschlagen hatte, war ihnen aufgegangen, wer er war, und sie hatten ihm augenblicklich die massive Tür geöffnet.

Er berichtete ihnen von allem, was geschehen war: von der Fahrt durch die Stadt, dem Tod Masons, der Sprengung des Blackwall-Tunnels, von der Vernichtung der Mykoplasmen in der Glut der Gasexplosion. Sie überschütteten ihn mit Fragen, und er tat trotz Erschöpfung sein möglichstes, alle zu beantworten. Schließlich beglückwünschten und lobten sie ihn, aber er wehrte ab: Professor Ryker und Hauptmann Peters verdienten den Dank, erwiderte er; ihren gemeinsamen Anstrengungen sei es zu verdanken, daß der Erreger endlich habe vernichtet werden können.

Janet Halstead untersuchte ihn, aber nicht ehe sie ihm vor Erleichterung das rußgeschwärzte Gesicht geküßt hatte. Er hatte keine ernsten Verletzungen davongetragen, obwohl seine Schnitt- und Brandwunden sorgfältiger Behandlung bedurften. Am meisten Sorge bereiteten ihr die Blutergüsse und Abschürfungen in seinem Gesicht, die er sich zugezogen hatte, als er aus dem umgestürzten Fahrzeug geschleudert worden war. Sie empfahl ihm Ruhe und wies darauf hin, daß er dem Zusammenbruch nahe sei, doch er wollte nichts davon wissen und bestand darauf, daß er noch etwas zu erledigen habe, bevor sie anfangen, die Stadt mit Lachgas zu besprühen: Er müsse zu Casey.

Er bat sie um ein Aufputschmittel, das seinen erschöpften Körper aufrecht halten würde, und als sie sah, daß er entschlossen war, auf jeden Fall zu gehen, willigte sie mit der Warnung ein, daß sie nicht sagen könne, wie lang die Wirkung des Mittels in seinem erschöpften Zustand anhalten werde. Darauf meinte er, es genüge, wenn er es nach Haus

zu Casey schaffe; dann werde er sich mit Vergnügen niederlegen und schlafen, während die Stadt besprüht würde. Seine Entschlossenheit steigerte sich noch, als sie versuchten, seine Wohnung über ihr Notsystem telefonisch zu erreichen, doch war in ganz London der Strom ausgefallen, und ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt blieb der Funkverkehr. Sie erläuterten ihm, daß die Sprühaktion im Südwesten und im Nordosten Londons beginnen werde, da die Sprühflugzeuge abschnittsweise operieren mußten. Er rechnete sich aus, daß er unter diesen Umständen seine Wohnung erreichen konnte, bevor das Lachgas ihn narkotisierte. Um ihm zu helfen, stellte man ihm ein Militärfahrzeug zur Verfügung, einen kleinen, leicht gepanzerten Spähwagen des Heeres, nur konnte man ihm bedauerlicherweise keinen Begleiter mitgeben; der Nebel mochte noch immer so viele Krankheitserreger enthalten, daß die Schutzanzüge keine vollkommene Sicherheit boten. Nach Lage der Dinge würden sie Freiwillige benötigen, um den Behälter zu bergen, das aber sei ein zu rechtfertigendes Risiko.

Schließlich fuhr er, notdürftig versorgt und gesäubert und in einer geliehenen Lederjacke, um Schulterhalfter und Revolver zu bedecken, mit dem Spähwagen aus dem unterirdischen Bunkersystem. Die Droge begann bereits zu wirken und mobilisierte verborgene Reserven in seinem erschöpften Körper.

Er stieg die Treppe hinauf, und bevor er die vierte Etage erreichte, fühlte er die bleierne Mattigkeit wieder in seine Gliedmaßen kriechen; die Wirkung des Aufputzmittels schien bereits nachzulassen. Vielleicht war es die Fahrt gewesen, die seine Reserven so rasch verbraucht hatte, denn die Schreckensszenen dauerten unvermindert an. Irgendwie hatte er die naive Vorstellung gehegt, daß mit der Zerstörung des Kernbereiches der Mykoplasmen alles ausgestanden sei, doch wenn dies auch in einem gewissen Um-

fang zutreffen mochte, so waren die Folgen damit nicht beseitigt. Noch immer gab es ungezählte gräßliche und makabre Zwischenfälle, die Einzelpersonen betrafen, nun aber schien die Mehrzahl der Menschen sich herumziehenden Horden angeschlossen zu haben, die allem Anschein nach auf mehr oder weniger direktem Weg dem Fluß zustrebten. Holman hatte befürchtet, daß es zu einer Wiederholung der Tragödie von Bournemouth kommen würde, wenn das Lachgas sie nicht vorher erreichte, und hatte über das Funkgerät des Spähwagens seine Beobachtungen dem Hauptquartier mitgeteilt. Von dort war ihm versichert worden, man wolle die Einsatzleitung der Sprühfahrzeuge verständigen, daß die Uferbereiche der Themse auf beiden Seiten vorrangig eingesprüht werden sollten, bevor der Rest der Stadt an die Reihe käme. Wenn es ging, war er den Menschenmengen ausgewichen, aber mehr als einmal hatte er langsam und vorsichtig durch sie hindurchfahren müssen. Glücklicherweise hatten sie ihn ignoriert; er hatte den Eindruck, daß sie jetzt nur noch von dem Gedanken an Selbstzerstörung beherrscht waren.

Noch auf der Treppe hörte er von Ferne das Motorengeräusch der niedrig fliegenden Maschinen, die ihr einschläferndes und hoffentlich lebensrettendes Gas ausspien.

Er langte auf seiner Etage an und atmete erleichtert auf, als er seine Wohnungstür fest geschlossen sah. Mit der Faust schlug er an die Tür und rief Caseys Namen, ohne die schattenhafte Gestalt zu sehen, die auf den zum Dachgeschoß führenden Stufen saß. Sie hatte dort den größten Teil des Tages in geduldigem Warten verbracht.

Holman hörte Caseys gedämpfte Stimme hinter der Tür. »John, bist du es?«

»Ja, Schatz!« rief er zurück, so munter er konnte, und verzog das schmerzende Gesicht zu einem breiten Lächeln. »Ich bin's. Alles wird in Ordnung kommen. Mach auf.«

Er hörte, wie sie ein Möbelstück wegrückte, dann wurde der Riegel gezogen, das Schloß schnappte, und ihr Gesicht erschien in dem von der Sicherungskette eingengten Türspalt. Angespannt und mit vom Weinen geröteten Augen, die schon wieder naß wurden.

»Ach, John!« rief sie. »Ich wußte nicht, was mit dir geschehen war. Ich machte mir solche Sorgen...« Sie brach ab und schloß den Türspalt, um die Sicherungskette auszuhängen. »Den ganzen Tag hat jemand versucht, hereinzukommen.« Sie öffnete die Tür ganz, und er zog sie an sich, umschlang sie mit den Armen und lockerte den Griff nur leicht, um ihr Gesicht zu küssen.

Sie weinte vor Glück und Erleichterung, als er sie in die Diele zurückdrängte und die Tür mit dem Absatz zustieß.

Sie machte sich aus seinen Armen frei, blickte in sein Gesicht, und ihre Augen spiegelten Erschrecken und Sorge. »John, was ist dir zugestoßen? Was haben sie dir angetan?«

Er lächelte müde. »Das ist eine lange Geschichte«, sagte er. »Zuerst wollen wir zusammen einen trinken. Dann gehen wir ins Bett, und ich werde dir alles erzählen. Und dann werden wir schlafen. Wir werden lange und wunderbar schlafen.«

Sie lächelte ängstlich zurück, halb neugierig, aber voller Glück. Und dann erstarrte ihr Gesicht in einem Ausdruck von Angst und Schrecken, als sie etwas hinter ihm auftauchen sah, etwas, was die Tür daran gehindert hatte, ganz ins Schloß zu fallen. Verwundert von ihrem ängstlichen Blick wandte Holman sich um. Der Atem stockte ihm.

In der Türöffnung stand Barrow, ein seltsames Lächeln im Gesicht.

Holman drehte sich um, so daß er dem Kriminalbeamten gegenüberstand und Casey hinter ihm war.

»Hallo, Barrow«, sagte er wachsam.

Keine Antwort, keine Bewegung.

Casey berührte seine Schulter und sagte in einem drängenden Flüsterton: »Er muß es gewesen sein. Jemand hat den ganzen Tag versucht, hereinzukommen, hat gegen die Tür geschlagen, versucht, sie aufzubrechen. Wenn ich hinausrief, bekam ich nie eine Antwort, aber die Schläge hörten auf, um eine Stunde später wieder anzufangen. Er muß die ganze Zeit draußen gewesen sein.«

»Was wollen Sie, Barrow?« fragte Holman.

Wieder blieb eine Antwort aus. Nur das seltsame, beunruhigende Lächeln blieb. Holman bemerkte, daß der Mann makellos gekleidet war: dunkelbrauner, dreiteiliger Anzug, weißes Hemd, dunkelgrüne Krawatte. Nur sein abwesender Blick und das verkrampfte Lächeln verrieten seinen geistesgestörten Zustand. Dann schob Barrow plötzlich die Hand in die rechte Jackentasche und zog etwas heraus. Holman konnte nicht gleich sehen, was es war, aber als Barrow es auseinanderwickelte, erkannte er ein ungefähr meterlanges Stück dünnen Draht, mit zwei kleinen hölzernen Handgriffen an den Enden.

»Geh ins Schlafzimmer, Casey und sperr die Tür zu«, sagte er mit halblauter Stimme, ohne den anderen aus den Augen zu lassen.

»Nein, John, ich verlasse dich nicht.«

»Tu, was ich dir sage«, herrschte er sie an. Er merkte, daß sie sich von ihm entfernte und hörte die Schlafzimmertür klappen.

»Was wollen Sie, Barrow?« fragte er noch einmal, ohne eine Antwort zu erwarten. Aber diesmal erhielt er eine.

»Dich«, sagte Barrow. »Dich, du Lump.«

Er hatte die Handgriffe des Drahtes jetzt in beiden Händen und hielt sie in Brusthöhe so, daß der Draht gespannt war. Holman konnte sich vorstellen, wie die makabre Waffe gebraucht werden sollte: als Garrote. Um den Hals des Opfers geschlungen, würde der Draht Luftröhre und Hals-

schlagader zudrücken und innerhalb von Sekunden töten.

Barrow kam einen Schritt näher.

Holman hatte an diesem Tag zu viel durchgemacht, um Zeit mit Beschwichtigungsversuchen zu vergeuden, und Barrow war ihm bereits zu nahe, als daß er den Griff zum Revolver hätte riskieren können. Also griff er zuerst an.

Er duckte sich, warf sich voll auf den Kriminalbeamten, und beide flogen durch die offene Wohnungstür hinaus und landeten auf dem Boden des Treppenabsatzes. Holman lag auf dem anderen, wurde aber sofort hochgehoben und, zur Seite geworfen, als wäre er eine Schaufensterpuppe. Barrows Kräfte waren unglaublich, und als Holman sich herumwälzte, war ihm klar, daß er keine große Chance gegen den anderen hatte, schon gar nicht in seinem geschwächten Zustand. Er sah plötzlich Casey in der Türöffnung erscheinen, die vor Entsetzen die Augen aufriß, als sie Barrows Waffe sah. Der Kriminalbeamte war aufgesprungen und kam näher, ein trocken glucksendes Geräusch drang aus seiner Kehle, doch als Casey schrie, wandte er den Kopf ihr zu.

Das gab Holman den Sekundenbruchteil, den er brauchte, um sich auf ein Knie zu erheben und aus dieser Position heraus erneut anzugreifen. Sein Kopf traf Barrow in die Magengegend, trieb ihm die Luft aus der Lunge und ließ ihn zurücktaumeln. Vom eigenen Schwung vorwärtsgetragen, fiel Holman über Barrows Beine und erhielt einen harten Kniestoß gegen das Kinn. Er fiel seitwärts gegen die Wand und verlor kostbare Augenblicke in dumpfer Benommenheit, bevor er versuchte, sich an der Wand hochzuschieben — aber zu spät. Er fühlte den kalten, dünnen Draht um den Hals und brachte es im letzten Moment noch fertig, einen Arm hochzureißen, um zu verhindern, daß er sich vollständig um seinen Hals schloß. Barrow hatte die beiden Handgriffe gekreuzt, kniete vor Holman und zog sie mit aller

Kraft in entgegengesetzte Richtungen.

Der Draht schnitt tief in Holmans Nacken, und sein Arm, glücklicherweise geschützt durch die geborgte Lederjacke, war alles, was ihn vor der Erdrösselung schützte, obwohl er nahe daran war. Seine Hand wurde gegen sein Gesicht gepreßt, festgehalten von dem Draht, und es gelang ihm trotz aller Anstrengung nicht, sich gegen Barrows enormen Druck Luft zu verschaffen; er spürte, wie seine Kräfte ihn verließen. Vor seinen Augen verschwamm alles, und der Schmerz sandte Wellen weißglühender Hitze durch seinen Kopf. Er begann das Bewußtsein zu verlieren.

Dann ließ der Druck wie durch ein Wunder ein wenig nach. Sein Gesichtsfeld begann wieder klare Umrisse anzunehmen, als er aus dem Zustand halber Bewußtlosigkeit zurückkehrte, doch schien eine Ewigkeit zu verstreichen, bevor er sehen konnte, was vorging — doch dann bemerkte er, daß Casey Barrow bei den Haaren gepackt hatte und seinen Kopf zurückzog. Ihr Gesicht war naß von Tränen, und ihr Körper zitterte vor Anstrengung und Furcht, aber Barrow war gezwungen, einen der Handgriffe loszulassen, um sich zu befreien. Er griff hinauf und erwischte eines ihrer Handgelenke, aber sie hielt grimmig fest und zog ihn zurück, bis er das Gleichgewicht verlor und nach hinten fiel.

Mit einem Wutgebrüll kam er wieder auf die Beine und wandte sich gegen sie, ohne auf Holman zu achten. Sein Schlag traf ihr Gesicht und warf sie rücklings gegen die gegenüberliegende Wand. Ihre aufgeplatzten Lippen begannen zu bluten, und sie stand schluchzend da, eine Hand im Gesicht, wo er sie getroffen hatte. Er kam näher und schlug wieder zu, schweratmend starrte er ihr mit seinem leeren Blick ins Gesicht. Dann stellte sich das Grinsen wieder ein, er faßte nach dem Kragen ihrer dünnen Bluse und riß sie mit einer schnellen Abwärtsbewegung auf. Der Anblick ihrer kleinen Brüste ließ ihn innehalten, und sein Lächeln wurde

breiter.

Er starrte Holman beinahe verständnislos an, als er an der Schulter gepackt und herumgedreht wurde. Sein Gesicht hatte kaum Zeit, sich zu einem Ausdruck von Wut zu verziehen, bevor die Faust Holmans ihn am Kopf traf. Er flog rückwärts gegen das Mädchen, wehrte sich aber sofort mit einem Fußtritt gegen Holmans Hüfte. Dann ließ er einen Faustschlag folgen, der Holman nur an der Stirn streifte, aber Wucht genug hatte, daß er um seine Achse gedreht und ein paar Schritte zurückgeworfen wurde. Barrow schickte sich an, ihm zu folgen und ihm den Rest zu geben, aber Casey hakte mutig einen Arm um seinen Hals und versuchte ihn zurückzuziehen. Er fuhr erneut herum, stieß sie gegen die Wand und preßte seinen Körper so an sie, daß ihr keine Bewegungsfreiheit blieb. Mit einer Hand packte er sie bei der Schulter und riß ihr die Bluse herunter, die andere fuhr abwärts zu ihren Hüften. Sein Gesicht drückte ihr den Kopf fest gegen die Wand, und sie fühlte sein heißes Schnaufen und die Nässe seiner Lippen an ihrer Wange. Sie wollte um Hilfe rufen, aber das Entsetzen lahmte ihre Stimmbänder, und sie brachte keinen Laut hervor.

Holman hatte sich wieder gefangen. Er mußte jetzt ein Ende machen, oder Barrow würde sie beide umbringen. Sein Zorn, als er die Absicht des anderen erkannte, verlieh ihm die zusätzliche Kraft, die er für seinen erneuten Angriff brauchte. Seine Finger umfaßten Barrows Kopf und fanden seine Augenhöhlen. Er bohrte die Fingerspitzen hinein und zog den Kopf mit aller Macht zurück.

Barrow brüllte auf, löste sich von dem Mädchen und riß die Hände ans Gesicht, um Holmans gnadenlosen Griff zu brechen. Dabei stieß er sich selbst zurück, so daß er mit Holman gegen die andere Wand prallte, doch selbst als er sich freigekämpft hatte, konnte er nichts sehen. Er schlug blindlings nach Holman, der aber wich dem Schlag aus und

nutzte die Gelegenheit, einen schweren Haken in Barrows Magengrube zu schlagen, unter dem sein Gegner sich krümmte. Er stieß ihm das Knie ins Gesicht, doch als er Barrow mit einem Genickschlag zu Boden strecken wollte, traf ihn Barrows Kopfstoß an der Brust und ließ ihn durch den Korridor zurückwanken.

Bevor Holman wieder heran war, hatte Barrow sich aufgerichtet, schüttelte den Kopf und begann herumzublicken; offensichtlich hatten seine Augen sich erholt. Das Lächeln begann gerade wiederzukehren, als Holman ihn mit der Schulter rammte, um ihn niederzuwerfen. Barrow konnte dem Angriff durch eine Körperdrehung fast entgehen, aber Holman streifte ihn, brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und wieder fielen beide zu Boden. Sie kamen gleichzeitig auf die Beine und standen einander gegenüber, doch diesmal reagierte Barrow zuerst - er traf Holmans Halsseite mit einem kurzen, harten Handkantenschlag. Wäre nicht der schützende Kragen der Lederjacke gewesen, hätte es für Holman das Ende bedeutet, und auch so fiel er vornüber aufs Gesicht. Seine linke Schulter und der Arm waren vor Schmerz vollständig taub.

Keuchend lag er da, halb von Sinnen, und wieder hörte er das trockene Glucksen in Barrows Kehle und versuchte sich aufzurappeln.

Der Kriminalinspektor startete auf seinen geschwächten Gegner. Casey war am anderen Ende des Treppenabsatzes in die Knie gesunken, lehnte mit zeretzter Bluse an der Wand und schluchzte, vermochte aber nicht, Holman zu helfen. Der Verrückte war zu stark.

Holman sah, daß Barrow mit dem Fuß ausholte, um ihn mit einem Tritt gegen den Kopf endgültig außer Gefecht zu setzen — daß er, am Boden liegend, Barrows Absicht rechtzeitig erkannte, war Holmans Rettung. Mit den Händen konnte er den ausholend zurückgezogenen Fuß packen und

mit einem harten Ruck im Gelenk umdrehen. Barrow stürzte mit einem Schrei rückwärts, landete mit Schultern und Kopf auf den Steinstufen der Treppe und kollerte sie, sich mehrmals überschlagend hinunter, bis er auf dem unteren Treppenabsatz liegenblieb.

Holman ließ den Kopf sinken und lag schnaufend da, zu erschöpft für eine Bewegung. Er hörte Casey schluchzen, brachte aber nicht die Kraft auf, zu ihr zu gehen. Sie rief seinen Namen und kroch auf allen Vieren zu ihm hin.

Er lag da, und sinnlose, unzusammenhängende Gedanken gingen ihm durch den Sinn; er war zu müde, um sich auf etwas zu konzentrieren. In den letzten Tagen hatte er viel durchgemacht — sein Verstand war gezwungen worden, sich so vielen neuen Gegebenheiten anzupassen, er hatte sich nicht nur mit dem Tod in allen denkbaren Erscheinungsformen abfinden müssen, sondern auch mit dem Töten.

Scharrende Geräusche von der Treppe ließen ihn hochfahren. Ein schleifendes, kratzendes Geräusch. Er blickte auf und sah, daß auch Casey es hörte; sie hatte auf halbem Weg zu ihm haltgemacht, und ihre Augen starrten ihn voller Entsetzen an. Er wandte den Kopf zur Treppe. Holman, immer noch am Boden, starrte auf den Rand der ersten Stufe, unfähig, sich zu bewegen, wie gelähmt von den Geräuschen. Eine Hand erschien auf der obersten Stufe, die Finger, die sich gegen den Boden preßten, weiß vor Anstrengung. Holmans Kopf war weniger als einen Meter von ihnen entfernt. Und dann starrte er auf einmal in Barrows grinsendes Gesicht. Blut floß ihm aus der Nase und aus einer tiefen Platzwunde über der Augenbraue und verlieh seinem Gesicht einen noch gräßlicheren Ausdruck, aber er grinste Holman an, schnaufend und zitternd vor Anstrengung. Er gluckste, sein Mund öffnete sich in einer breiten Grimasse, das raue Glucksen drang unmittelbar aus seiner Kehle. Und er zog sich vorwärts, über die oberste Stufe.

Denn er wollte Holman erreichen.

Holman wälzte sich mühsam auf die Seite, griff nach der Waffe im Schulterhalfter und entsicherte sie mit dem Daumen. Dann stieß er Barrow die Mündung in den grinsenden Mund und drückte ab.

Holman kniete neben Casey, nahm sie in die Arme und wiegte sie hin und her. Von draußen drang lautes Motorengeräusch an sein Ohr, und er wußte, daß die Flugzeuge seinen Sektor erreicht hatten.

»Wir haben das Schlimmste hinter uns, Schatz«, sagte er, ohne in seinem sanften Wiegen innezuhalten. »Wir werden nie wieder die alten sein, zu viel ist geschehen, aber wir können einander helfen. Ich liebe dich so sehr, Casey.«

Er stand mühsam auf und zog sie auf die Beine. Sie weinte an seiner Brust.

»Wenn dies alles endlich ausgestanden ist, wenn man für die Verletzten alles Menschenmögliche getan hat, werden die Leute erfahren, wie es geschehen ist. Dafür werde ich sorgen, und ich glaube, andere werden es auch tun. Jetzt aber, Casey, wollen wir schlafen. Wir legen uns zusammen hin und werden lange, lange schlafen.«

Sie brachte es fertig, ihn anzulächeln. Langsam gingen sie, Casey stützte seinen müden und schmerzenden Körper, in seine Wohnung.

Er schloß die Tür hinter ihnen.